


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Oesterreichische Dichter

zum 60. Geburtstage

Detlev von Liliencron's.



Mit Beiträgen von Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar, Peter Rosegger, J. J. David, Rudolf Hawel, Theodor Herzl, Philipp Langmann, Peter Altenberg, Arthur Schnitzler, Hermann Bahr, M. E. Delle Grazie, Karl Schönherr u. a. ......



Herausgegeben von Adolph Donath
mit Buchschmuck von Heinrich Lefler.

Verlag Carl Konegen Wien.



Oesterreichische Dichter.

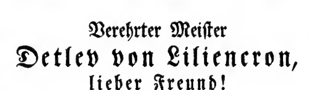
ZUM·60·GEBURTSTAGE

Detlev·von Liliencrons.

HERAUSGEGEBEN·VON
ADOLPH·DONATH.

Mit Beiträgen von Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar, Peter Rosegger, J. J. David, Rudolf Hawel, Theodor Herzl, Philipp Langmann, Peter Altenberg, Arthur Schnitzler, Hermann Bahr, M. E. Delle Grazie, Karl Schönherr u. a. . . . . . .

VERLAG CARL KONEGEN · WIEN.



Verehrter Meister
Detlev von Liliencron,
lieber Freund!

Die österreichischen Dichter überreichen Dir, dem großen Norddeutschen, dieses Werk zu Deinem sechzigsten Geburtstage. Ich darf wohl sagen: die österreichischen Dichter; denn nur sehr wenige fehlen. Du wirst, verehrter Meister, unter den Namen, die hier in loser Folge aneinandergereiht sind, viele Freunde finden aus Wien und den österreichischen Ländern: berühmte Namen, junge und sehr junge aufstrebende Talente. Und Du wirst Dich, verehrter Meister, freuen, daß sie alle, die in Österreich geboren sind, ohne Unterschied der literarischen und politischen Richtung — es geschieht hier zum erstenmal — festgeschlossen miteinander gehen, um Dir zu huldigen und Dir zu zeigen, was Du uns Österreichern bist und immer bleiben wirst.

In Verehrung und Treue
Adolph Donath.

Wien, im Frühling 1904.

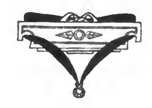
Ferdinand von Saar.

Reinheit.

Schelte man doch nicht den Dichter,
Wenn auch er zuweilen sinkt
Und wie anderes Gelichter
Aus des Lebens Pfütze trinkt.

Reiner nur in Gegensätzen,
Heller tönt empor sein Lied;
Nimmer weiß das Licht zu schätzen,
Wer das Dunkel stets vermied.

Wie ihn auch sein Wipfel kröne,
Wurzelt doch in Nacht der Stamm —
Und der Lilie keusche Schöne
Hebt sich aus des Teiches Schlamm!





Marie von Ebner-Eschenbach.

Die Begleiterin.

Er kam müde von einer weiten Wanderung zurück und stieg langsam den waldigen Bergpfad zum Felsenkegel empor, den sein altertümliches Schloß krönte. Ruhig und schwer lagerten im Tal die weißlichen Nebel, mit verräterischer Eile schwebte die Dunkelheit heran und umfing die Stämme und die Wipfel der Bäume.

Als dem einsam Schreitenden aus einem der Türme seines Hauses helle Lichter entgegenblinkten, erschien ihr Glanz ihm lieblich wie Sternenschimmer.

Die Gartenmauer entlang ging er eine Weile tastend bis zur kleinen Pforte, die sich nur einem bestimmten Drucke der kundigen Hand öffnete.

Im Augenblick, in dem er sie berühren wollte, hatte sie sich wie von selbst leise aufgetan und bereit, mit ihm zugleich einzutreten, stand an seiner Seite eine schattenhafte Gestalt. Ihre Umrisse verschwammen in der grauen Dämmerung, eine Schleiermaske bedeckte ihr Gesicht.

Peinlich angewidert wandte er sich ab und schwieg und fragte nicht: „Wer bist du? Was willst du von mir?“ — er wußte, eine Stimme die zu vernehmen ein menschliches Ohr vermöchte, würde ihm nicht antworten.

Ihm graute auch nicht, es wunderte ihn kaum, daß die Körperlose ihm folgte.

Plötzlich aufgeschossen und dennoch unerschütterlich frei von Furcht und Schauder, aber traurig, wie hoffnungsloses Sterben durchdrang ihn die Überzeugung: Wo die eingekehrt, da ist ihr die Heimstätte bereitet. Sie ist gekommen, um nie mehr von mir zu weichen. An meinem Tische wird sie sitzen, an meinem Lager wird sie stehen, auftauchen wird sie vor mir, wenn ich den Rätseln der Welt und des Lebens nachsinne, ihren Schatten wird sie werfen zwischen mich und jede Daseinsfreude und jedes Erdenglück.

An den Pfeilern des Einganges zum Schloßhof, in eisernen Ringen, staken brennende, schwelende Fackeln. Stoßweise und spielend entriß der Wind ihnen Funkenbüsche und streute sie wie kleine feurige Blumen auf das Pflaster.

Diener erwarteten den Herrn, gingen ihm voraus durch die Halle, über die breite, sanft ansteigende Treppe und er wußte, daß ihm, den anderen unsichtbar, die Begleiterin folgte.

Er führte sein gewohntes Leben fort, als Jäger, als Reiter, als Segler, als gastfreier Hausherr, als allenthalben freudig begrüßter Gast.

Dann wieder monatelang als einsamer Denker und Träumer, versunken in die vergessene Weisheit der uralten Foliantenschätze, die er angesammelt hatte.



Derselbe wie je erschien er. Niemand sah ihm die geringste Veränderung an, keiner bemerkte, daß ihm das Herz schwer und daß in seinem Innern das Licht der Heiterkeit erloschen war.

Die stille Begleiterin kam nicht mehr allein. Mit ihr schwebten herbei die Schatten aller seiner Toten. Und jeder von ihnen erhob einen Vorwurf gegen ihn. Einen leisen oder schweren. Zuckende Lippen, tränenumflorte Augen fragten: „Weißt du noch?“ „Besinnst du dich noch?“

Nur Eine lächelte ihn selig an. — Sie, die ihm das Schwerste zu verzeihen und es nie erwogen hatte, weil seine Schuld in dem reinen Feuer ihrer Liebe erlosch.

Die Zeit verfloß, Jahre um Jahre gingen dahin.

Einmal auf einer ziel- und planlosen Wanderung kam er zu einem Kirchlein im Walde, in dessen Nähe sich ein aufgelassener Friedhof befand. Dort war sie einst zur Erde bestattet worden, die ihn am meisten geliebt hatte, eine Flatterrüster bezeichnete die Stelle. Damals eine Gerte bloß, jetzt ein schlanker Baum mit zierlichem Geäst und seidigen Blättern, in dessen Zweigen Singvögel nisteten. Vom Grabe war nichts mehr zu sehen; nur üppiger als auf dem Waldboden ringsum entfaltete sich auf ihm ein reiches Pflanzenleben. Kleinblättriger Efeu, Gräser und Farne drängten ans Licht, in Fülle hervorgestrotzt breitete die wilde Erika mit ihren winzigen Glöckchen einen rosigen Schein über die stille Stätte.

„Sind das Grüße, die dein Staub mir entgegenschickt?“ fragte er.

Heiße Tropfen schossen ihm ins Auge und Erinnerungen an entschwundene Tage stiegen vor ihm auf. Bittere, herbe Erinnerungen an seinen Undank, seine Härte, an schlecht belohnte, grenzenlose Hingebung. Nicht einer schönen und süßen Stunde besann er sich und ihrer waren doch so manche gewesen. Vergessen alle — nur die anderen, die dunkeln, seinem Geiste eingeprägt mit grausamer Deutlichkeit. Ihm war, als öffne eine Wunde sich in seiner Brust und blute — blute ... Und was er vermochte, war und besaß und allen Reichtum des Wissens und jeden Triumph des Erkennens hätte er gegeben, um hinknien zu können vor sie und sagen zu können: Verzeih'!

O Gott! — sie sehen, wenn auch nur im Traume. Vor sie hinknien und sagen können: Verzeih'! — wenn auch nur im Traume ...

Seine stumme Begleiterin indessen glitt immer näher an ihn heran. Und zum erstenmale wendete er sein Haupt nicht ab, senkte er nicht die Augen. Leiddurstig sah er sie an und sein Blick durchdrang den Schleier auf ihrem Angesicht. Und er staunte, denn nicht wie ein feindliches erschien es ihm, sondern wie das einer Versöhnerin.



J. J. David.

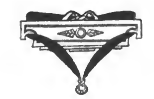
Mann und Stunde.

Die hadern und die streiten
Um Dinge, die vertan —
Hinab die Wasser gleiten
Laß ich den leichten Kahn.

Ich seh' im Zorn sie schwellen
Und bin gar still gemut —
Mir spiegeln sich die hellen
Gestirn' in tiefer Flut.

Dem Spiel der Wellenringe
Seh' ich beschaulich zu —
Und schärf' meine gute Klinge
Am starken Bauernschuh.

Weiß nicht, wer Stachelrede,
Wer Zorneswort ersann —
Es kommt eine bessere Fehde,
Da stell' ich meinen Mann.



Karl Schönherr.

Die Hoffnung der Mutter.

In meiner Tiroler Sommerfrische lebt in einer elenden Schaluppe — man nennt sie dort spottweise die Ritterburg — die Kobesin mit ihrem Sohne, dem Kobes. In Not und Mühsal, bei harter Arbeit und Erdäpfeln ist sie steinalt geworden, die älteste Person weit im Umkreise, geradeaus hundert Jahre. Das abgerackerte, spindeldürre, mumienartig eingeschrumpfte Weib geht noch immer aufrecht daher und bedarf weder eines Stockes noch einer Brille. Ihr lederbraunes Gesicht ist häßlich anzusehen, wie ein verrunzelter Rettig. Die Jahre haben jede Zeichnung daraus verwischt. Die Lippen bilden nur mehr zwei bläuliche undifferenzierte Wülste; aber die warmen, grauen Äuglein schimmern noch immer frisch und hell hinter den ewig entzündeten, ektropischen Lidern hervor.

Die Alte verrichtet noch alle Arbeit in Haus und Feld. Ich traf sie erst vor einigen Wochen an einem eisigkalten Herbstmorgen in ihrem kleinen Kukuruzfelde auf der bloßen Erde kniend in voller Arbeit.

Wahrlich, man schämt sich spazieren zu gehen, wenn man eine hundertjährige Frau im nahen Felde hart arbeiten sieht.

Nebenbei betreut sie auch ihren Sohn. Der ist auch schon sozusagen über die erste Jugend hinaus; im letzten Frühjahre hat nämlich der „Bua“ sein siebzigstes Jahr vollendet. Sie wäscht und flickt und kocht für ihn und macht ihm jeden Morgen das Bett zurecht. Flöhe — und deren dürften in der „Ritterburg“ einige nisten — wird sie beim Bettmachen kaum mehr fangen; und wenn sie beim Herd steht und ihm das Essen kocht — wer möchte behaupten, daß sich da noch niemals ein Tröpfchen von ihrer Nase weg in die Pfanne verirrte? Aber — die hundertjährige Mutter betreut ihren „Bua“! Also nörgle man nicht an Kleinigkeiten! Sie hält ihn auch sonst noch in Zucht und Zaum, so gut sie es vermag. Holt ihn noch immer eigenhändig aus dem Wirtshause heim, genau so wie ehedem, vor einem halben Säkulum, als er mit dem Schnapstrinken anfing. Aber alle fürsorgliche Mühe der Mutter war umsonst gewesen. Es war dem Kobes schon einmal vom Schicksal bestimmt, ein Schnapsbruder zu werden. Wer heute das alte, verwuzelte, glatzköpfige Männlein mit dem gedunsenen Gesichte und den stieren, gläsernen Trinkeraugen ansieht, ist sich auf den ersten Blick darüber klar, daß es da nichts mehr zu bessern und zu ändern gibt. Nur die Mutter — sie hat ihn im Laufe der fünfzig Jahre wohl ein paar tausend Mal vom Schnapsglase weggeholt und er hat ebenso oft versprochen, den Schnaps zu lassen — sie allein



verzweifelt noch immer nicht ganz an einer möglichen Besserung des „Burschen"; sie verhofft sich noch immer, daß aus dem nunmehr siebzigjährigen „Bua" doch noch im Laufe der Jahre ein ordentlicher Mensch werde, der „einst" in der Welt sein redliches Auskommen finde.

Hat die Uhr neun geschlagen und der „Bursch" ist noch nicht daheim, dann leidet es die Kobesin, so gut ihr die Bettwärme täte, nicht mehr auf dem Strohsacke. Sie zieht den alten Wattrock an, den sie mit ihren knopfigen, zittrigen Fingern die längste Weile nicht am Leibe festnesteln kann, und schlüpft mühsam in ihre unförmlichen Fleckelpatschen. Gott, wie schwer bückt sich so ein steinaltes Weib! Dann tastet sie sich, am Stiegengeländer Halt suchend, vorsichtig Stufe für Stufe die Holztreppe hinab, ins Freie. Wie oft sehe ich sie im abendlichen Dunkel durch die Gassen schleichen; vom Rösselwirt zur Traube, von der Traube zur Post, von der Post zum Löwenwirt zwingt sie ihre meeralten Knochen in nimmerrastender Sorge, überall fragend und Auskunft heischend:

„Wo ischt der Bua?"

Hat sie nach vielem Fragen endlich seinen Schlupfwinkel ausgekundschaftet, dann taucht plötzlich ihr runzeliges Gesicht im Türspalt der Gaststube auf und ihre rotgeränderten Grauaugen suchen gierig alle Tische und Winkel der qualmigen Stube nach dem „Nachtlumpen" ab.

„Wo ischt der Bua?"

Die Gäste zeigen ihn ihr mit spottendem Behagen.

„Dort ... Alte! Im Winkel! Er ist schon wieder beim fünften Glasl, gluck ... gluck ... gluck ..."

Da schlurft sie dann langsam, die bläulichen Lippen fest zusammengekniffen, Schritt für Schritt näher an seinen Tisch heran. Je näher sie kommt, desto verlegener wird der Kobes. Erst gestern hat er ihr wieder — gewiß zum zehntausendstenmal — versprochen, vom Schnaps zu lassen; und die Mutter hat es alle zehntausendmal geglaubt ... jedesmal meinte sie, nun werde es Ernst ... eine Hoffnung muß halt jeder Mensch haben ...

Zwei Schritte vor ihm bleibt sie stehen, nickt vielsagend mit dem Kopfe und starrt ihn, ohne ein Wort zu sprechen, eine qualvoll lange Weile an.

Der Kobes sucht verlegen in allen Taschen herum nach den Schnapskreuzern für die Kellnerin. Das Auge der Mutter tut ihm weh. Das spürt er auch im Dusel.

„Ja ..., ja, Mutter ... i geh' schon ... gleich ... gleich ... lamentiert's nur nit gar so schrecklich!" lallt er. Die Mutter hat ja keine Silbe gesagt. Nur ihr Auge läßt sie nicht von ihm. Und den Blick kann der Kobes nicht vertragen. Er sucht hastig Kreuzer für Kreuzer zusammen, um bald fortzukommen.

„Alte, trink ... tu Bescheid," rufen ihr lachend die Gäste zu.



Die Kobesin schaut nicht rechts noch links, sie hält ihre Augen wie ein Habicht geradeaus auf ihren „Bua" gerichtet.

„Hölltuifl eini! I werd wohl gehn, Muetter," schreit weinerlich der duselige Kobes. „Tut's nur nit gar so schrecklich schiech!" Die Mutter hat ja keine Silbe gesagt. Nur ihr Auge läßt sie nicht von ihm. Und das kann er halt nicht ertragen.

Endlich hat er die Kreuzer beisammen. Er schiebt der Kellnerin die Zeche zu, tappt nach seinem Hut und torkelt aus der Stube. Er will dem bösen Blicke entfliehen. Hart hinter ihm her schlurft die Alte. Im Hausflur pufft sie ihn mit ihrer schlaffen Faust in die Seite.

„Lump! . . ."

Der Kobes atmet auf. Weil sie nun endlich das erlösende Wort gefunden hat. Nur mit dem Munde soll sie reden! Mit den Augen nicht. Die Augensprache seiner Mutter kann der Kobes nicht ertragen. Sie pufft ihn den ganzen Hausflur entlang, bis auf die Straße. O, das war ihm wohl . . . nur nicht so stumm anschauen soll sie ihn.

Auf einmal kippt die Stimme der Alten ins Weinerliche um:

„Bua! Du machst mir Kummernus! Wenn d' so weiter machst, wirst di no ganz versaufen! Wann werst di denn amal bessern?"

„I besser mich schon, Muetter," schluchzt nun auch seinerseits der schnapsduselige Kobes. „Müßt's mir nur a bißl Zeit lass'n . . . auf amal geht's nit!"

Ihre grauen, warmen Äuglein leuchten auf.

„Bua! Willst mir's versprechen, von morgen an a nuis Leb'n anz'fangen?"

„Ja . . . Muetter," lallt der Kobes mit schnapsschwerer Zunge. „Verflucht sei der Branntwein! Mi sicht koa Wirtshaus mehr!"

Man braucht diese Worte nicht gleich so ernst zu nehmen. Seit einem halben Jahrhundert verflucht der Kobes jeden Abend den „Branntwein", wenn er besoffen heimtorkelt. Aber in den grauen Äuglein der Alten leuchtet es. Sie schöpft wieder aufs neue Hoffnung, der „Bursche" werde mit zunehmendem Alter charakterfester werden und sich dann gewiß noch einmal zu einem brauchbaren Menschen „auswachsen". Man muß dem „Bua" nur Zeit lassen. Auf einmal geht es nicht.

Sie schlurft ganz aufgeräumt neben ihrem Sohne her. Wenn der Dusel den „Bua" nach rechts oder links reißt, leitet sie ihn sorgsam wieder geradeaus, und wenn der alte Schnapskessel zu straucheln droht, bewahren ihn die verschrumpften, brüchigen Arme der hundertjährigen Mutter vor dem Falle. Er ist ja ihre Hoffnung.



Peter Rosegger.

Mahnungen.

Der Wind vom Kirschbaum Blütenblätter streut,
Der Frühling macht's dem Winter nach — es schneit.
So mahnt in Wonnetagen leis das Leid ....
Der Buchenwald in roten Rosen glüht,
Der Spätherbst tut's dem Frühling nach — er blüht.
So weht der Traum von Glück in herber Zeit.



Peter Altenberg.

Genesung.

Weil einer nicht am Typhus starb,
War's darum nur ein leichtes Fieber?!?
Glauben Gnädige an eine Liebe nicht,
Weil einer nicht daran verdarb?!?
Verbrannt zu Asche, hebt der Phönix sich, verklärt
durch Schmerz, in Himmelshöhen
Versengst du einem Sperling sein Gefieder,
Erhebt er sich nie wieder!



Gustav Meyrink.

Das Gehirn.

Der Pfarrer hatte sich so herzlich auf die Heimkehr seines Bruders Martin aus dem Süden gefreut und als er endlich eintrat in die altertümliche Stube, eine Stunde früher, als man erwartet hatte, da war alle Freude verschwunden.

Woran es lag,' konnte er nicht begreifen, er empfand es nur, wie man einen Novembertag empfindet, an dem die Welt zu Asche zu zerfallen droht. Auch Ursula, die Alte, konnte anfangs keinen Laut hervorbringen. Martin war braun wie ein Ägypter und lächelte freundlich, als er dem Pfarrer die Hände schüttelte. Er bleibe gewiß zum Abendessen zu Hause und sei gar nicht müde, meinte er. Die nächsten paar Tage müsse er zwar in die Hauptstadt, dann aber wolle er den ganzen Sommer daheim bleiben.

Sie sprachen von ihrer Jugendzeit, als der Vater noch lebte — und der Pfarrer sah, daß Martins seltsamer melancholischer Zug sich noch verstärkt hatte. „Glaubst du, daß gewisse überraschende, einschneidende Ereignisse bloß deshalb eintreten müssen, weil man eine innere Furcht vor denselben nicht unterdrücken kann?" waren Martins letzte Worte vor dem Schlafengehen gewesen. „Du weißt, welches grauenhafte Entsetzen mich schon als kleines Kind befiel, als ich einmal in der Küche ein blutiges Kalbshirn sah . . ."

Der Pfarrer konnte nicht schlafen, es lag wie ein erstickender, spukhafter Nebel in dem früher so gemütlichen Zimmer. Das Neue, das Ungewohnte, dachte der Pfarrer. Es war nicht das Neue, das Ungewohnte, es war ein anderes, das sein Bruder hereingebracht hatte.

Die Möbel sahen anders aus wie sonst, die alten Bilder hingen, als ob sie von unsichtbaren Kräften an die Wände gepreßt würden. Man hatte das bange Ahnen, daß das bloße Ausdenken irgend eines fremden, rätselhaften Gedankens eine ruckweise, unerhörte Veränderung hervorbringen müsse. — Nur nichts Neues denken — bleibe beim Alten, Alltäglichen, warnt das Innere. Gedanken sind gefährlich wie Blitze!

Martins Abenteuer nach der Schlacht bei Omdurman, das er erzählt, ging dem Pfarrer tagelang nicht aus dem Sinn. Wie er in die Hände der Obeahneger gefallen war, die ihn an einen Baum gebunden hatten. Der Obizauberer kommt aus seiner Hütte, kniet vor ihn hin und legt ein noch blutiges Menschengehirn auf die Trommel, die eine Sklavin ihm hält. Jetzt sticht er mit einer langen Nadel in verschiedene Partien dieses Gehirnes und Martin schreit jedesmal wild auf, weil er den Stich im eigenen Kopfe fühlt.

Was hat das zu bedeuten?!

Der Herr erbarme sich seiner! . . .



Gelähmt an allen Gliedern wurde er damals von englischen Soldaten ins Feldspital gebracht. — — — — — — — — — — — — —

Eines Tages fand der Pfarrer seinen Bruder bewußtlos zu Hause vor. Der Metzger mit seiner Fleischmulde sei gerade eingetreten, berichtete die alte Ursula, da plötzlich sei Herr Martin ohne Grund ohnmächtig geworden.

„Das geht nicht so weiter, du mußt in die Nervenheilanstalt des Professor Diokletian Büffelklein, der Mann genießt einen Weltruf," hatte der Pfarrer zu seinem Bruder gesagt, als dieser wieder zu sich gekommen war, und Martin willigte ein — — — — — — — — — — — —

„Sie sind Herr Schleiden? Ihr Bruder, der Pfarrer, hat mir bereits von Ihnen berichtet. Nehmen Sie Platz und erzählen Sie," sagte Professor Büffelklein, als Martin das Sprechzimmer betrat.

Martin setzte sich und begann:

„Drei Monate nach dem Ereignis bei Omdurman waren die letzten Lähmungserscheinungen . . ."

„Zeigen Sie mir die Zunge — hm, keine Abweichung, mäßiger Tremor," unterbrach der Professor. „Warum erzählen Sie denn nicht weiter?" —

„. . . Waren die letzten Lähmungserscheinungen —" setzte Martin fort.

„Schlagen Sie ein Bein über das andere, so, noch mehr, so —" befahl der Gelehrte und klopfte sodann mit einem kleinen Stahlhammer auf die Stelle unterhalb der Kniescheibe des Patienten. Sofort fuhr das Bein in die Höhe. „Erhöhte Reflexe," sagte der Professor — „haben Sie immer erhöhte Reflexe gehabt?"

„Ich weiß nicht, ich habe mir nie aufs Knie geklopft," meinte Martin.

„Schließen Sie ein Auge, jetzt das andere, öffnen Sie das linke, so — jetzt rechts — gut — Lichtreflexe in Ordnung. War der Lichtreflex bei Ihnen stets in Ordnung, besonders in letzter Zeit, Herr Schleiden?"

Martin schwieg resigniert.

„Auf solche Zeichen hätten Sie eben achten müssen," bemerkte der Professor mit leichtem Vorwurf und hieß den Kranken sich entkleiden. Eine lange genaue Untersuchung fand statt, während welcher der Arzt alle Kennzeichen tiefsten Denkens offenbarte und dazu lateinische Worte murmelte.

„Sie sagten doch vorhin, daß Sie Lähmungserscheinungen hätten, ich finde aber keine," sagte er plötzlich.

„Nein, ich wollte doch sagen, daß sie nach drei Monaten verschwunden seien," entgegnete Martin Schleiden.

„Sind Sie denn schon so lange krank, mein Herr?"

Martin machte ein verblüfftes Gesicht.

„Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß sich fast alle deutschen Patienten so unklar ausdrücken," lächelte freundlich der Professor; „da sollten



Sie einmal einer Untersuchung auf einer französischen Klinik beiwohnen, wie prägnant sich da selbst der einfache Mann ausdrücken soll. Übrigens hat es nicht viel auf sich mit Ihrer Krankheit. Neurasthenie, weiter nichts. Es wird Sie wohl gewiß auch interessieren, daß es uns Ärzten — gerade in allerletzter Zeit — gelungen ist, diesen Nervensachen auf den Grund zu kommen. Das ist der Segen der modernen Forschungsmethode, daß wir heute ganz genau wissen, daß wir füglich gar keine Mittel — Arzneien — anwenden können.

Zielbewußt das Krankheitsbild im Auge behalten! Tag für Tag! Sie würden staunen, was wir damit erzielen können. Sie verstehen? Und dann die Hauptsache: Vermeiden Sie jede Aufregung, das ist Gift für Sie. — Also, jeden zweiten Tag melden Sie sich bei mir zur Visite. — Nochmals: keine Aufregung!"

Der Professor schüttelte dem Kranken die Hand und war infolge der geistigen Anstrengung sichtlich erschöpft. — — — — — — — — —

Das Sanatorium war ein massiver Steinbau und bildete das Eck einer sauberen Straße, die das unbelebteste Stadtviertel schnitt. Gegenüber zog sich das alte Palais der Gräfin Zahradka hin, dessen stets verhängte Fenster den krankhaft ruhigen Eindruck der leblosen Straße verstärkten.

Fast nie ging jemand durch dieselbe, denn der Eingang in das vielbesuchte Sanatorium lag auf der anderen Seite bei den Ziergärten, neben den beiden alten Kastanienbäumen. — — — — — — — — — —

Martin Schleiden liebte die Einsamkeit und der Garten mit seinen Teppichpflanzen, seinen Rollstühlen und launischen Kranken, mit dem langweiligen Springbrunnen und den dummen Glaskugeln war ihm verleidet. Ihn zog die stille Straße an und das alte Palais mit den dunklen Gitterfenstern. Wie mochte es drinnen aussehen? Alte verblichene Gobelins, verschossene Möbel, umwickelte Glaslüster. Eine Greisin mit buschigen weißen Augenbrauen und herben, harten Zügen, die der Tod und das Leben vergessen hatte. — Tag für Tag schritt der Mann dem Palais entlang. — In solchen öden Straßen muß man dicht an den Häusern gehen. — Martin Schleiden hatte den ruhigen, eigentümlichen Schritt, den Menschen haben, die in den Tropen gelebt. Er störte den Eindruck der Straße nicht; sie paßten so zu einander, diese weltfremden Daseinsformen.

Drei heiße Tage waren gekommen und jedesmal hatte er auf seinem einsamen Wege den Alten begegnet, der stets eine Gipsbüste trug. Eine Gipsbüste mit einem Bürgergesicht, das sich niemand merken konnte. —

Diesmal waren sie zusammengestoßen — der Alte war so ungeschickt. Die Büste neigte sich und fiel langsam zu Boden. Alles fällt langsam, nur wissen es die Menschen nicht, die keine Zeit haben zur Beobachtung. —



Der Gipskopf zerbrach und aus den weißen Scherben quoll — — —: ein blutiges Menschengehirn. —

Martin Schleiden blickte starr hin, er streckte sich und wurde fahl. Dann breitete er die Arme aus und schlug die Hände vors Gesicht. Mit einem Seufzer stürzte er zu Boden. — — —

Der Professor und die beiden Assistenzärzte hatten den Vorgang von den Fenstern zufällig mit angesehen. Der Kranke lag jetzt im Untersuchungszimmer. Er war gänzlich gelähmt und ohne Bewußtsein. Eine halbe Stunde später war der Tod eingetreten.

Ein Telegramm hatte den Pfarrer ins Sanatorium berufen, der jetzt weinend vor dem Manne der Wissenschaft stand.

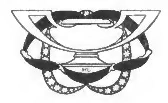
„Wie ist das nur alles so rasch gekommen, Herr Professor?" —

„Es war vorauszusehen, lieber Pfarrer," sagte der Gelehrte. „Wir hielten uns streng an die Erfahrungen, die wir Ärzte im Laufe der Jahre in der Heilmethode gemacht haben, aber wenn der Patient selber nicht befolgt, was man ihm vorschreibt, so ist eben jede ärztliche Kunst verloren."

„Wer war denn der Mann mit der Gipsbüste?" unterbrach der Pfarrer.

„Da fragen Sie mich nach Nebenumständen, zu deren Beobachtung mir Zeit und Muße fehlt — lassen Sie mich fortfahren: Hier in diesem Zimmer habe ich wiederholtemale Ihrem Bruder auf das ausdrücklichste die Enthaltung von jeglicher Art Aufregung verordnet — ärztlich verordnet! Wer nicht folgte, war Ihr Bruder. Es erschüttert mich selbst tief, lieber Freund, aber Sie werden mir Recht geben: Strikte Befolgung der ärztlichen Vorschrift ist und bleibt die Hauptsache und ich selbst war Augenzeuge des ganzen Unglücksfalles.

Schlägt der Mann in höchster Aufregung die Hände vor den Kopf, wankt, taumelt und stürzt zu Boden. Da war jede Hilfe natürlich zu spät. — Ich kann Ihnen schon heute das Ergebnis der Obduktion voraussagen: Hochgradige Blutleere des Gehirnes infolge diffuser Sklerosierung der grauen Hirnrinde. Und jetzt beruhigen Sie sich, lieber Mann, beherzigen Sie den Satz und lernen Sie daraus: Wie man sich bettet, so liegt man. — Es klingt hart, aber Sie wissen, die Wahrheit will starke Jünger haben."



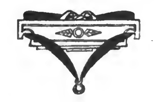
M. E. delle Grazie.

Orphisches Lied.

Erde, Erde, tagumblaute,
Lebenskeime=übertaute
Schöpferin —
Der in rätselhaften Zellen
Alle Daseinsformen quellen —
Nimm uns hin!

Die du lösest, um zu binden,
Die du trennst, um dich zu finden,
Mutterschoß —
Du von allen Keimen trächtig,
Noch im Tode lebensmächtig —
Bind' uns los!

Sieh uns ganz dahingegeben
Über deine Tiefen schweben
Ohne Pein . . . .
Heil'ge Mutter, in die Schleier
Deiner ew'gen Liebesfeier
Hüll' uns ein!



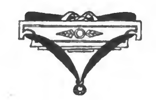
Otto von Leitgeb.

Die Sprache.

Ein tiefer Schmerz hat mich durchfahren
Jäh wie ein Blitz und wie ein Schicksal groß —
Aufschreien wollt' ich —! Doch verschlossen waren
Die Lippen und ich schluchzte bloß . . .
Kein Wort, zu nennen meinen Harm —
O, reiche Sprache, du bist arm!

Mit goldgesprenkten Feuergarben
Verbrämt die Sonne die Natur;
Unsäglich schön sind ihre Farben,
Zum Sagenland wird Berg und Flur,
Das Herz wird von dem Zauber warm;
Wo bleibt das Wort? Es ist zu arm —

Wie süßer Sang aus Engelskehle
Jauchzt mir's im Blut und klingt im Ohr . . .
Das höchste Glück erfüllt die Seele
Und trägt in Sphären sie empor:
Das Teuerste umschlingt mein Arm!
O Lieb', wie ist die Sprache arm! —



Raoul Auernheimer.

Hochzeitsreise.

Eine Szene.

Ein Coupé zweiter Klasse im Schnellzuge Wien—Venedig, fünfzehn Minuten vor der Abfahrt vom Südbahnhofe. Paul schiebt die Waggontür zurück, wirft einen Blick in das leere Coupé. Friedas Kopf wird über seiner Schulter sichtbar.

Paul :/junger Mensch von 27 Jahren, helle Augen, junger Vollbart/:

Hier, mein Schatz! Hier sind wir wenigstens allein. :/Er tritt als der erste ein. Frieda folgt ihm. Sie ist ein blühendes Geschöpf von 20 Jahren. Rundes Kindergesicht mit hellbraunen Guckaugen, spitzem Kinn, kastanienbraunem, gewelltem Haar. Um den etwas spitzigen Mund ein Zug früher, frauenhafter Weichheit, wie ihn junge Mädchen haben, die es nicht mehr sind. Lavendelblaues Kleid, Girardihut mit blauem Band. In der Hand ein Blumenbukett./:

Frieda :/eintretend/:

Gott sei Dank! Die vielen Menschen auf so einem Bahnhof. Ein Wunder, wenn man da keinen Bekannten trifft.

Paul.

Glücklicherweise sind wir beide nicht besonders bekannt ... Hierher, mein Herz, setz' dich ans Fenster. So. Und jetzt machen wir zu und ziehen die Vorhänge vor. :/Er stößt die Tür zu, dreht die Klinke um, dann zurückkehrend./: Mein Herz! :/er umfaßt sie/:. Nun, willst du mir vielleicht gar keinen Kuß geben? :/Sie schüttelt den Kopf./: Nein, nein, Schatz, daraus wird nichts. Dazu fahr' ich nicht mit dir nach Reichenau, damit du mir keinen Kuß gibst.

Frieda :/küßt ihn lächelnd/:

Ich hab' ja nur so eine Angst ... Denk dir nur, wenn uns jemand gesehen hätt'!

Paul :/leichthin/:

Ach was! ...

Frieda.

Jemand von meinen Leuten ... Meine arme Mutter! Wenn die das wüßte ...

Paul.

Daß ich die Freundin bin, mit der du nach Reichenau fährst ... :/er lacht./: Freilich ...

Frieda.

Mein Gott, wenn das herauskommt! ...



Paul.

Kommt nichts heraus! ... Und überhaupt, davon sollst du jetzt nicht reden. Jetzt sollst du mir nur sagen, ob du mich lieb hast. Hast du mich lieb?

Frieda :/traurig/:

Tät' ich sonst, was ich tu'? ... :/Schritte im Verbindungsgange/: Um Gotteswillen! Geh weg! :/sie stößt ihn zurück/:.

Paul.

Pst! Stellen wir uns tot. :/Es wird an der Glasscheibe geklopft/:.

Eine Stimme.

„Es ist doch ein leeres Coupé!" :/Es wird nochmals geklopft. Jemand entfernt sich von der Tür und ruft unwillig nach dem Kondukteur. Der Kondukteur öffnet die Tür. Der elegante Herr und die elegante Dame erscheinen zwischen den Vorhängen. Paul und Frieda heucheln Gleichgültigkeit./:

Der elegante Herr.

Na also! Da ist ja noch Platz genug. :/Zum Packträger)/: Bringen Sie nur mal das Gepäck herein ... :/er tritt ein, sagt brüsk/: Pardon!

Paul.

Bitte sehr! :/Er verläßt seinen Platz am Fenster, setzt sich verdrießlich neben Frieda, die verlegen zum Fenster hinaussieht./:

Die elegante Dame :/sehr schön und sehr blaß; englisches Reisekleid, schwedische Handschuhe, große Boutons. Traurige Augen. Frieda gegenüber am Fenster Platz nehmend; mit einem angenehmen Lächeln/:
Ist's erlaubt?

Frieda :/überhöflich/:

Bitte sehr! :/Der Packträger arrangiert das juchtenlederne Handgepäck des eleganten Paares./:

Der elegante Herr :/der dem Packträger Geld gegeben hat/:

Ja, wie viel wollen Sie denn eigentlich? Was? :/Er sieht ihn wütend an./:

Die elegante Dame :/sanft/:

Gib ihm nach.

Der elegante Herr :/zuckt die Achseln/:

Da! :/Der Packträger bedankt sich./: Jetzt machen Sie aber, daß Sie 'raus kommen. Der Schaffner hat bereits Abfahrt geblasen! :/Er zieht seinen ockergelben Überrock aus, nimmt neben der eleganten Dame Platz:/: Ganz nett ist's hier, nicht wahr, Lieschen? Man muß bloß dem Schaffner nicht glauben! Hier in Österreich, da wollen sie aus jedem Coupé 'n Geheimappartement machen! ...

Die elegante Dame :/nervös/:

Nicht so laut, ich bitte dich! :/Der Zug setzt sich in Bewegung; die elegante Dame



betrachtet Paul, der sich an Friedas Ohr beugt und ihr etwas zuflüstert. Frieda unterdrückt ein kleines Lachen, dreht dann den Kopf und blickt geflissentlich zum Fenster hinaus. Pause./:

Der elegante Herr :/studiert den Kurier/:

Um 11 Uhr sind wir in Mestre, um 11 Uhr 25 in Venedig.

Die elegante Dame :/gleichgültig/:

So. :/Sie betrachtet abwechselnd Frieda und die vorüberziehende besonnte Landschaft; nach einer Pause von fünf Minuten sagt sie/: Wenn die Dame erlaubt, könnten wir vielleicht das Fenster öffnen.

Frieda.

O bitte sehr! :/Sie will das Fenster öffnen, ist aber zu ungeschickt dazu./:

Die elegante Dame.

O bitte, bemühen Sie sich nicht! :/Sie läßt das Fenster herunter./: Ah! :/Zu Frieda:/: Ein schöner Morgen!

Frieda.

Ja, sehr schön, wirklich ... So viel Sonne überall, so viel Sonne ... :/Pause./:

Paul :/zu Frieda/:

Willst du nicht den Plaid umnehmen? Du könntest dich erkälten. :/Er legt ihr zärtlich den Plaid um die Schultern, Frieda dankt mit einem Blick. Die elegante Dame lächelt unmerklich; eine neuerliche Pause entsteht. Frieda blickt krampfhaft zum Fenster hinaus, die Dame mustert sie. Der elegante Herr hat einen Schildkrotzahnstocher aus der Westentasche genommen und stochert in den Zähnen. Paul betrachtet ihn gehässig. Nach einer Weile zu Frieda/: Wenn du erlaubst, Herz, so rauch' ich draußen meine Zigarre. :/Frieda nickt lächelnd, Paul verläßt das Coupé, Frieda sieht ihm nach. Die Dame lächelt still, wendet sich wieder der Aussicht zu./:

Der elegante Herr :/der den Bädeker aufgeschlagen hat/:

Du, die schöne Aussicht ist eigentlich auf der anderen Seite. Da muß man draußen stehen.

Die elegante Dame :/gleichgültig/:

Sieh dir sie an, wenn sie dich interessiert. Mich interessiert sie nicht. :/Der elegante Herr betrachtet die elegante Dame einen Augenblick gehässig, dann zuckt er die Achseln und geht auf den Gang hinaus; die Dame und Frieda bleiben allein zurück. Nach einer Weile sagt die elegante Dame/: Fährt die Dame vielleicht auch nach Venedig?

Frieda :/errötend/:

Nein ... Das heißt: Heute noch nicht ... nein. Heute fahren wir bloß bis Reichenau.

Die elegante Dame.

Ah!

Frieda.

Ja. :/Sie sieht wieder hinaus./:



Die elegante Dame :/lächelnd/:

Sie sind wohl auch auf der Hochzeitsreise?

Frieda.

Ja ... Natürlich ... Haben Sie das schon bemerkt?

Die elegante Dame.

Bemerkt? Kann ich nicht sagen. Ich hab' es mir gedacht.

Frieda :/verlegend lachend/:

Ach so! ... Und Sie, gnädige Frau, Sie sind wohl auch auf der Hochzeitsreise?

Die elegante Dame.

Ja ... :/Pause./:

Frieda :/die sich verpflichtet fühlt, zu sprechen/:

Und — reisen Sie schon lange?

Die elegante Dame.

Sechs Wochen. Von Frankfurt sind wir ausgegangen. Paris, London, Hamburg, Berlin, zuletzt Wien, überall nur ein paar Tage ... :/Seufzend/: Und jetzt geht's nach Italien.

Frieda.

Italien!

Die elegante Dame.

Ja ... Ich wäre schon gerne wieder zu Hause ... Ich bin eigentlich schon ein wenig reisemüde.

Frieda.

Das läßt sich denken ... Paris, Berlin, London ... Mein Gott! Aber schön muß das doch sein!

Die elegante Dame.

O ja ... Das heißt — wie man es nimmt ... Für ein junges Mädchen, das noch nicht viel in der Welt herumgekommen ist, eigentlich zu viel auf einmal ... Zu viel! Man sieht so viel, daß man zum Schlusse gar nichts mehr sieht ... Und alles andere ... Ach! ... :/sie schließt einen Moment die Augen./: Sind Sie auch schon längere Zeit unterwegs?

Frieda :/erschrickt/:

Ich? Nein, erst seit heute.

Die elegante Dame.

Erst seit heute. Also der erste Tag ... :/Sie lächelt, Frieda wird karmoisinrot./: Eigentlich hätt' ich es an Ihrer Verlegenheit merken können, vorhin ... Nun, Sie brauchen sich nicht zu schämen. Wir sind ja Frauen ...



Frieda.

Ich schäme mich ja gar nicht, gnädige Frau. :/Sie blickt zu Boden./:

Die elegante Dame.

Wie lange werden Sie reisen?

Frieda.

Ach! Nur drei Tage.

Die elegante Dame.

Wie?

Frieda :/bemerkt ihren Fehler/:

Ja — das heißt: Vorläufig ... Vorläufig drei Tage ... Mein — mein Mann hat nicht länger Zeit — vorläufig.

Die elegante Dame :/teilnehmend/:

Hm! ... Er ist wohl Beamter?

Frieda.

Beamter? Ja — ich glaube, er ist Beamter. Natürlich, er ist Beamter, Staatsbeamter, im Ministerium ... Ist der Herr Gemahl auch Beamter?

Die elegante Dame.

Nein. Mein Mann ist Rechtsanwalt in Frankfurt. Am ersten Januar nächsten Jahres übernimmt er eine große Kanzlei. Bis dahin wollen wir reisen.

Frieda.

Ah! ... :/Der Zug hält; der Schaffner ruft die Station aus; mehrere Leute steigen aus. Paul erscheint, eine Düte mit Obst in der Hand/: Da mein Liebling, frisches Obst ...

Der elegante Herr :/in der Tür, ein Glas Bier in der Hand/:

Willst du 'nen Schluck machen, Liesdchen? :/Er trinkt rasch ab, hält ihr dann das halbleere Glas hin/:

Die elegante Dame :/beleidigt/:

Danke!

Der elegante Herr :/bemerkt seinen Fehler/:

Ach so! Ein Druckfehler. Na ja! :/Er trinkt das Glas völlig aus, schlägt die Tür zu./:

Frieda :/zu Paul/:

Danke. :/Sie nimmt eine Traube aus der Düte/: Aber du mußt auch etwas essen. Diese Birne? :/Sie lächelt ihm zu./:

Paul.

Wenn du zuvor abbeißt ...

Frieda :/schämig/:

Aber ... :/Sie beißt rasch in die Birne/: Da ... :/Die elegante Dame lächelt wehmütig, ein bischen neidisch/:.



Frieda :/den Blick der eleganten Dame mißverstehend/:

Darf ich Ihnen aufwarten, gnädige Frau? :/Sie hält ihr die Düte hin./:

Die elegante Dame.

O nein! Ich danke.

Frieda :/leise zu Paul/:

Denk dir nur, sie hält uns für verheiratet. :/Schluckt eine Traube./:

Paul.

So. Na, ich werd' sie in ihrem Glauben bestärken. :/Er gibt Frieda einen Kuß./: Auf Wiedersehen! ... Bei der nächsten Station steigen wir aus. :/Er verschwindet wieder in den Gang; der Zug setzt sich in Bewegung./:

Die elegante Dame :/sieht ihm nach/: Ein so junger Mann ... Sie haben gewiß aus Liebe geheiratet?

Frieda.

Wir haben uns sehr lieb ... :/lebhaft/: Er ginge für mich ins Feuer. Und ich für ihn.

Die elegante Dame.

Das ist ein seltenes Glück.

Frieda.

Selten? Ist das so selten?

Die elegante Dame.

So viel ich weiß. Bei uns in Frankfurt werden die wenigsten Ehen aus Liebe geschlossen ... Ich weiß nicht, wie das in Wien ist.

Frieda.

Es wird wohl nicht viel anders sein ... Aber mit einem Manne, den man nicht liebt ... Das muß schrecklich sein!

Die elegante Dame.

Es i s t auch schrecklich ... Ich weiß das — :/rasch/: von einer Freundin.

Frieda.

Ah!

Die elegante Dame.

Die hat so geheiratet. Man hat sie verschachert wie einen Schluß Aktien. Sie hat geweint, sie ist auf den Knien gelegen vor ihren Eltern, umsonst. Sie empfand nichts für ihren Bräutigam, sie liebte ihn nicht, sie liebte vielleicht sogar einen anderen ... Umsonst. Man zwang sie zu der verhaßten Verbindung.

Frieda.

Warum hat sie sich zwingen lassen? Ich wäre durchgegangen an ihrer Stelle....



Die elegante Dame.

Es hat nicht jede den Mut dazu.

Frieda.

Ich hätte ihn! :/Sie blickt trotzig auf, dann, mit niedergeschlagenen Augen:/: Aber, was geschah weiter mit Ihrer Freundin?

Die elegante Dame.

Nichts Besonderes. Sie ging auf die Hochzeitsreise ... Ah! Welch eine Marter! Seit dem ersten Tage zankten sie sich, sie und ihr Mann. Und wenn sie nicht zankten, hatten sie sich nichts zu sagen ... Das ist fürchterlich, so eine Seele, in der nie etwas mitklingt, aus der nie ein Widerhall kommt, nie! ... Ah! ... Sie fuhren durch die schönsten Gegenden, meine Freundin und ihr Mann, und sie war sterbensunglücklich ...

Frieda.

Ich bedaure Ihre Freundin ...

Die elegante Dame.

... Am liebsten war sie im Coupé! ... Da ist man mit fremden Leuten beisammen, vor denen man sich zwingen muß; da macht man Bekanntschaften, man vergißt ... Ach wie glücklich war meine Freundin, wenn sie unterwegs jemanden traf, mit dem sie reden konnte, reden, der sie nicht verlachte, der sie vielleicht verstand! Ah! Es passierte ihr nicht allzu häufig ...

Frieda.

Arme Frau! ...

Die elegante Dame :/lächelt/:

Ah! Sie bedauern sie? Sie haben ein gutes Herz ... Aber was kümmert Sie das Unglück meiner Freundin? Sie sind glücklich! Wenn Sie auch nur drei Tage reisen und nur bis Reichenau ... Sie sind glücklich! ... :/Frieda schüttelt langsam den Kopf/: Ach! Sagen Sie nicht nein! Sie wissen ja gar nicht, wie glücklich Sie sind! ...

Frieda.

Glauben Sie mir, gnädige Frau, ich hab' auch mein Teil! ...

Die elegante Dame :/warm/:

Warum denn? Aber gehen Sie! Sind Sie nicht jung, schön ... oh! Wie schön! ... Und haben Sie Ihren Mann nicht lieb? :/Frieda nickt/: Und hat er Sie nicht lieb? :/Frieda nickt wieder/: Diese Blumen da :/Die elegante Dame deutet auf Friedas Strauß/: sind sie nicht von ihm?

Frieda :/die Blumen liebkosend/:

Ja, sie sind von ihm ... Und ich hab' ihn sehr lieb ... Und ich bin doch auch sehr unglücklich. :/Sie senkt den Kopf/:



Die elegante Dame :/erstaunt/:

Unglücklich?

Frieda.

Ja.

Die elegante Dame.

Und warum?

Frieda.

Das — kann ich Ihnen nicht sagen ... Es wäre auch zu viel! Ein ganzer Roman!

Die elegante Dame.

Erzählen Sie mir Ihren Roman!

Frieda.

Nein, nein! ... :/lustig/: Warum erzählen Sie mir nicht den Ihrigen, gnädige Frau?

Die elegante Dame :/trübselig/:

Meinen Roman! Aber ich habe ja keinen! Das ist ja gerade mein Roman, daß ich keinen habe ... Mein Roman, sehen Sie, besteht in drei Worten: Ich wurde verheiratet.

Frieda.

Ist das der Anfang oder das Ende?

Die elegante Dame.

Beides: der Anfang und das Ende! Aber reden wir nicht von mir! Reden wir von Ihnen! Sie haben vorhin so traurig gelächelt. Weshalb? Vielleicht kann ich es Ihnen ausreden ... vielleicht kann ich Sie auslachen ... Reden Sie! Es ist nicht gemeine Neugier, die mich treibt. Es ist mehr, es ist Mitgefühl. Es ist Freundschaft ... Wenn wir uns auch erst seit einer Stunde kennen. Wenn wir uns auch vielleicht im Leben nicht mehr sehen. Das Schicksal hat uns zusammengeführt. Wir sind beide auf der Hochzeitsreise, beide jung, Reisegefährten, vielleicht Leidensgenossen. Sprechen Sie!

Frieda.

Gnädige Frau, das kann ich Ihnen aber doch nicht sagen ... Das nicht! — Sie würden mich verachten!

Die elegante Dame :/stutzt/:

Wie? Wäre es möglich?

Frieda.

Gnädige Frau, Sie wissen ja gar nicht, was alles möglich ist ... :/Pause/:



Die elegante Dame.

Doch, ich kann es mir denken. Sie armes Kind! :/Frieda senkt den Kopf/: Sie armes Kind! Aber was haben Sie? :/Sie ergreift Friedas Hand/:

Frieda.

Gnädige Frau — :/sie bricht in Tränen aus/: Ich schäme mich so, gnädige Frau! ...

Die elegante Dame.

Sie haben Unrecht, mein Kind. Sie haben ihn ja lieb ... Die Liebe ist unsere Tugend. Und darum sind Sie die Tugendhaftere von uns beiden. Und auch die Glücklichere ... :/sie streichelt ihr das Haar/:

Frieda.

Gnädige Frau, oh, Sie sind so lieb mit mir, gnädige Frau! :/Sie will ihr die Hand küssen/:

Die elegante Dame :/entzieht ihr die Hand/:

Nein, nicht so ... :/zieht sie an sich, küßt sie auf die Stirne/:. So ... Und seien Sie mir nicht böse, wenn ich mich in Ihr Geheimnis gedrängt habe. Ich hätte es mir ja eigentlich denken können ... Aus der Art, wie er Ihnen den Plaid umlegte, wie er Sie küßte, hätt' ich es merken müssen ... So zärtlich ist man nicht — auf der Hochzeitsreise ...

Frieda :/schlägt die Hände vor das Gesicht/:

Oh! :/Der Zug fährt langsamer; Paul tritt ein./:

Paul.

Geschwind, mein Herz, wir sind in Reichenau ...

Frieda :/lächelt eilig, Tränen in den Augen/:

Ja. Ich bin schon fertig! :/Sie steht auf:/: Adieu, gnädige Frau ...

Die elegante Dame.

Adieu, liebes Fräu ... Adieu, mein Kind! :/Sie erwidert Pauls Verbeugung, indem sie lächelnd das Haupt neigt. Der Zug hält./:

Paul :/indem er Plaid und Tasche ergreift/:

Die Blumen ... Die Blumen nimmst du, Schatz? :/Er geht voraus/:

Frieda.

Die Blumen ... :/sie nimmt sie auf, überlegt einen Augenblick, dann, mit einer plötzlichen Bewegung, reicht sie sie der eleganten Dame/: Viel Glück auf die Reise, gnädige Frau! ... :/Sie folgt Paul, der den Arm um ihre Taille legt; beide steigen aus; die elegante Dame steht am Fenster, die Blumen in der Hand, und winkt mit ihrem seidenen Taschentuche/:.

Der elegante Herr :/zurückkehrend/:

Gottlob, daß die draußen sind! :/Er setzt sich ans Fenster, nimmt eine Zeitung heraus/: Wie hast du bloß mit dem Frauenzimmer reden können? Man sah es ihr



doch auf zwanzig Schritt Distanz an, daß sie mit dem Menschen nicht verheiratet ist! ...

Die elegante Dame :/steht, die Augen voll Tränen, am Fenster und winkt. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung. Die elegante Dame sagt leise, für sich/:
Viel Glück! ... :/Sie läßt sich auf die Kissen fallen; führt das Taschentuch zu den Augen/:

Der elegante Herr.
Ja, wie siehst du denn aus, was hast du denn mit deinen Augen?

Die elegante Dame :/tupft die Augen mit dem Taschentuche/:
Nichts ... nichts ... Es ist mir nur was hineingeflogen ... :/Sie drückt das Gesicht in die Blumen/:



Hugo Salus.

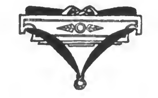
Talmudische Legende.

Chanina und Hosaja, kleine Schuster
Im Lande Israel, ihr Leben lang
In einer Buhlergasse saßen sie,
In einer dunklen, engen Buhlergasse,
Und machten Schuhe für die Buhlerinnen.
Die kamen, grell geschminkt, von Salben duftend,
In ihren Seidenröckchen zu den Schustern
Und setzten keck die Füße auf ihr Knie:
„Mach' mir Pantoffelchen mit Silberglocken,
Klingkling, klingklang: Kein Freier kann vorbei!"
Und eine zeigt die wohlgeformte Wade:
„Tanzstiefelchen, Hosaja, knapp und hoch,
Zwei Finger unters Knie!"

Ihr Leben lang,
Chanina und Hosaja, kleine Schuster,
Im dunklen Buhlergäßchen saßen sie
Und klopften Schuhe für die Buhlerinnen.
Sie schauten gar nicht auf die glatten Dirnen
Und hielten ihre Füße auf den Knien
Und nahmen Maß und hämmerten das Leder
Und freuten sich auf Sabbatruh' und Bethaus
Und mit den tiefen Fragen der Halacha.
Da sandte Gott Dienstengel zu den beiden,
Die schwebten nieder in die Buhlergasse
Und standen vor den Schustern, lichtumflossen,
Im dunklen Buhlergäßchen: „Nehmt uns Maß!

Wir holen uns die Schuh' am Freitagabend."
Die beiden Schuster nickten nur. Ihr Herz

War ganz erfüllt von einer tiefen Frage,
Vom Glück des Forschens. Und der Engelsfuß
War wie der Fuß der schlanken Buhlerinnen.
Die holten ihre Schuh'. Am Sabbat aber,
Da alles Volk sich vor dem Tempel drängte,
Da rauschte es vom Himmel her und rief:
„Chanina und Hosaja, blicket auf!"
Und über ihnen schwebten licht die Engel
Und ihrer Schuhe Sohlen leuchteten.
„Erkennt ihr unsere Schuh'? So hört, ihr andern,
In einer Buhlergasse sitzen sie
Und schustern Schuhe für die Buhlerinnen.
Doch ihre Namen ruft der Herr der Welt
Durch alle Himmel heut' von seinem Throne
Und freut sich ihrer. Rab Chanina, komm!
Komm, Rab Hosaja! Folgt uns in den Tempel!"



Friedrich Werner von Oesteren.

Das Weib des Belchabad.

Nach zwanzig sorgenschweren Jahren voll bitterer Demütigungen, nagender Enttäuschungen und aufreibender Kämpfe war Belchabad, der Sohn Jehudos, endlich zu Reichtum, Macht und Ansehen gelangt. Da wünschte und vermißte er, was er während all der Zeit nicht vermißt und nicht erwünscht hatte: ein Kind, einen Sohn, der das von ihm Errungene genießen, seinen Stamm fortpflanzen, seine Würden und Schätze erben und mehren sollte. Doch Marsabeths Schoß war unfruchtbar geblieben; von ihrem Leibe konnte er nimmermehr Frucht erhoffen und darum verstieß er sie.

Vergebens warf sie sich ihm zu Füßen, rang die Hände, raufte die Haare und flehte: „Trenne nicht, was der Herr, unser Gott, gefügt hat! Ein halbes Menschenleben lang war ich dir vereint in Treue und Liebe und wich nicht von deiner Seite. Habe ich nicht Mühen und Sorgen mit dir geteilt, dir gedient und dich genetzt? Habe ich nicht den Schlaf der Nächte geopfert, um über dich zu wachen, den Schweiß arbeitsvoller Tage vergossen, um dein Gut zu mehren? Habe ich nicht den Morgen und den Mittag meines Lebens dir geweiht, meine Blüte dir dahingegeben? Und nun, da es Abend wird, ein reicher, friedlicher Abend durch unserer Hände Arbeit, willst du mich ausschließen von der Tafel, auf der unsere Früchte prangen, der Ruhe deines Lagers und des Segens deines Daches mich berauben und mich hinausstoßen in die Nacht, die da anbricht? So willst du mir lohnen? Was habe ich dir getan, o Belchabad, daß du mich weisest aus deinem Herzen und Hause?"

Belchabads Herz aber war nur eines Wunsches voll; felsenhart war sein Sinn und das Weib war ihm nicht mehr als dem Wanderer der Schatten, den der Mond ihm in kühler Nacht beut. „Der Segen des Herrn ruht nicht auf unserem Bunde," sagte er. „Darum tue ich nach seinem Willen und Geheiß, so ich ihn löse. Mehret euch, hat der Gott unserer Väter geboten. Du hast mir nur ein Leben, dein eigenes, gegeben; das Weib soll aber dem Manne mehr geben als ein Leben. Deine Blüte ist verwelkt und trug mir keine Frucht. Ich aber will nicht entgegengehen einem leeren Abende und deshalb mir ein Weib nehmen, dessen Schoß gesegnet ist. Doch sollst du mich nicht grausam und ungerecht schelten, Marsabeth. Von den Gütern und Schätzen,



die ich mir erwarb, sollst du dir zum Danke für deine Liebe wählen, was immer deinem Herzen am genehmsten ist. Und begehrst du die Hälfte meiner Habe, ich weigere sie dir nicht, so wahr du mir teuer bist."

„Kannst du Liebe mit Gold entlohnen?" sprach dagegen das Weib. „Nicht nach Reichtum steht mein Sinn. Ist dein Herbst denn einsam, so du mich hast, die ich dir Lenz und Sommer war? Verstoße mich nicht, Belchabad! Laß mich dir dienen wie bisher! Behalte mich unter deinem Dache, wenn nicht in deinem Herzen! Barmherziger wäre es, du tötetest mich, denn du verstießest mich. Belchabad, Belchabad, gib mich nicht der Verzweiflung preis! Ich stürbe daran und mein Tod käme über dein Haupt und wandelte in Fluch, was du dir erträumest als Segen. Erbarmen!"

Der Mann aber blieb hart und grausam. „Meine Schuld, so ich eine auf mich lade, will ich zahlen mit schwerem Golde, mit der Hälfte meiner Habe und mich so entsühnen. Nimm, was ich dir geboten, und zieh von hinnen!"

Er wandte sich von Marsabeth, die in wildem Jammer und tödlichem Weh schluchzend dalag. Doch keiner der Knechte und keine der Mägde im Hause Belchabads fühlte Mitleid mit der einstigen Herrin, ob sie auch stets gütig und liebreich gewesen war; keiner sprach ein tröstendes Wort. Aus Furcht vor dem Herrn und in starrer Selbstsucht mieden alle die Verstoßene und da es Abend ward und sie noch immer in herzbrechender Verzweiflung auf der Schwelle lag, höhnten die jungen Knechte das alternde Weib und geboten ihm, zu weichen. Da schrie es gellend auf, sprang ungestüm empor und verschwand im schattenschweren Dunkel der Wälder.

Und Belchabad ging hin und warb um Jisram, die schönste Tochter des Sarbinech und der Malchote, deren Schoß gesegnet worden war achtmal. Wohl hatte die Sonne des Sommerwendetages erst siebzehnmale Jisrams rote Lippen und weiße Glieder geküßt und in bald fünfzig Herbsten hatten baumbrechende Stürme Belchabads Mark entkräftet. Doch Sarbinech war ein weiser Mann und wußte gar wohl, daß alles vergängliche Schönheitsgold liebreizender Jugend nicht aufwog das dauerhafte geprägte Gold eines alternden Mannes. Und so gab er Jisram, seine Tochter, dem reichen Belchabad zum Weibe.

Von allem Gesinde ihres Gatten in festlichem Zuge eingeholt und geleitet — zog die Neuvermählte ein in ihr neues Heim.

Da, an der Schwelle, warf sich ihr ein Weib in Lumpen entgegen, das, in der Freude der Festlichkeiten unbemerkt, sich eingeschlichen hatte. Und dies Weib, das die Knie Jisrams flehend umklammerte, war Marsabeth, die zum erstenmale seit ihrer Verstoßung im Hause Belchabads auftauchte. Finster



und drohend blickte dieser auf die Genossin seiner Jugend und winkte den Knechten, sie mit Gewalt zu vertreiben.

Jisram aber fragte: „Wer ist dieses Weib und was will es mir?"

Ihr Gatte entgegnete nicht und winkte abermals.

Da nahm die junge Herrin die Flehende in Schutz vor den rauhen Griffen des Gesindes. „Laßt dieses Weib," sprach sie. „Ich will, daß es mir seinen Wunsch kundgebe, und den will ich gewähren. Blicke nicht finster, Belchabad! Die erste Bitte, die ich in unserem Hause an dich richte, mußt du erfüllen. Ich will dies Weib erhören."

Und da sie schmeichelnd den Gatten anblickte, konnte der nicht anders als willfahren. Denn das Herz des liebeheischenden Alters ist Wachs in den Händen der begehrten Jugend.

„Was erbittest du von mir?" fragte Jisram.

„Einen Brosamen von deinem Mahle, o junge Herrin," bat Marsabeth, „ein Bund Stroh in deinem Stalle, auf daß ich die letzten Lebenstage, die mir der Wille des gerechten Gottes schenkt, zu fristen vermag! Ich will es dir lohnen mit meinen Lippen, die für dich beten, und meinen Händen, die für dich arbeiten werden."

„Deine Bitte sei gewährt," sprach Jisram, „gewährt im Namen Gottes, meines Herrn, und Belchabads, meines Gatten!"

Und wieder lächelte sie dem Manne zu, dessen knirschender Grimm und bleicher Zorn vor dem liebreizenden Blicke des holdseligen jungen Weibes schwanden und sich in ein gepreßtes Lächeln voll sklavischen Gehorsams wandelten.

Und Marsabeth, Belchabads erste Gattin, blieb im Hause als niedere Magd. Gebeugten Hauptes, im Schweiße ihres Angesichtes verrichtete sie die schwersten Arbeiten wie das Tier im Joche, kein Wort sprach sie zu denen, die ihr einst gehorchten und nun geboten, kein Lächeln kam je über ihre Lippen, keine Träne über ihre Lider. Ein leerer Leib schien sie, ein Körper, dem die Seele schon vor der Stunde des Todes entfloh. Zur Nahrung nahm sie weniger Speise denn ein Kind, zum Schlafe weniger Zeit denn ein Greis. Untrennbar von der Erde, die ihr Fuß trat, schienen ihre Blicke; nie sah man sie auf Belchabad oder Jisram ruhen.

Diese schaltete indes unumschränkt und ganz den Eingebungen ihres launischen Gemütes untertan über das Besitztum, das Herz und den Geist des Gatten, der ihr willenlos und machtberaubt anheimgefallen war als ein Sklave. Sie war sich der Macht ihrer Jugend und Schönheit bewußt geworden und nützte die Gewalt ihrer Reize, die die Sinne des bald Fünfzig-



jährigen immer wieder lockten und völlig bezwangen. Fremd waren ihrem Herzen Dank und Liebe für den Gatten; doch verächtlich erschien er ihr und mählich haßte sie ihn, so wie der Gefangene die Fesseln haßt, die ihm den Gebrauch seiner Glieder erschweren. Und Sehnsucht gesellte sich zu diesen Empfindungen, die Sehnsucht nach einem Herzen, ungestüm und leicht wie das ihre, nach einem Leibe, jung und zart wie der ihre, nach einem Blute, heiß und rasch wie das ihre, und nach einem Willen, stärker als der ihre. Und die Sehnsucht ward zur Flamme, zum suchenden, züngelnden Brande und der Wunsch zur Tat.

Osrai, der Belchabads Schafe hütete, gefiel der Herrin. Und war der Herr draußen auf den Feldern, so weilte der Hirte im Hause, und weilte der Herr im Hause, so war Jisram auf den Feldern und Weiden. Das Gesinde flüsterte zuerst und lächelte, dann lachte es und hielt den Klang der Stimmen nicht mehr im Zaume.

So drang die laute Kunde auch an das Ohr Belchabads. Der aber wußte schon, was er von fremden Lippen nun vernahm, er kannte sein Elend und seine Schmach. Und ob er auch darunter litt wie ein Tier unter Rutenhieben, wie ein solches beugte er das Haupt und hielt den Nacken den Streichen hin. Er wagte nicht zu schreien und sich aufzubäumen, da ihm vor nichts so sehr bangte als vor dem ewigen Verluste jener, die er in Mark und Herzen trug. Er vermochte es nicht, sie aus seinem Fleische zu reißen wie einen Dorn; feige bebte er zurück vor der Wunde, an der er zu verbluten fürchtete. Und auch Osrai zu verjagen oder zu töten wagte er nicht. Denn nicht nur fühlte sich Belchabad machtlos in seinem eigenen Hause, von dem Gesinde verhöhnt, mißachtet und verraten, nicht nur kannte er Osrai als mutig und stark: er wußte auch, daß Jisram sich den Erwählten ihrer Sinne nicht würde nehmen lassen, ohne sich ihm, ihrem Gatten dann zu versagen, oder ohne ihn zu verlassen. Und so duldete Belchabad seine Schande, ächzte im Geheimen, stöhnte und schluchzte ungesehen und schwieg. Sein Haar verwilderte, sein Leib vermorschte, sein Geist verfiel.

Jisram sah das alles wohl und freuete sich dessen. Immer kühner riß sie die schonenden Schranken des Sündengeheimnisses nieder, tiefer und tiefer demütigte sie den Gatten, höher und höher erhob sie Osrai. Bald lebte Belchabad in seinem eigenen Hause nur noch als ein Geduldeter, galt weniger denn der ärmste seiner Knechte, war elend wie Marsabeth. Diese schien nichts zu merken von dem Grauenhaften, das sich vor ihren Augen vollzog, von dem Strafgerichte eines gerechten Gottes. Es mußte wahr sein, daß ihre Seele gestorben war. Wenn Belchabad ihren Weg kreuzte, hob sie nicht mehr denn sonst das Haupt und beachtete ihn nicht, ihn, dem ihr Anblick nunmehr



ob seiner doppelten Schmach Herz und Nieren zerfleischte. Und er mied sie schuldbewußt und schambeladen. —

Nach einem Tage, den er in verzweiflungsvollem Selbstverklagen im barmherzigen Dunkel des einsamen Waldes verbracht hatte, kehrte Belchabad einst heim, da schon die Sterne aus nachtdunklem Himmel herniederblickten. Er schlich zu Jisrams Kammer. Die Tür war verschlossen.

„Öffne mir, Jisram," bat er demütig in seiner schmachvollen Liebesbegierde.

Da antwortete ihm ein hohnvergiftetes Lachen, dem sich ein zweites beimischte, das des Dsrai. Belchabad erkannte es.

„Was willst du mir?" tönte Jisrams Stimme. „Habe ich dich zu mir gerufen und dich geheißen, dein Haupt neben das meine zu legen? Hebe dich hinweg, Verabscheuter, von der Stätte der Freude und Liebe!"

Und Dsrai sprach: „Suche dir dein Lager im Stalle, Belchabad, zu Seiten deiner Marsabeth!"

Der Verhöhnte schrie auf wie ein todwundes Wild, das sich kraftlos und ohnmächtig fühlt, den Schützen, der es erlegte, zu zermalmen. Mit Fäusten und Füßen stieß er gegen die trennende Tür, heulte und tobte. Da wuchsen der Hohn Jisrams und der Spott Dsrais. Knirschend und jammervoll schlich Belchabad endlich von dannen. Unbewußt tat er nach Dsrais Geheiß: er lenkte die Schritte dem Stalle zu. Dort schluchzte er wild auf. „Unter Tieren finde ich vielleicht, was nicht zu finden ist bei Menschen: ein Herz," dachte er.

Und er ward ansichtig der Marsabeth, die wachend auf dem Stroh lag. Da überwältigte ihn sein Weh. Er fiel vor dem Weibe auf die Knie.

„Marsabeth," schrie er, „ich habe gefrevelt an dir. Aber größer als mein Frevel ist meine Strafe. Gott, der Herr, hat vergolten die schwarze Tat — Aug' um Aug' und Zahn um Zahn und straft mich an meinem Herzen, weil ich gesündigt habe gegen dein Herz. Marsabeth!"

Und er legte sein Haupt auf ihren Schoß, den er verschmäht hatte um der Unfruchtbarkeit willen, und durch seine Glieder zuckte und tobte das Leid der Träne.

Wortlos verharrte Marsabeth und ihre Blicke blieben tot. Sie hatte wohl nicht verstanden. Doch ihre Arme regten sich und umfaßten das Haupt des Unglücklichen und ihre Hände kosten sein wirres graues Haar, bis daß er entschlummert war wie ein Kind in den Armen der Mutter. Dann bettete sie ihn weich und liebreich auf dem Stroh und da sie sah, wie er schlief, ging sie leise von hinnen.

Heiß war die Nacht und die Fenster des Hauses standen geöffnet.



Marsabeth schwang sich, ihrem Alter trotzend, leicht wie ein junges Raubtier in das Gemach der Jisram. Die schlief liebesmüde und Osrai ruhte neben ihr.

Marsabeth hatte im Hofe eine starke Hanfschnur gefunden. Die nahm sie hervor, legte sie behutsam, behutsam den beiden tief Schlummernden um die Nacken und zog und zog die Schlinge.

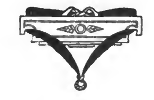
Und als Belchabad am Morgen erwachte auf dem Stroh inmitten der Tiere, da stand Marsabeth vor ihm und sprach zu ihm die ersten Worte seit dem Tage, da sie verstoßen ward: „Herr, dein Haus ist dein. Gehe hin und sieh das Werk des gerechten Gottes und meiner Liebe.“



Stephan Milow.

Dem Allmächtigen.

Herr, wenn das bange Übel kommt,
Dem Menschen, der da ringt, nichts frommt,
Ihn eine Feindesschar bedrängt,
Den Lebensatem ihm beengt,
Wenn alles sich um ihn verwirrt,
Sein Fuß bei jedem Tritte irrt,
So staun' ich nicht, das faß' ich leicht;
Doch wenn das arme Herz erreicht,
Was es sich heiß ersehnt so lang,
Am Ziele hält nach Kampf und Drang,
Daß jetzt beglückt es wogt und schwillt
Und endlich jubelnd überquillt:
Wie lös' ich das? Wie geht das zu?
Das, Unerforschter, machst nur du!





Vinzenz Chiavacci.

„'s is halt a Kreuz!"

„Friseur und Raseur" steht über seinem Laden und eine blitzblanke messingene Barbierschüssel baumelt neben der Tür. Herr Binder, der Eigentümer des Geschäftes, ist ein schlanker Mann in mittleren Jahren, immer höflich, elegant, à quatre épingles. Sein Kopf sieht immer aus, als ob er eben, mit dem ersten Preise ausgezeichnet, aus einer Friseurkonkurrenz hervorgegangen wäre. Er hat immer eine feierliche Miene aufgesetzt, als ob er im Begriffe wäre, ernste rituelle Handlungen vorzunehmen. Herr Binder behauptet auch, daß das Geschäft eines Friseurs die schwierigsten Anforderungen an seinen Mann stelle. Er meint damit in erster Linie nicht seine Kunst; denn er legt den dichtesten Haarwald nieder wie ein Schnitter das Ährenfeld und über den borstigsten Bart fährt er mit einer Leichtigkeit hinweg wie ein Skiläufer über eine beschneite Berglehne. Die verzweifeltste Glatze weiß er durch schlaue Ausnützung der kärglichen Mittel in eine anmutige Parkanlage mit breiten Alleen und Rasenplätzen zu verwandeln. Die Hauptschwierigkeit seines Berufes besteht vielmehr in der diplomatischen Behandlung seiner Kunden. Darin hatte er es zu einer solchen Fertigkeit gebracht, als ob der Ministerpräsident Körber seine jahrelange Kundschaft gewesen wäre.

Es ist Sonntag vormittag. Alle Plätze sind besetzt. Die Kunden, die gerade nicht unter dem Messer sind, lesen mißmutig ihre Zeitungen und seufzen zuweilen, wenn ihnen die Sache zu langsam geht. Denn jeder hat es eilig und keiner kann es begreifen, warum sich der andere gerade am Sonntag vormittag rasieren lassen muß. Da stürmt noch einer herein, sein finsteres Antlitz mit dräuenden Borsten besetzt. Er wirft einen grimmigen Blick in die Versammlung, brummt etwas wie einen Fluch in die Borsten und wendet sich zum Gehen.

„Aber ich bitte, Herr Rat, es dauert ja nicht lange," ruft Herr Binder, „Sie kommen gleich daran."

Zögernd schließt der Herr Rat die Tür hinter sich. „Mein lieber Herr, das geht ja net," sagt er ungehalten und sieht sich vergeblich nach einem leeren Stuhl um. „Wenn man nicht einmal ein' Sessel hat, keine Zeitung und nichts! Damit werden Sie sich alle Kundschaften verjagen. Sie müssen mehr modernen Geist haben. Da vergrößert man halt das Lokal und nimmt ein paar Gehilfen auf. Aber alles selbst z'sammreißen wollen, nur 's Geld einstecken und nichts dafür bieten, das geht net."



„Aber ich bitte, das ist ja nur an ein' Sonntag; da drängt sich alles in zwei Stunden zusamm'. Es is halt a Kreuz."

„Ah, das hab' i gern," frozzelt ein anderer Gast. „Hopatatschi sein. San m'r Ihna net amal recht? Aber so san die G'schäftsleut' von heutigstags. Wann 's ihna guat geht, werden s' übermüatig. Soll'n m'r uns vielleicht an an' Sunntag beim Pudelscherer oder von der Köchin mit'n Gurkenhachel rasier'n lassen, weil Sö z'weng Arbeitskräfte hab'n."

„Aber bitte, ich hab' nur g'meint, es is halt a Kreuz. Man hat eben leider nur zwei Hände."

„Da wüßt' i Ihna glei an' Rat. Stell'n S' Affen an; die hab'n a jeder vier Händ'."

Allgemeines Gelächter, in das auch die Gehilfen pflichtschuldigst einstimmen.

Mittlerweile hat Frau Binder dem grantigen Herrn Rat ihren Stuhl in der Kasse abgetreten. Er setzt sich hin und brummt: „Zehn Minuten wart' ich; aber wenn ich dann nicht d'ran komm', so geh' ich und Sie seh'n mich nie wieder."

Der Gedanke an eine ewige Trennung von dem lieben Herrn Rat machte auf Herrn Binder einen solchen Eindruck, daß er seine Kunde, einen dicken Fleischhauer, in die Wange schnitt.

„Prdon, Prdon!" rief er und fuhr mit dem Alaun über die Wunde. „Es is halt a Kreuz, wenn man sich so tummeln muß."

„Oha! das is derweil daneb'n 'gangen," rief der Fleischhauer gutmütig. „Mit'n Abstechen kann i besser umgeh'n. Halten Sö mi für 'n heiligen Sebastian, daß S' mi bei lebendigem Leib schinden woll'n?"

„Schamster Diener; Diener, Diener!" rief Herr Binder und putzte mit der Serviette den überflüssigen Puder ab.

„Ah, nix Diener, Diener! Da san no a paar Stoppeln. Soll i m'r dö auf d' Wochen rasier'n lassen? Das hätt' i no liaber: Rasier'n auf Raten! Tan S' nur schön weiter hobeln und die Haar' müassen a a bißl g'stutzt werd'n, aber urdntlich, wie a englischer Rasenplatz; sonst sagt mei Weib wieder, wann s' mir über d' Haar fahrt, i hab' mi beim Roßhaarkrampler frisier'n lassen."

Herr Binder warf einen namenlos klagenden Blick auf den Herrn Rat, der erbarmungslos auf die Uhr blickte.

„So, schamster Diener, Diener! Jetzt is alles in schönster Ordnung. Bitte sich anzusehen. Bitte, Herr Rat, wenn 's gefällig ist. Der Herr da wart' schon noch a bisserl, net wahr? — Fanni, gib dem Herrn derweil die ‚Fliegenden'."

3*



Der Herr, an dessen Loyalität so große Anforderungen gestellt wurden, war der Wasserer vom nahen Fiakerstandplatze. Er stand schwerfällig auf und setzte sich auf den leergewordenen Stuhl.

„Ah na, so guat san m'r wieder net," sagte er mit stoischem Gleichmut. „Wird denn da G'vatter, G'vatter, leih' m'r d' Scher g'spielt? Jetzt wart' i schon a Glockenstund'. Schau'n S' mi an. I schau eh schon aus wie die selige Pastrana. Na'mittag wird draht; da muaß i do repatirli ausschau'n, sunst schmeißen s' mi außi, bevor i no an Rausch hab'."

„I hab' nur 'glaubt, weil's der Herr Rat so pressant hat," wagte Herr Binder schüchtern einzuwenden.

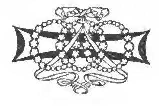
„Ah was, die Regierung kann warten," sagte der Wasserer, „wart' s' jetzt schon so lang, 's dritte Jahr oder was; da kann ma nachher schon a Viertelstund' länger warten. I stell' den Dringlichkeitsantrag, daß S' m'r jetzt z'erscht mei Matratzen herrichten, dann die Kotbürsten abhobeln und in Schnauzer eindrah'n: ‚Es ist erreicht!' Lassen S' Ihna nur Zeit. Die Dringlichkeitsanträg' müassen z'erst erledigt werd'n. Die Regierung kann warten."

Die übrigen Kunden lachten. Der Herr Rat warf dem frechen Umstürzler einen vernichtenden Blick zu, nahm seinen Winterrock und nach einem kurzen erbitterten Kampfe mit Frau Binder, die ihm mit der Kraft der Verzweiflung die Rockärmel zuhielt, schlüpfte er hinein und verließ das Lokal.

„Aber Herr Haberl, jetzt hab'n S' m'r die schöne Kundschaft vertrieb'n," sagte Herr Binder mit Tränen in der Stimme.

„Weil mi dös schleimt, wann si da aner auf'n Herrn außispiel'n möcht. Vorn Tod und vorn Friseur san alle Menschen gleich. Die ganze Wochen hat er Zeit; für was wär'n denn die Bureaustunden da? Na, an' Sunntag muß er sich rasier'n lassen. Und mit so an' Bart! Das san ja lauter Brombeerstauden. Das is ja a Laubsägearbeit. Und unserans soll si nachher mit so an Messer kratzen lassen, das wie a Haifischkiefer ausschaut."

Herr Binder seufzte. Er warf einem anderen Gast, der unruhig wurde, einen bittenden Blick zu und rief: „Gleich, bitte, gleich kommen dran. Karl, einseif'n! Dem Herrn Huber ein Zündhölzel. Danke, danke! Schamster Diener, Diener! Ma möcht's ja jedem recht machen; aber es is halt a Kreuz."



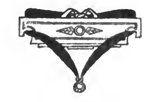
Mathilde Gräfin Stubenberg.

Abendgang.

Die grauen Schatten sinken,
Das Schweigen ist erwacht —
Laß uns den Frieden trinken
Der milden Sternennacht.

Wir wollen engumschlungen
Dahingehn, ich und du,
Durch sel'ge Dämmerungen
Der lichten Höhe zu.

Weitab von dem Getriebe,
Weitab vom Puls der Welt,
Daß nur der Strahl der Liebe
In unsre Seele fällt.





Philipp Langmann.

Das Schneekind.*)

Von den schwarzen, zum Himmel ragenden Felsenwänden, die seit ewigen Zeiten der zornigen Brandung des dunklen Meeres in stolzem Gleichmut trotzen, erhebt sich das granitene Gebirge zu einer weiten, niedrig gewellten Ebene, auf der ein alter Föhrenwald jahraus jahrein durch die Jahrhunderte seinen schwermütigen Träumen nachsinnt. Hier lebte auf seinem stattlichen Hofe Herr Iwar und rodete den Wald und gebot einer Schar Knechte und Mägde, die Feld und Stall besorgten, wenn er den Bären und Hirschen fahen ging. Ferne von der Welt und dem König, viele Meilen weit vom nächsten Gehöft, lebte er hier in Frieden und Wohlsein seine Mannesjahre, wie er seine Kindheit und Jünglingschaft hier verbracht hatte, abgeschlossen, schweigsam und still.

Schweigsam war er einmal fortgegangen und hatte Frau Berta heimgebracht, die als Eheweib mit ihm waltete und ihm zwei Knaben schenkte mit wasserhellen Augen und schlichtem Flachshaar. Frau Berta, die bis nun gar manchen Tag einsam verbringen und im großen fremden Hause des Vaterhauses und der fröhlichen Freundinnen gedenken mußte, bekam nun auch Sorgen und Freuden und so richtete sich alles wieder ins gewohnte Geleis und Tag verging um Tag, einer gleich dem andern, und die Gemüter wurden wie der graue Himmel ober ihnen und unergründlich und dunkel wie der niebegangene Forst.

Es begab sich, daß einmal ein Bote einen Brief mit schwerem Siegel brachte; da stand, der Vetter im Pommerlande war gestorben und großer Besitz an Feld und Vieh, Pferden und Wiesen Herrn Iwar auf Iwarhof als Erbe zugefallen.

„Es trifft sich gut," sagte der Herr, „zwei Stare haben wir, der eine soll hier hausen, der andere mag hinuntergehen und das neue Gut nehmen; so ist jeder Freimann auf eigenem Land. Morgen will ich selber hinfahren und dazu schauen. Packe das Felleisen, es geht weit über Land und Meer."

Nächsten Tages, bevor er austritt, umschritt er noch einmal Hof, Äcker und Weideland, er ließ die Knechte kommen, mahnte sie ernstlich, versprach Lohn, warnte vor Übeltat und wies jedem Arbeit zu. Zu Frau Berta sagte

*) Mehrfach behandelter Stoff; Quellen bei Felix Liebrecht: Zur Volkskunde, Heilbronn, 101 ff.



er: „Gib gut acht auf mein Eigentum, halte es wohl im Auge, geh bald zu Bett, erhebe dich zeitig. Die zwei Stare pflege mir warm, sie sind mir lieb und lieber ließe ich mir das Fleisch von den Knochen hacken, ehe ich einen von ihnen verlöre." Darauf zog er fort. Das war im Sommer.

Der Winter kam heran, die Ernte war eingebracht, der Flachs gebrochen, das Vieh eingetrieben, Tür und Tor gesperrt und als der Schnee kam und der Sturm mit langem Atem wehte, lag der große Hof wie in der Erde, wie im Grabe. Niemand hätte den Iwarhof unter der Schneewehe gefunden.

Einer fand ihn dennoch, in tiefster Nacht kam ein Mann des Weges gefahren, ein Bote des Königs, der mit wichtigen Berichten das Land bereiste. Den hatte man hierher gewiesen; er war schon manchen Tag im Sattel gewesen, war todmüde und ersehnte das Obdach. Er klopfte an, es ward ihm aufgetan, man setzte ihn zum Ofen, gab ihm dicke Felle, trocknete seine Kleider, setzte ihm einen starken Wacholderschnaps vor, eine heiße Suppe, Fleisch und Brot.

Das war ein fröhlicher Bursch. Ein junges Blut, mit wallendem schwarzen Haar, das sang und scherzte, strich die Fidel, erzählte in den Tag hinein lustige Geschichten und weckte Herrn Iwars verschlafenes Haus zum Leben. Die kurze Woche, die er blieb, verklang das Lachen nicht, immer Tanz, bis die Balken knarrten, alles machte er toll und heiter, leicht und unbekümmert, Mägde und Burschen und Frau Berta mit. Oft noch in späteren Tagen gedachte man seiner und wer sich seines lieblichen Gesichtes, seiner gutmütigen Rede erinnerte, wünschte ihm von Herzen viele frohe Jahre.

Der Winter schwand, bald kam der Sommer wieder und als der nebelige Herbst wieder heranschlich, da brachte Frau Berta ein hübsches kleines Mädchen zur Welt, das hatte Augen schwarz und zartes, braunes Haar.

Es verging Jahr und Tag und nachdem mancher Schnee gekommen und vergangen, hörte man endlich wieder Herrn Iwars Roß im Talgrunde wiehern, seine Rüden läuten und bald stand er vor dem Tor und empfing Gruß und Handschlag.

„Ei, Frau Berta, wessen ist das Kind?" fragte er und sah das Mädchen an.

„Es ist mein Kind. Der Schnee hat es gebracht. Ein Eiszapfen ist mir in den Mund gefallen, davon habe ich es bekommen." So sagte die Frau.

Herr Iwar sprach nichts mehr. Er sah nach den Pferden, beging Boden und Keller, besah das Holz beim Köhler, die Mühle, das Geflügel im Hofe. Es hatte sich alles vermehrt. Die Stare waren in die Höhe geschossen, er sah sie an, aber kein Sonnenschein kam auf sein Gesicht. Schweigsam nahm er sein Jagdgerät von der Wand und ging still in den Forst. Still kehrte er wieder und kein Wort entsprang ihm, kein Blick entschlüpfte dem beharrlich



vorbeischauenden Auge. Nach wenigen Stunden schon legten sich die wolkengrauen schweren Fittiche seines Gemütes auf jede Seele des Iwarhofes und wenn eine Magd unversehens lachte, versteckte sich der Schall rasch, als ürchtete er zu stören.

Wieder kam der Schnee und Herrn Iwars Gesicht wurde immer leerer. Es hatte seiner Seele verboten herauszuschauen, er hatte sie in die innerste Kammer versperrt, sie durfte nicht mehr sprechen.

Das kleine Mädchen mit den schwarzen Augen lachte aber immerzu, unbekümmert, ob ein Echo kam oder nicht, es schmiegte sich an den Herrn, kletterte auf seine Knie, hob ihm den Kopf, den er immer auf die Brust sinken ließ, schwatzte, fragte, klagte und keinen Augenblick war es still, wenn es im Zimmer weilte.

„Es will nicht stille sein," dachte Herr Iwar, „es will nicht stille sein. Es ist ein fremder Vogel auf dem Iwarhof."

„Komm," sagte er einmal, „komm, schwarzes Kind!" Er hob es vor sich auf den Sattel und ritt ins Land. „Wohin reiten wir?" fragte die Kleine.

„Wir reiten dorthin, wo es Honig, Sonnenschein und grünes Gras gibt."

„In den Himmel?"

„In den Himmel."

Sie kamen an den alten Wald. „Reiten wir auf dem richtigen Wege, Herr Vater? Er ist so schwarz!"

„Er ist weiß. Der Schnee ist weiß, die Birken sind weiß. Nur dein Haar ist schwarz."

Als sie einen Tag geritten waren, kamen sie an einen Abgrund. „O wie tief," weinte das Kind. — „Lange nicht tief genug, viel, viel tiefer muß es sein."

Bei einem kleinen schwarzen See machten sie Halt. Herr Iwar stieg ab. Uralte hohe Bäume umstanden das Wasser und neigten ihre Äste tief zum Spiegel. Eine große Stille, recht wie sie Herr Iwar liebte, horchte mit gespanntem Atem der Stimme des Kindes: „O wie schwarz, wie schwarz und kalt."

„Unten, da unten ist es licht und warm." — Er band dem Kinde einen schweren Stein an den Leib und ließ es ins Wasser.

„Wie kalt . . . wie kalt . . ." wimmerte es.

Einige Minuten hielt er das schwarze Haar unten, bis das Kleine aufgehört hatte zu zappeln, und dann ritt er heim.

Die Frau saß am Spinnrocken, als er zur Tür hereinkam. Er warf die Tasche ab, lüpfte sein Wams und setzte sich zum Tisch. Als Frau Berta sah, daß das Kind nicht kam, fragte sie: „Wo ist mein liebes Mädchen?"

„Es ist in dem Lande, wo es jedem gut geht. Der Schnee hat es gebracht, das Wasser hat es genommen."



Da wurde es der Mutter gar weh ums Herz, daß sie glaubte, sie müsse vergehen. Sie erhob sich und schlich zum Winkel und blieb dort sitzen viele Tage und Nächte lang und keine Träne linderte ihren Schmerz. Herr Iwar aber hielt seine Seele noch fester gefangen und legte ihr schwere Fessel an. Was aber eine wirkliche Seele ist, die reißt sich los und bricht Ketten.

Einmal ging ein heftiger Sturm. Frau Berta saß noch immer im Winkel und sah vor sich hin, Herr Iwar saß bei der Lampe, las in einem Buche und lauschte den Unholden, die in den Schindeln pfiffen, in den Sparren ächzten und im Ofen heulten, mit wildem Brausen die Nacht durchritten. Da begann auch Iwars Seele an ihren Fesseln zu zerren, sie rüttelte und reckte sich und mit einemmale brach sie aus und verlöschte das Licht und sprengte den Fensterladen.

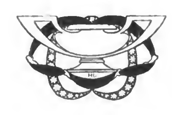
Es wurde dunkel, aber vor dem Fenster stand ein lichtes kleines Gespensterchen, das klopfte leise an und wimmerte leis': „So kalt . . . so kalt und schwarz . . ."

Da überlief es Herrn Iwar und sein Gemüt erschauerte. Langsam machte er Licht, langsam wandte er sich zur Frau, ob sie es auch gesehen habe. Sie hatte es nicht mehr gesehen, denn sie hatte schon andere Augen. Er faßte sie an, sie fiel hin, sie war tot. Die Tränen hatten sie erstickt, die sie nicht hatte weinen können.

So oft Herr Iwar allein war, sah er das gleiche Gesichtchen vor dem Fenster, mit großen schwarzen Augen, hörte ans Fenster klopfen, hörte es klagen. Da ritt er zu dem kleinen See und sah ins Wasser, viele, viele Stunden lang, umsonst, seine Seele bekam er nicht wieder. Er sprach kein Wort mehr.

Als er eines Tages vom See auf den Hof kam, flogen ihm zwei Stare entgegen. Seine Söhne lagen gefällt zu Bette, sie aßen und tranken nicht mehr. Frau Berta hatte sie zu sich genommen. Sie flogen zum See, umkreisten ihn und schrieen.

Herr Iwar aber stand am Ufer, sah ins Wasser und sann.



Franz Karl Ginzkey.

Begrabene Liebe.

Als die beiden Frühenttäuschten
Fühlten ihre Liebe schwinden,
Gingen sie, das Herz voll Tränen,
In den tiefen grünen Wald.

Was sie einst unsterblich wähnten,
Ihre zarterblühte Liebe,
War dahin — von finstern Mächten
Wie erdrosselt über Nacht.

In die kühle Waldeserde
Grub er eine kleine Grube,
Und sie legten ihre Ringe
In die Erde still hinein.

Sprach der Mann: Nun laß uns scheiden!
Laß für all das Glück dir danken!
Nein — es reichen, dir zu danken,
Alle Worte nicht der Welt!

Sprach das Weib: O laß dir danken,
Daß du wecktest meine Seele,
Unsre Liebe war mein Leben
Und nun leb' ich fürder nicht!

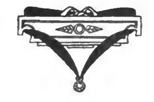
Sprach der Mann: Es war geheiligt
Unsre Sünde durch die Liebe.
Küss' ich ferner deine Lippen,
Kann's in Reinheit nicht gescheh'n!

Sprach das Weib: So hältst du heilig
Meiner Seele tiefstes Sehnen!
Wie ich rein zu dir gekommen,
Kann ich rein nun von dir gehn!

Noch ein Druck der schmerzdurchzuckten
Blassen Hände und sie gingen,
Tiefgebeugt und leise weinend,
Jedes einen andern Pfad. —

Durch den Wald am nächsten Morgen
Kam der liebe Gott geschritten,
Sah das Häuflein frischer Erde,
Sah die Ringe drinnen ruh'n.

Übermächtig überkam ihn
Seiner Schöpfung ganzes Elend —
Wie ein ungeheures Weinen
Brach ein Sturmwind durch den Wald.





Franz Adamus.

Die Kinder des Volkes.

Ein Zwischenakt. (Skizze.)

Der Theaterdirektor. Der Theaterrendant. Ein Reporter.
Der Oberregisseur. Der Schauspieler. Der Diener.
Der Regisseur. Konsul Mayer. Der Dichter.

Ort der Handlung: Eine deutsche Großstadt.

Schauplatz: Die Kanzlei des Theaterdirektors. Zeit: Die große Pause. Bei Beginn hört man noch durch die offenstehende Tür in der Mitte des Hintergrundes entferntes Beifallsklatschen und Rufen, Geräusch von zugeschlagenen Türen, Stimmengewirr. Eine zweite Tür rechts ist geschlossen.

1. Szene.

Durch die Mitte kommen der Direktor und der Oberregisseur. Der Diener schließt hinter ihnen die Tür.

Direktor.

Nun, es war doch ein großer Erfolg! Ein starkes Stück — wie ich gesagt habe!

Oberregisseur.

Das wird sich erst zeigen, Herr Direktor.

Direktor.

Wie? Sie zweifeln — nach diesem Beifallsjubel?

Oberregisseur.

Beifallsjubel? Herr Direktor müßten nicht der erfahrene Theatermann sein — Ich wiederhole nur: Das wird sich alles erst zeigen. ./Rendant kommt./.

2. Szene.

Direktor.

Nun, wie ist die eigentliche Stimmung, lieber Löwenberg — Kassastimmung, mein' ich?

Rendant.

Ausgezeichnet, Herr Direktor, glänzend! Ich schätze zehn ausverkaufte Häuser, zwanzig gut besetzte —

Oberregisseur.

Schätzen Sie nicht zu früh, Sie haben sich schon oft verschätzt! — Es wäre vielleicht gut, Herr Direktor, um einen positiven Maßstab zu haben, wenn man ein bißchen bei den maßgebenden —



Direktor.

Wie viel Zeit haben wir noch?

Oberregisseur :/die Uhr ziehend/:

— Noch 15 Minuten.

Rendant.

Wenn Herr Direktor wünschen, so will ich gerne —

Direktor.

Tun Sie es, lieber Freund! :/Zum Oberregisseur/: Wen soll man denn hauptsächlich —? Den von der „Volkspresse" —

Rendant.

Gut. Weiß schon.

Oberregisseur.

Den Dr. Silbernagel — den —

Rendant.

Bruder von der Adele — weiß schon.

Oberregisseur.

Den Professor Prior werde ich dann selbst befragen oder die Marion des Echelles —

Rendant :/lächelnd/:

— was ja dasselbe ist!

Direktor.

Wenn man an die Exzellenz heran könnte —

Rendant.

Gut. Werde schauen.

Oberregisseur.

Die ist ja heute nicht da — bei solchen Stücken. —

Direktor :/zum Rendanten/:

Also kommen sie bald, damit man wegen des Repertoirs — :/Rendant ab/:.

3. Szene.

Direktor :/vor den an der Wand befestigten Repertoire-Entwurf tretend/:.

Es ist höchste Zeit, daß wir ein Zugstück kriegen. :/Sinnend/: Dienstag, Donnerstag, Freitag, Samstag: „Kinder des Volkes".

Oberregisseur.

Freitag werden wir Sie schon absetzen müssen —

Direktor :/ärgerlich/:
Warum nicht gar schon morgen?

Oberregisseur :/unerschütterlich/:
Weil's gut gespielt wird.

Direktor :/ablenkend/:
Was sagen Sie zu unserem neuen Liebhaber? Gut, nicht wahr?

Oberregisseur.
Soweit er's in diesem Stück zeigen kann —? Ich wüßt' für ihn eine gute Rolle —

Direktor.
Nämlich?

Oberregisseur :/auf ein dickes Manuskriptheft deutend, das auf dem Tische liegt/:
Im „Turm zu Babel".

Direktor.
Aber hören Sie mir auf mit dieser Blumenthaliade!

Oberregisseur.
Wie Herr Direktor wünschen. :/Der Dichter kommt./:

4. Szene.

Der Dichter :/noch draußen, gefolgt von einem Stimmengewirr, mit Humor/:
Warten Sie doch, meine Herrschaften, bis ich berühmt bin!

Der Diener :/ihm die Tür öffnend/:
Herr Doktor, der Vertreter von der „Illustrierten" war schon zum zweitenmal da — er will durchaus eine Photographie —

Dichter.
Aber ich hab' ihm doch gesagt, ich habe keine!

Reporter :/sich zwischen Diener und Dichter drängend/:
Meister — eine Sekunde! Ich bitte dringendst! :/Notierend/: Wann geboren? Wo? Erste Erlebnisse —

Dichter :/ablehnend/:
Bedauere — warten Sie doch, bis das im Konversationslexikon —

Reporter :/notiert im Abgehen/:
Phlegmatisches Temperament! :/ab./:

Dichter :/tritt ein — Diener schließt hinter ihm die Tür — und begrüßt den Direktor und den Oberregisseur/:



Direktor.

Grüß Sie Gott, lieber Freund! Na, wie sind Sie mit dem Erfolg zufrieden?

Dichter :/bescheiden, glücklich/:

Ja, es wurde großartig gespielt — einfach herrlich! :/Es klingelt am Telephon./:

Direktor.

Entschuldigen Sie! :/Eilt ans Telephon./: Halloh?

Oberregisseur :/zum Dichter/:

Sie sind ja gestern so bald fortgegangen von Hohensteins?

Dichter.

Ja, ich hatte noch soviel zu tun.

Oberregisseur :/lächelt malitiös/:

Sie scheinen ja dort einen guten Eindruck gemacht zu haben?

Dichter :/naiv/:

Ich glaube auch — Sie hat versprochen, heute zu kommen.

Direktor :/vom Telephon kommend/:

Gräfin Hohenstein bedauert sehr, daß sie zur Premiere nicht kommen konnte —

Dichter.

Das ist schade!

Direktor.

Sie hat sich aber sehr erkundigt. Dieses Interesse — Sie sind ein Glückskind! — Man spricht ja vom Hebbelpreis —?

Dichter :/bescheiden selbstbewußt/:

Ja, man hat mir Hoffnung gemacht —

Oberregisseur :/lächelt wie oben, dann rechts ab. Regisseur stürmt herein/:.

5. Szene.

Regisseur :/mit leuchtenden Augen dem Dichter entgegen/:.

Ich hatte so sehr das Bedürfnis, Ihnen die Hand zu drücken! :/Händedruck./: Das sind Menschen, wirkliche Menschen, die Sie da auf die Beine gestellt haben! Aber man sieht Sie ja gar nicht — warum kommen Sie nicht auf die Bühne? Man hat ja nach Ihnen gerufen — geschrien!

Diener :/draußen/:

Treten Sie nur ein, Herr Konsul!

Konsul Mayer :/eintretend/:

Guten Abend, Direktor!



Direktor.

Grüß Dich Gott, lieber Freund! :/Sprechen leise weiter./:

Dichter :/zum Regisseur/:

Ich wollt' doch auch mein Stück sehen! Und dann — :/leise erschauernd/: vortreten vor diese tausendköpfige Menge —?

Regisseur.

Sie hätten es aber doch tun sollen! Man wußte, daß Sie im Hause sind. Sie ist auch leicht beleidigt — diese Menge —

Dichter.

Sie vertraten mich ja so brav!

Regisseur.

Na, wie Sie wollen, Doktor! — Was an uns liegt — Also aufs Wiedersehen nach Schluß, nicht wahr?

Dichter.

Ja gewiß! Ich freue mich schon sehr.

Regisseur.

Habe die Ehre, meine Herren! :/Rasch ab./:

6. Szene.

Direktor :/vorstellend/:

Herr Konsul Mayer, Sozietär unseres Theaters — Herr Fred Hohenegg, unser Dichter — oder darf ich Ihr Pseudonym lüften —?

Dichter.

Es ist ja jetzt schon belanglos! :/Sich vorstellend./: Zossen-Kreutzdorff.

Konsul Mayer.

Sehr erfreut. :/Zum Direktor/: Aber in meiner — sozusagen — interessanten Eigenschaft hast Du mich nicht vorgestellt — als Chef des Bühnenverlagshauses Werner, Mayer & Co.!

Dichter :/bewundernd/:

Ah!

Mayer.

Ihr Stück hat mir sehr gefallen. Habe leider gehört, daß Sie es bereits in Verlag gegeben?

Dichter.

Ja, bei Müller & Schultze.



Mayer.

Aber Sie sollen ja schon ein zweites Stück fertig haben?

Dichter :/zögernd/:

— Ja — wohl —

Mayer.

Also darf ich darum bitten, sowie um alle folgenden Stücke —?

Dichter :/glückselig/:

Oh, Herr Konsul — es ist ja — sehr — sehr — über Verdienst —

Direktor :/ihm väterlich auf die Schultern klopfend/:

Da können Sie auch von Glück sagen! — Im ersten Verlag Deutschlands! — — Sie sind ein gemachter Mann! Ich sag's ja — Sie sind ein Glückskind!

Mayer.

Ich liebe die Glückskinder. Also, wann kann ich's spätestens haben?

Dichter :/verschämt/:

Ich — hab's bei mir . . . :/Zieht ein Manuskriptheft aus der Brusttasche/:

Direktor.

Was?! Und Sie haben mir's noch nicht gegeben?

Dichter :/verlegen/:

Ich hab's schon der Hofbühne zugesagt —

Direktor.

Aber Unsinn! Das geben Sie doch natürlich wieder uns! :/Vorwurfsvoll/: Wir holen Ihnen die Kastanien aus dem Feuer und Sie möchten —

Dichter.

Der Intendant hat mich dazu überredet — er meinte — wegen des Preises —

Direktor.

Unsinn! Den können Sie doch hier gerade sogut bekommen! :/Jovial./: Nur her damit! Wir werden dann gleich mit dem Oberregisseur den Vertrag aufsetzen —

Mayer.

Nein, erst will ich's haben, Herr v. Zossen! — Du hast ja noch Zeit, lieber Freund. Gedruckt liest sich das besser.

Direktor.

Gut. Schick' mir's aber dann sofort!

Mayer.

Selbstverständlich, mein Schatz.



Dichter.

Dann bitte ich aber, Herr Direktor, das Residenztheater baldigst telephonisch zu verständigen — ich sollte heute mit dem Direktor zusammenkommen.

Direktor.

Aber natürlich, sofort! :/Geht ans Telephon/:

Mayer :/der im Hefte geblättert hat/:.

Das scheint ja hochinteressant zu sein! Ein geniales Werk! Also abgemacht, lieber Meister? :/Reicht dem Dichter die Hand, in die dieser eben im Begriffe ist einzuschlagen, als die Tür aufgerissen wird und der Rendant atemlos hinter des Dichters Rücken erscheint, in seinem Gesicht alle Zeichen der Bestürzung. Fast gleichzeitig von rechts der Oberregisseur mit triumphierendem Blick./:

7. Szene.

Rendant.

Mieß! Die Geschichte steht mieß!

Direktor :/der mit dem Gesicht nach der Tür gestanden und nun erschrocken sofort das Telephon im Stich gelassen hat/:

Was ist? Was ist los?

Mayer :/der das Mienenspiel sehr sachkundig beobachtet hat, nun die in seiner Hand verbliebene Rechte des Dichters wie zum Abschied schüttelnd/:

Also — guten Abend — guten Abend — Herr — Herr von Kroffen! :/Läßt das Buch wie zufällig auf einem Tische liegen und schnell ab./:

Dichter :/die Situation ganz verkennend, eilt dem Konsul nach/:

Herr Konsul! Wie ist's also? — Herr Konsul? :/ab/:

8. Szene.

Direktor :/zum Rendanten/:

Also, Löwenberg, erklären Sie sich doch näher! Was ist geschehen?

Rendant.

Was geschehen ist? Wo soll ich anfangen? Kurz — wir werden einen Durchfall haben — einen ausgewachsenen Durchfall!

Oberregisseur.

Was hab' ich gesagt!

Direktor.

Ja, aber wieso denn?

Rendant.

Wieso? Nr. 1 — die Volkspresse wird's verreißen — da geht schon einmal kein anständiger Mensch herein! Dr. Silbernagel sagt, es ist ein Schmarr'n —



Direktor.

Was sagt er?

Rendant.

Schmarr'n, sagt er; das sind seine Worte.

Direktor.

Das ist doch bloß ein Wort! Übertreiben Sie nicht, Löwenberg! Mir gegenüber hat er's doch aber gelobt!

Rendant.

Hat er! Na, und heut' sagt er Schmarr'n. Das ist doch kein Widerspruch!

Oberregisseur.

Er hat eben seine Meinung berichtigt. :/Bedeutend/: Und das ist die Stimme des maßgebenden Salons!

Direktor.

Aber der Professor Prior — der hat es mir doch empfohlen —

Oberregisseur.

Den hab' ich gesprochen :/sich verbessernd/: — oder vielmehr die Des Echelles. :/Es läutet draußen stark./:

Diener :/eintretend/:

Herr Löwenberg, bitte ans Telephon!

Rendant.

Ja, sofort! :/Stürzt fort. ab./:

Direktor.

No, was sagt sie? Das heißt, was sagt er?

Oberregisseur.

Sie hat furchtbar — sie war ganz empört. Sie begreift nicht, wie man das arme Volk in seiner Not so verspotten kann?

Direktor :/erstaunt/:

Volk — verspotten —? Wieso denn?

Oberregisseur.

Herr Direktor werden doch zugeben — gewisse Stellen —

Direktor.

Das Stück ist eben literarisch — im höchsten Grade —

Oberregisseur.

„Literatur aus zweiter Hand!" soll der Professor Prior gesagt haben — und sich gewundert haben, wie man das Stück überhaupt nur aufführen konnte —

4*

Direktor.

Er hat mir's doch empfohlen —

Oberregisseur :/fortfahrend/:

während andere, hochbedeutende Werke — wie der „Turm zu Babel" —

Direktor.

Na, na, na!

Oberregisseur.

Ich kann nichts anderes sagen — das ist die Stimme der Literatur!

Direktor.

Literatur — unter uns gesagt: was tragt die Literatur?

Oberregisseur.

Ja, die gewisse Literatur! Aber das ist von der Literatur, die was tragt! — Wenn Sie wüßten, wer der Verfasser ist —?

Direktor.

Nämlich?

Oberregisseur.

Ich kann's Ihnen ja jetzt verraten — ich bin dazu ermächtigt. — Niemand Geringerer als die Marion des Echelles selber!

Direktor.

Was?!

Oberregisseur.

Sie hat es Ihnen pseudonym eingereicht, weil sie sich absolut jeder Beeinflussung enthalten will, damit das Stück nur durch seinen inneren Wert wirke —

Direktor.

Also von der Des Echelles! Das ist doch etwas anderes! Das hätten Sie mir doch gleich sagen können! — Wo ist es denn?

Oberregisseur.

Die Gräfin Hohenstein hat es neulich in ihrem Salon vorlesen lassen. Die Exzellenz war ganz entzückt; das heißt: Der Hebbelpreis ist dem Stück so gut wie sicher!

Direktor :/nervös suchend/:

Aber wo ist es denn?

Oberregisseur :/beim Suchen das Stück des Dichters findend/:

Was ist denn das hier? Ein neues Stück von dem? Hat er noch nicht genug?

Direktor :/hinblickend/:

Ah, von diesem unglückseligen —! Er hat es mir vorhin absolut aufdrängen



wollen. — Schicken Sie's ihm gelegentlich. — Aber nein — das hätte ja der Mayer — :/wirft es in eine Ecke/: Soll er sich's beim Portier holen!

Oberregisseur :/ein Heft von der Erde auflesend/:

Ich hab's, es hat auf der Erde gelegen —

Direktor :/klopft es sorgsam ab und wirft einen Blick hinein/:

Ja, wann sollen denn wir das geben? Es ist ja alles besetzt — diese Woche „Kinder des Volkes" — — :/Rendant kommt wieder./: Also was war, Löwenberg?

Rendant.

Abbestellungen, Herr Direktor. Alles bestellt ab. Die Kartenbureaus stellen uns 200 Sitze wieder zur Verfügung —

Direktor :/ganz konsterniert/:

Ah — was —?!

Rendant.

Flau — alles flau! — Wenn ich nur wüßt', was da dahinter — —

Oberregisseur :/lächelt sehr diskret/:

Rendant.

Mit einemmal! — Vorhin hör' ich gerad' im Vorbeigehen, wie der Konsul Mayer zu einem jungen Menschen sagt, er ist sehr enttäuscht von dem Stück —

Direktor.

Der Mayer ist auch etwas plötzlich verschwunden —

Oberregisseur.

Und der Autor ihm nach —!

Rendant.

So, war das der Autor? Ich hab' nicht so genau hingesehen.

Direktor.

Ja, da müssen wir einen raschen Entschluß fassen! :/Tritt an den Repertoire-Entwurf heran und streicht etwas durch./: Telephonieren Sie überall hin, Löwenberg, das Stück wird Dienstag abgesetzt, Mittwoch spielen wir irgend etwas —

Oberregisseur.

Vielleicht Anzengruber?

Direktor.

Meinetwegen — und Donnerstag ist die nächste Premiere — :/zögert/: aber was?

Oberregisseur :/leise, suggestiv/:

„Turm zu Babel"?

Direktor :/langsam/:

„Turm — :/rasch/: zu Babel!" :/Rendant ab./:



9. Szene.

Oberregisseur.

Und morgen die Leseprobe?

Direktor.

Wie viel Zeit haben wir noch?

Oberregisseur :/die Uhr ziehend/: Noch drei Minuten.

Direktor :/klingelt. Der Diener tritt ein/:

Johann, schicken Sie den Franz in die Garderobe zum Herrn Weigand, er soll sofort zu mir heraufkommen! Sie rühren sich aber nicht fort von der Tür —

Oberregisseur.

Pardon, Herr Direktor, soll ich inzwischen den vollständigen Besetzungsentwurf —?

Direktor.

Sehr liebenswürdig. :/Oberregisseur rechts ab./: Also, Johann, Sie lassen mir jetzt niemanden herein als den Herrn Weigand, verstanden?

Diener.

Ich verstehe. Herr Direktor haben eine wichtige Konferenz —

Direktor.

Da! :/gibt ihm eine Zigarre/:

Diener.

Küß die Hand, Herr Direktor. :/Ab./:

Direktor :/öffnet, sobald er allein, die obere Tür eines Aktenschrankes, wo man Teller mit kalten Speisen, Früchten, eine Flasche Wein ꝛc. bemerkt, und beginnt ein kleines Mahl zu halten Unmittelbar darauf hört man draußen an der Tür folgenden Wortwechsel/:

Diener.

Nein, Herr Doktor, Sie können jetzt nicht hinein! Der Herr Direktor hat eine wichtige Konferenz —

Dichter.

Ja, ich weiß, Sie betrifft mein Stück! Ich muß unbedingt an ihr teilnehmen! Das sehen Sie doch ein? :/kleine Pause/:

Diener.

Ich danke, Herr Doktor! Aber Sie können wirklich nicht hinein. Es betrifft auch nicht Ihr Stück —

Dichter.

Was? Nicht mein Stück? Was denn?



Diener.

Ein — ein — anderes!

Dichter :/wütend/:

Das ist nicht wahr! Ich bin jetzt bestellt zur Unterzeichnung des Vertrages! Ich lass' mich nicht abweisen! :/Kurzes Handgemenge. Die Tür wird aufgestoßen. Dichter und Diener stürmen herein./:

10. Szene.

Direktor :/hat rasch den Archivschrank geschlossen und eine nachdenkliche Positur angenommen/:

Dichter :/zum Diener/:

Was für eine Konferenz! Da sehen Sie, der Herr Direktor erwartet mich ja!

Direktor :/liebenswürdig herablassend/:

Aber grüß' Sie Gott, lieber Freund! Was verschafft mir das Vergnügen?

Dichter.

So ein Grobian! Er wollt' mich nicht hineinlassen!

Direktor :/streng/:

Was! Was fällt Ihnen denn ein, Johann!

Diener.

Aber Herr Direktor haben ja —

Direktor.

Schweigen Sie! Wenn Sie noch ein Wort — werden Sie sofort entlassen! Marsch! :/Diener ab./:

Dichter.

Herr Direktor wollten ja — wegen des Vertrages —

Direktor.

Vertrag? Was für ein Vertrag?

Dichter.

Nun — wegen meines zweiten Stückes —!

Direktor.

Zweiten Stücks —? Ach so — ja — ja — ich besinne mich — Aber das hat ja der Herr Konsul Mayer —

Dichter :/tonlos/:

Nein — er hat es hier gelassen — :/sucht es, findet es, legt es auf den Tisch/:

Direktor :/lächelnd/:

Ach so — ja — na — wissen Sie, lieber Freund — es ist doch besser — Sie geben es der Hofbühne —



Dichter.

Ja — aber — Herr Direktor haben ja schon hintelephoniert —

Direktor.

Nein, glücklicherweise noch nicht! Sehen Sie, was für ein Glückskind —!

11. Szene.

Der Schauspieler :/noch im Kostüm des Stückes, geschminkt, stürmt herein/:

Herr Direktor haben befohlen? :/Bemerkt den Dichter/: Oh, teurer Meister, :/drückt ihm freudig die Hand, der Oberregisseur kommt von rechts/: was für ein Stück! Oh, was für ein Stück! Ich bin mit einer Begeisterung dabei —

Oberregisseur.

— die Sie hoffentlich auch unserem nächsten Stück zuwenden werden! Hier das Textbuch! Wollen Sie darin spielen? Morgen beginnen die Proben!

Schauspieler :/ganz perplex/:

Wie — was? Morgen? Ich denke —

Direktor.

Ja. Donnerstag ist Premiere. Ihnen haben wir die Hauptrolle —

Schauspieler :/ganz entzückt/:

Was? Mir die Hauptrolle!

Oberregisseur.

Und eine wirklich bedeutende Rolle — nicht so — Sie verstehen mich schon! Sie gehen fast nicht von der Bühne weg —

Schauspieler :/sehr breit/:

Aaah! — Da sollen Sie mich sehen — wie ich da erst bei der Sache sein werde! Ich danke, ich danke vielmals, Herr Direktor! Herr Oberregisseur! :/Im Abgehen, sich besinnend, zum Dichter/: Ja, mein Lieber, was ich noch sagen wollte — Sie müssen mich heute schon entschuldigen! Ich kann leider nicht mitkommen — nach der Vorstellung — Sie sehen — die neue Rolle — :/ab/:

12. Szene.

Dichter :/seine Aufregung kaum bemeisternd/:

Wie soll ich das verstehen, Herr Direktor? Mein Stück ist noch nicht einmal zu Ende gespielt — und Sie setzen es schon — :/Kann vor Erschütterung nicht weiter sprechen/:

Direktor.

Fassung, Fassung, junger Mann! Für Ihre schönen Augen können wir nicht spielen! Wir müssen an die Kassa denken! Wissen Sie, wieviel Plätze wir



für morgen verkauft haben? :/Geht ans Telephon/: Halloh, wieviel für morgen? — 30? Gut, Schluß! — Also, da hören Sie! Davon können wir nicht leben —

Dichter.

Aber das wird doch noch kommen — bei dem Beifall — :/Von allen Seiten Signal zum Wiederbeginn der Vorstellung/:

Direktor.

Verzeihen Sie, lieber Freund, der III. Akt beginnt! Kommen Sie nicht auch mit? Es wird Sie doch interessieren? — Nicht? — Nun, der Herr Oberregisseur wird die Liebenswürdigkeit haben —

Diener :/eintretend/:

Herr Direktor, der III. Akt hat angefangen.

Direktor.

Ich weiß! :/Zum Dichter/: Adieu, lieber Freund! :/Zum Diener im Abgehen, halblaut/: Wenn Sie mir noch einmal jemanden hereinlassen — gegen meinen Befehl, sind Sie entlassen! Merken Sie sich das! :/ab/:

13. Szene.

Dichter :/vor sich hinbrütend/:

Ich versteh' das alles nicht — es war ja doch ein einmütiger Beifall.

Oberregisseur.

Beifall? Wie man's nimmt. Sie wurden ja nicht gerufen!

Dichter.

Was, ich wurde nicht —? Ich wollte nicht vortreten —

Oberregisseur.

Das ist schon einerlei! — Und dann haben sich alle Autoritäten sehr absprechend über das Stück —

Dichter.

Wer denn zum Beispiel?

Oberregisseur.

Wer? Die Gräfin Hohenstein —

Dichter.

Die Gräfin! Ich dachte —

Oberregisseur.

Ja, so hohe Herrschaften sagen ihre Meinung nie so direkt. Sie sehen ja, sie ist nicht gekommen, ebenso auch die Exzellenz nicht! Und alle anderen, die Namen und Einfluß haben, sind sehr schlecht darauf zu sprechen —

Dichter.

Da bin ich neugierig! —

Oberregisseur.

Soll ich Namen nennen? — Dr. Silbernagel —

Dichter.

Dr. Silbernagel?!

Oberregisseur.

Dann Professor — na, ich will Sie nicht noch mehr kränken — kurz: Literatur und Kritik —

Dichter :/der auf- und abgehend zufällig einen Blick auf den geänderten Repertoire-Entwurf fallen läßt/:

Was?! „Turm zu Babel!" — Ah, jetzt begreif' ich alles! Das also ist das Stück —? Darum waren Sie gestern bei Hohensteins so Feuer und Flamme dafür?

Oberregisseur.

Ich? Sie irren sich!

Dichter.

Sie! Ja, natürlich Sie! Ich irre mich gar nicht! Und nur Sie stecken auch hinter der ganzen Geschichte! — Darum also — darum dies alles! — :/Schluchzend/: Und für solche Leute schreibt man! :/Ergreift sein Manuskript, das auf dem Tische liegt, und zerreißt es in kleine Stücke/: Dir soll es nicht auch so gehen! —

Oberregisseur :/ihm in den Arm fallend/:

Aber — aber — Verehrtester —

Dichter :/in leidenschaftlichem Ausbruch, schreiend/:

Nicht anrühren! So eine Bande! Saubande, die ihr das Theater herabwürdigt zum Schweinestall und die Kunst schändet — zur Dirne! Pfui Teufel.

Oberregisseur :/hat geklingelt. Der Diener erscheint./:

Dem Herrn Autor ist nicht wohl. Holen Sie den Theaterarzt! :/Diener ab./:

Dichter :/fast rasend/:

Nicht wohl? Mir ist nicht wohl? Warte, Canaille, Spitzbube, ich will Dir zeigen, wie wohl mir ist! Da! :/ergreift ein Tintenfaß und schleudert es dem Oberregisseur an den Kopf, daß er von oben bis unten von schwarzer Tinte überströmt wird. Schwarze Seele — werde nun auch von außen schwarz!

Oberregisseur :/rechts davoneilend/:

Das werden Sie mir büßen! Das werden Sie mir büßen! :/ab/:

Dichter :/sinkt gebrochen auf einen Lehnstuhl/: :/Vorhang./:



Anton Renk.

Im alten Schloß.

Des Schlosses Uhren schlagen gar so schwer
Die bange Kunde einer alten Zeit; —
Wir wollen beide wandeln bis zum Meer,
Dort wandelt sich die Zeit zur Ewigkeit.

Die Lilien wenden still ihr Haupt nach Westen
Und um die Marmorsphinxe weht ein Rot,
In den Platanen zwischen dunklen Ästen
So mancher seltsam irre Funke loht.
Dort unten, weißt du, wo die Rosen stehn,
Da schlug ein Bruder seinen Bruder tot,
Von einer Fraue kam so böse Not —
Du hast ihr Bild im Ahnensaal gesehn!
Noch heute muß bei hellem Mondenscheinen
Die bleiche Frau auf rote Rosen weinen,
Bis ausgelöscht das blutigrote Glühn
Und statt der roten weiße Rosen blühn.

Gib mir die Hand, wir wandern zur Fontäne,
Sie rauscht dieselben Lieder heut' wie gestern
Und die ins Sonnenlicht gehobne Träne
Sucht niederfallend glanzerfüllt die Schwestern.
Sie sind in Wellen zu dem Strom gezogen,
Es ging der Strom hinab zum großen Meer,
Ein kühner Ahne folgte seinen Wogen
Mit einem rotbekreuzten Ritterheer.
Er sang am Heilandsgrabe seine Psalmen; —
Weißt du, warum die Brunnen singen so
Unendlich traurig? — Unter fremden Palmen
Im Wüstensande liegt er irgendwo.

Dort die Kapelle, wo der Efeu wildert,
Weil dort dereinst die wilde Sünde war;
Von Meisterhand ist an die Wand gebildert:
Der keusche Josef und Frau Potiphar.
Kaum klang es durch den Morgen klingeling,
Die junge Gräfin zu der Messe ging.
Die Gräfin war ein wunderschönes Weib,
Der Schloßkaplan war jung und lebte gern,
Er dachte niemals an den Leib des Herrn,
Er dachte immer an der Herrin Leib.
Und als er Messe las — zu Pfingsten war's —
Und er der Wandlung heiligen Wein getrunken,
Ist von den Marmorstufen des Altars
Er vor der Gräfin Füße hingesunken.

Komm weiter weg! — Wir gehen bis zum Meer!
Du bist so bleich, schau frohgemut umher:
Der Himmel sprüht von tausend Sonnenfunken,
Die alten Zeiten sind ins Meer gesunken,
Ein König bin ich — du die Königin,
Du weißt es gar nicht, wie ich glücklich bin!
Auf hohen Bäumen träumen Goldfasane,
Im Abendgolde schimmert der Palast
Und von beglühter, marmorner Altane
Senkt sich des Ginsters zarter Golddamast.
Du blonde Maid, dein junger König lenkt
Die Ruder dir im reichbekränzten Kahne,
Siehst du, wie fern der Abend niedersenkt,
Zu grüßen uns, ins Meer die Purpurfahne.





Theodor Herzl.

Die schöne Helione.

Vorspiel in den Wolken.

Es war ein weiches Rauschen von ihren Gewändern in den Lüften und um sie herum verbreitete sich ein Geruch, der an die süßesten Blumen erinnerte, als die Feen zusammenflogen. Sie waren alle wunderschön und sahen aus wie junge Frauen, weil ihre Ewigkeit ohne Welken ist. Auch die böse Fee war entzückend anzuschauen; man nennt sie ja nur die böse, weil sie zum Unterschiede von den anderen, die nichts als gut sind, gescheit ist.

Wie hold ihre Stimmen klangen, als sie miteinander plauderten, ist nicht zu sagen. Es war wie eine mit Träumen beladene Musik.

Die eine sprach: „Ihr lieben Schwestern, wenn die Menschen wüßten, daß wir noch da sind, sie würden staunen oder lachen."

„Es ist wahr," sagte eine andere, „wir sind aus ihren Vorstellungen verschwunden. Wir sind vieux jeu, ältlich, verblaßt. Nur bei den Kindern gelten wir noch ein wenig, weil die dem großen Geheimnisse näher sind, aus dem dieses arme Geschlecht da unten für so kurze Zeit heraustaucht."

Die dritte fragte: „Vertreiben sie sich denn unten nicht mehr die Zeit und die Furcht mit allerlei Mythologien?"

„O doch!" erwiderte die zweite, „die ungeheure Mehrheit ist noch immer so und wird wohl immer so bleiben, weil sie sonst allzu leicht zusammenbrechen würden. Aber wir gehören nicht mehr zu den Geistern, an die sie glauben. Und bei den Künstlern sind wir gar aus der Mode. Die halten jetzt bei einer Symbolik ohne Einfalt. Ihr könnt euch vorstellen, wie das häßlich ist."

Die vierte legte ihren lilienweißen Zeigefinger an ihr feines Näschen, so daß sie sehr nachdenklich aussah, und sie meinte: „Wir sollten vielleicht wieder einmal den Menschen zeigen, daß wir noch da sind."

Da lachte die fünfte, die Böse, laut: „Ach, meine Schwestern, ihr seid noch immer so lieb und dumm! Was kann euch daran liegen, ob dieses Gewürm da unten an euch glaubt oder nicht?"

„Willst du uns wieder unsere Freude verderben?" zirpte die Vorige weinerlich.

„Nein, nein, nein!" beruhigte sie die Böse schnell. „Ich weiß ja noch gar nicht, was du vorhast. Am Ende euren alten Scherz, ein Menschenkind mit den besten Gaben auszurüsten?"



„Ja, ja. — Das ist so hübsch. — Was haben wir von unserer Macht, wenn wir sie nicht gebrauchen? — Wir wollen einem Kindlein Gaben in die Wiege legen. — Der Anblick von Glücklichen ist doch das Angenehmste, was es gibt ..." Dies und noch anderen lieblichen Unsinn riefen die vier guten Feen durcheinander.

Lustig zuckte es im Gesichte der bösen Fee und um ihren roten Mund kamen und verschwanden die Lachfalten, wie hurtige Schlänglein, als sie erklärte: „Ihr sollt mich einmal ganz kennen lernen. Ich will eure Gaben nicht stören, sondern vermehren. Von allem, was ihr schenkt, will ich dem Kinde dieses Augenblicks ein größeres Maß, als ihr es dachtet, zuwenden. Seid ihr's zufrieden?"

Die guten Feen erschraken zwar ein wenig, denn sie kannten die Tücken ihrer bösen Schwester, aber das klang so harmlos. Auch konnte man ihr beikommen, wenn man nur solche Gaben verlieh, deren Übermaß den Menschen erwünscht ist.

Die erste Fee beschattete ihre vergißmeinnichtfarbigen Augen und schaute hinab: „Ich sehe, da unten ist ein Mägdlein zur Welt 'gekommen. Die sei uns auserwählt. Mein Geschenk ist: sie soll schön sein."

„Zu schön!" sagte die böse Fee.

„Die Schönen," bemerkte die Zweite, „sind oft von Haus aus dumm oder werden später durch Schmeichler dumm gemacht. Sie soll klug sein."

„Zu klug!" sagte die Böse.

„Die Klugen," rief die Dritte, „sind selten von edler Gesinnung. Ich halte aber einen inneren Adel für unentbehrlich zur Harmonie des Lebens. Sie soll edel sein."

„Zu edel!" sagte die Böse.

„Die Edlen," meinte die Vierte, „haben gewöhnlich keine irdischen Güter. Sie soll auch reich sein."

„Zu reich!" sagte die Böse.

Dann schlürften sie noch ein Täßchen himmlischen Kaffees, plauderten noch ein Weilchen von anderen ausgedienten Göttern und verbannten Geistern, bis der ehemalige griechische Sonnengott in seinem neuen goldenen Automobil angefahren kam und sie zu einem kleinen Ausfluge nach den hesperischen Gärten einlud.

Die Lebensgeschichte.

Ihre Mutter starb am Tage nach der Geburt. Sie konnte aber noch vorher mit sanfter Stimme flüstern: „Mir träumte vergangene Nacht so schön von einigen holden Frauen — ich weiß ihre Namen leider nicht mehr — und dann kam Helios, der Gott der Sonne. Das war alles so licht und herrlich. Man soll sie nach meinem Traume Helione nennen."



So wurde sie genannt. Ihr Vater, der früher ein fleißiger Arbeiter gewesen, verlor im Kummer über den Tod seiner Frau die Lust am Schaffen. Er ließ andere für sich arbeiten. Dadurch wurde er wohlhabend. Dann kaufte er einigen notleidenden Erfindern ihre Einfälle für eine Kleinigkeit ab und gewann daraus unermeßlichen Reichtum sowie die mit dem Gelde zumeist verbundene Achtung seiner Mitbürger. Als er starb, war Helione achtzehn Jahre alt, und da die Zeitungen nicht ermangelt hatten, den Hintritt des allzu reichen Mannes zu verzeichnen, so fand sich die trauernde Helione bald von einer Freierschar aus den vornehmsten Kreisen umgeben. Es gab da so viele Ritter, Barone, Mark-, Gau- und Reichsgrafen, Earls, Marquis, Fürsten und Herzoge, daß man mit ihnen leicht einen neuen Kreuzzug hätte veranstalten können. Von den bürgerlichen Minnewerbern sei geschwiegen, ihre Zahl war erschreckend, und sie kamen — da praktische Kaufleute, Fabrikanten und Ingenieure sich von vornherein sagten, daß sie bei der schönen Helione keine Aussicht hätten — sie kamen hauptsächlich aus den idealen Berufen, wo man gewöhnlich die meisten Illusionen über sich selbst hat. Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker standen auf dieser Seite im Vordertreffen. Jedem sollte seine Kunst als Gelegenheitsmacherin dienen. Auch darstellende Künstler, Klavier- und Geigenvirtuosen, Schauspieler und Sänger schlugen vor der schönen Helione, wenn auch ziemlich mutlos, das Rad. Politiker aller Parteien, vom allezeit begeisterten Volksredner bis zum stets kühlen Minister, lagen ihr zu Füßen. Soldaten und Diplomaten waren bereit, für diese kleine Hand auf Krieg und Frieden zu verzichten. Je mehr aber der Freier kamen, umso trauriger wurde die schöne Helione. Denn sie war zu klug, um nicht zu sehen, daß all dies heiße Treiben ihren Schätzen galt. Anfangs hatte es sie belustigt, wenn überall, wohin sie kam, die Männer kühn, feurig, schmachtend, munter oder schwärmerisch blickten, jeder nach seiner Gitarre. Allmählich wurde es ihr langweilig und endlich so ekelhaft, daß sie es nicht ertragen konnte. Einen von diesen zu wählen, schien ihr unmöglich, denn wie sollte sie ihr Leben an einen binden, der nicht sie, sondern ihr Geld haben wollte. Ihr Reichtum hielt ihr den fern, dem sie hätte vertrauen können. Sie wollte aber keine alte Jungfer werden, sondern eine richtige Frau, mit einem Manne und Kindern und einem häuslichen Herd. So kam sie auf den Gedanken, ihr Vermögen von sich zu werfen, da sie immer zu reich gewesen war, um die Bedeutung des Geldes genau zu kennen.

Sie wartete nur ihre Großjährigkeit ab und an dem Tage, da sie über ihr Hab und Gut verfügen konnte, gab sie alles hin für eine Stiftung, die sie „das Brot der Armen" nannte, und behielt nichts für sich zurück als das Kleid, das sie auf dem Leibe hatte, und das Bett, in dem sie schlief. Sie selbst arbeitete die Vorschriften der Stiftung aus, wie das Vermögen verwaltet und



alle Tage das Brot unentgeltlich verteilt, wie dem Betruge vorgebeugt und den wirklich Armen gedient werden sollte. Es wurden in den Bezirken des Elends Brotstationen errichtet, so daß die Bedürftigen nicht weit laufen mußten und jede Brotstelle ihre Klienten kannte.

Als die Freier von dieser Schenkung hörten, da sagten die einen Ah—ah! die anderen Oh—oh! die dritten He—he! die vierten Hm—hm! die fünften sagten gar nichts, aber sie liefen gleich spornstreichs davon. Und es dauerte nicht lange, so war die schöne Helione von allen verlassen, die bisher geschworen hatten, sie könnten ohne sie nicht leben. Allein blieb sie dennoch nicht. Es war nur wie der Wechsel von Arbeitern in einer Unternehmung, die nie stillesteht. Es kam eine andere Schicht von Werbern. Die hatten es nicht mehr auf den Geldsack abgesehen, sondern auf das Weib. Darunter waren manche brutal und andere weinerlich. Die schöne Helione war zu edel, um sich nicht beleidigt zu fühlen durch das, was jetzt aus den Blicken der Verliebten sprach. Sie seufzte oft. Aber sie hatte sich selbst in eine Lage gebracht, in der sie nicht mehr sonderlich wählerisch sein durfte, und so nahm sie den Antrag eines Mannes an, den sie für einen braven Mann hielt und der sie über die Maßen liebte. Er war tatsächlich ein braver Mann, doch liebte er sie zu sehr. Er lag auch noch, als sie vermählt waren, und auch, als sie schon ein Kind hatten, immer vor ihr auf den Knien und langweilte sie unaussprechlich. Da begab es sich, daß sie anfing, mit anderen lieber zu sprechen als mit ihm. In allen Ehren geschah es, denn sie war ein reines und hochgesinntes Wesen. Sie war unfähig, ihn zu hintergehen, wenn sie ihn auch nicht liebte. Nur war sie wieder von Werbern umgeben, von der dritten Schicht. Die hatten es auf das Abenteuer abgesehen, denn sie betrachteten die schöne Frau als ein jagdbares Wild. Sie lachte in ihrer tiefen Unschuld über solche Anstrengungen, die ihr töricht vorkamen. Er aber, der Ehegatte, faßte ihre gute Laune anders auf. Hatte früher ihre Gleichgültigkeit ihn gekränkt, so machte jetzt ihr Lachen mit den Hofmachern ihn wild. Es brach in ihm die schmerzhafte Krankheit der Eifersucht aus. Nun wurde der schönen Helione das Haus bald eine Hölle. Der Eifersüchtige beargwohnte, bewachte, beschimpfte sie. Er wurde in seiner Verstörung schmutzig und gemein. Er sperrte sie von der Welt ab, nahm ihr die guten Kleider weg und quälte sie, wie er nur konnte. Die schöne Helione hielt es aus, bis ihre Kraft, zu leiden, erschöpft war. Dann nahm sie ihr Töchterlein und ging mit ihm für immer fort.

Der Eifersüchtige spürte ihr nach und versuchte, ihr auf ein Unrecht zu kommen. Seine Späher fanden nichts, als daß die schöne Helione mit ihrem Kinde ein kleines Stübchen bezogen hatte und daß sie da kümmerlich lebte. Nun versuchte der Mann, sie auszuhungern, damit sie wieder zu ihm zurück-



kehre. Sie konnte darüber nur traurig lächeln. Wie wenig kannte er sie. Helione bemühte sich um Arbeit, um die Arbeit solcher armen Frauen, wie sie nun eine war. Es mußte etwas Häusliches sein, das sie in ihrem Kämmerlein verrichten konnte, um nicht von ihrem Kinde getrennt zu sein. Da beugte sie sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht über das weiße Zeug und nähte, nähte, bis ihre wundervollen Augen rot wurden, bis ihre zerstochenen Finger die Nadel nicht mehr halten konnten. Dabei verfiel auch ihre hohe, holde Gestalt und die Lilien und Rosen ihrer Wangen, die einst von Rittern angebetet, von Dichtern besungen, von allen Künsten verherrlicht worden, sie waren rasch verwelkt. In der blassen, verhärmten Näherin hätte niemand mehr die schöne Helione erkannt, welche die Sonne im Namen und im Schicksal führte. Und doch, wenn die Einsame, in stiller Nacht arbeitend, bei ihrem Lämpchen saß und nur die Atemzüge des schlafenden Kindes bei ihr waren, war sie mit sich zufrieden. Wenn sie alles überdachte, mußte sie sich sagen, daß sie nicht anders habe handeln können. Käme sie noch einmal in all die Lagen ihres Lebens, sie würde doch wieder genau diesen Weg nehmen. Sie fühlte sich nur müde, nicht unglücklich. Sie hatte ihr liebes Kind.

Aber es kamen noch schlimmere Tage. Helione fand nicht immer genug Arbeit und es war bitterer Winter und im Stübchen war es kalt. Manchmal mußte das Kind im Bette bleiben, um nicht allzu arg zu frieren. Brot gab es freilich immer — das Brot der Armen. Helione ging nun selbst zur nächsten Stelle der Verteilung, um sich einen Laib zu holen. Niemand erkannte sie und sie war zu stolz, um sich als die Stifterin zu entdecken. Sie stand bescheiden in der Reihe mit den anderen und hielt ihr Töchterlein an der Hand. Bei großer Kälte war es freilich schwer zu ertragen, denn da pflegte die Reihe noch länger zu sein. Die heizen wollten, hatten weniger Brot als sonst. Aber Helione wollte in ihrem Edelmute keinen Vorzug vor anderen Armen genießen und so harrte sie geduldig, bis es an sie kam. Nur zerschnitt es ihr das Herz, wenn ihr Töchterlein dabei vor Kälte leise wimmerte. Und einmal kehrten sie nach solchem Warten heim und das Kind schlotterte heftiger als sonst. Rasch ins Bett und da ging der Frost bald in jähe Hitze über. Die Wänglein glühten und die Augen glänzten fremdartig und das Kind begann alle seine Märchen durcheinander zu erzählen, auch viel vom lieben Gott und von den Englein. Helione wachte und zitterte die ganze Nacht bei ihrer kleinen Kranken, die nicht einschlafen wollte.

Am Morgen lief Helione um den Armenarzt. Er kam und horchte und klopfte das fiebernde Körperchen ab. Dann schüttelte er den Kopf, zuckte die Achseln, verschrieb einen Trank und ging. Helione stürzte ihm nach. Sie warf sich ihm draußen vor die Füße und umklammerte seine Knie und schrie in ihrem Jammer:



„Gehen Sie nicht fort! Bleiben Sie hier! Retten Sie mir mein Kind! Ich habe sonst nichts, gar nichts, als dieses Kind! Gehen Sie nicht fort!"

„Beruhigen Sie sich nur, liebe Frau!" sagte der Arzt freundlich, machte sich entschieden los und stieg treppab.

Da schluckte Helione alle ihre Tränen mit mütterlicher Gewalt hinunter und kehrte lächelnd in das Stübchen zurück. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht durfte sie noch die Vielgeliebte pflegen, mit ihr plaudern, sie herzen, ihre heiße Stirne kühlen, ihre Füßchen küssen — und dann ...

„Mutt —," hauchte das Kind leise, kaum hörbar, und brachte das Wort nicht zu Ende.

Helione warf sich auf den kleinen Körper, schüttelte ihn grimmig, als hätte sie ihn mißhandeln wollen, und schrie, schrie, wie nur Wilde, Wahnsinnige und Mütter schreien.

Aber sie schrie das Kind nicht mehr wach.

Nachspiel in den Wolken.

Die Feen hatten sich zu dieser Stunde versammelt. Sie sahen, wie es der armen Helione erging, und es betrübte sie. All die Gaben hatten ihr nicht gefrommt. Ein bißchen Glück ist mehr wert als die seltensten Eigenschaften. Wer ein bißchen Glück hat, kann häßlich, dumm und gemein sein und auch die Mittel fallen ihm von selber zu.

Hatte das die böse Schwester gemeint? Die vier gütigen Feen tauschten darüber ihre harmlosen Gedanken aus, denn die Böse war plötzlich verschwunden. Erst nach einem Weilchen kam sie wieder und brachte diesmal einen Gast mit, ein entzückendes Geschöpf, das die guten Feen nur nicht gleich erkannten, weil sie entwöhnt waren, es in dieser Gestalt zu sehen. Wer es war? Die schöne Helione!

Die Böse führte sie an der Hand in den Kreis der Lieblichen und sie sprach mit weicherer Stimme als sonst:

„Helione! Hier sind meine Schwestern und sie sollen deine sein. Vergiß, was unsere Gaben dich leiden ließen. Du kannst es vergessen, denn es war ein Traum. Das Leben hätte ja keine Entschuldigung, wenn es kein Traum wäre. Nun aber bist du in der Wirklichkeit, im Ewigen. Siehe diesen Glanz in der Ferne. Das ist Helios, unser Freund, ein gewesener Gott. Wir fahren mit ihm zu den Hesperiden. Weine nicht mehr, Helione! Um einen so schlechten Traum, wie das Leben ist, weint man nicht."



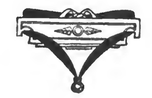
Maria Stona.

Saß ein Hirt am Hügelrand . . .

Saß ein Hirt am Hügelrand,
Spielte die Schalmeie
Und sein Blick flog über Land
Weit hinaus ins Freie.
Über ihm die Lerche sang,
Zicklein ihm zu Füßen sprang.

Auf den Wiesen war ein Blüh'n,
Fein und zart wie seiden,
Himmelssonne im Verglüh'n
Grüßte Bach und Weiden.
Seine Flöte blies der Hirt,
Ton um Ton zu Tale flirrt.

War mir doch, als saß er dort
Viele tausend Jahre,
Und die Zeit zog leise fort,
Fern ins Wunderbare.
Zicklein ihm zu Füßen sprang,
Über ihm die Lerche sang . . .



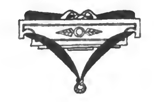
Paul Wilhelm.

Traumgewalt.

Nun gehst du oft durch meine Träume
Mit deinem sanften Schwebeschritt
Und bringst in meine stillen Räume
Des Glückes reinste Schauer mit.

Wie nächt'ge Schatten auf mich nieder
Fällt deiner Haare dunkle Flut —
Und stumm umfang' ich deine Glieder
Und trinke ihre keusche Glut . . .

Und meine tiefsten Wünsche schweigen . . .
Nur wie aus weiter Ferne her
Hör' ich ihr Lied die Unschuld geigen,
So sterbensbang und wonneschwer . . .



Max Burckhard.

Cicero und Horaz.

Zwei wahre Geschichten aus dem Sabinergebirge.

Die wenigsten Menschen wissen, daß die Musik eigentlich von den Affen erfunden worden ist. Die Gelehrten haben es aber doch herausgebracht. Leute, die ebenso wenig von der Kunst wie von der Naturwissenschaft verstehen, meinen zwar gelegentlich, im Gesange der Vögel sei das Vorbild, ja das erste Entwicklungsstadium unserer Musik zu erblicken. Aber nicht etwas so Natürliches, wie der natürliche Gesang der Vögel es ist, kann die erste Erscheinungsform von etwas so Künstlichem, wie die Kunst es ist, darstellen, sondern nur wieder etwas Künstliches. Und da hat denn ein erleuchteter Forscher die Entdeckung gemacht, daß die Affen es sind, die — das Trommeln erfunden haben. Da ist nämlich eine Art von Affen, in Indien, wenn ich mir es recht gemerkt habe, die setzen sich hin auf den trockenen Lehmboden im Röhricht oder in Lichtungen und bearbeiten nun die dröhnende Erde mit taktmäßigen Schlägen, daß es nur so dahinhallt durch die Dschungeln und Wälder. Singen ist und bleibt simple Natur, Trommeln aber, ja das ist gewiß schon Kunst.

Und noch etwas anderes haben die Gelehrten herausgekriegt. Die dekorative Kunst, die haben die Vögel aufgebracht. Oder richtiger, ein Vogel ganz allein. Denn ihr dürft mir nicht etwa an so einfältige Dinge denken wie an die seltsamen Farben und Zeichnungen, die manche Vögel und auch andere Getiere an sich haben, denn das sind ja wieder nur lauter ganz natürliche Sachen, und auch mit den sonderbaren Nestern und Wohnungen, die einzelne sich bauen, dürft ihr mir nicht kommen, denn die brauchen sie ja doch, und daß die Kunst nur für die Kunst da sein darf, weiß ja doch heute jedes gebildete Stubenmädchen. Nein, da ist euch in Australien ein Vogel, und zwar ein ganz richtiger Vogel, denn er hat auch seinen lateinischen Namen, und den habe ich mir sogar gemerkt: Ptilonorhynchus holosericeus heißt er — wer es zusammenbringt, soll es mir nachmachen und sich den Namen auch merken — da ist euch also in Australien dieser Vogel, der baut sich eigene Lusthäuser, nur so zum Vergnügen, und den Boden vor dem Eingange und die Wände, die putzt er mit schillernden Federn, glitzernden Muscheln, bunten Steinen, farbigen Lappen, die er zusammengelesen, so heraus, daß es eine wahre Freude sein muß. Für ihn wenigstens. Und daß die anderen bersten



möchten vor Wut. Und das gehört ja zur Kunst. Das sind nun gewiß wichtige Fingerzeige für den innigen Zusammenhang des geistigen Lebens der Tiere mit dem der Menschen, oder wenn ihr wollt, des der Menschen mit dem der Tiere, aber es ist noch gar nichts gegen die Entdeckung, die mir auf diesem Gebiete vorbehalten war. Ich habe nämlich einmal die Bekanntschaft eines Hundes gemacht, der sich selbständig als Geschäftsmann etabliert hat. Und das ist auch eine Kunst, für einen Hund wenigstens.

Wer nun aber die Geschichte von meinem Hunde hören will, der muß noch eine zweite Geschichte mit in den Kauf nehmen. Denn das ist nun schon einmal so bei den wahren Geschichten, daß man sie nicht auseinanderreißen kann, ohne sie zu beschädigen, und daß, wenn man sie anders erzählte, als sie geschehen sind, sie dann nicht mehr wahr wären.

Wenn einer auch nur ganz kurze Zeit in Rom ist und er versteht, seine Augen zu gebrauchen, dann wird ihm unter all den herrlichen Bergen, die er vom Palatin, von der Kuppel der Peterskirche, von St. Pietro in Montorio, vom Glockenturme des Senatorenpalastes und von hundert anderen Punkten aus sieht, neben dem Monte Cavo und dem Monte Soracte auch der Monte Gennaro im Sabinergebirge auffallen. Und wenn er versteht, auch seine Beine zu gebrauchen, und sonst der richtige Mann ist, so wird es nicht allzu lange dauern und er wird auch schon oben sein auf dem Monte Gennaro. Denn das ist das Eigentümliche an den Bergen, einer, dem sie gefallen, der braucht sie nur lange genug anzuschauen und er ist auch schon oben. Mir wenigstens geht es so.

Und so stand ich denn eines Morgens vor der ersten der aus Lehm und Stroh erbauten Hütten des Dorfes Marcellina und legte dem in die spärlichen Reste eines Hemdes und eines Linnenbeinkleides gewandeten Nobile, der über mein Rufen aus dem die Hütte selbst darstellenden Dache herausgekrochen war, die Frage vor, ob hier nirgends ein Mann zu finden wäre, der mich auf den Gennaro hinauf und über die Wiesen des Paratone hinüber nach Rocca Giovane im Tale der Licenza führen könnte. Von dem frischen Wasser der Licenza, der alten Digentia, hat nämlich schon Horaz gesungen und in ihrem Tale, so schwören alle Philologen, hatte daher auch seine Villa gestanden — und wie leicht konnte ich im Vorbeigehen zufällig die Trümmer der Horazschen Villa oder des Tempels der Vacuna entdecken, in dessen Schatten er nach eigenem Geständnisse die Epistel an Fuscus Aristius diktiert hat?

Mein Nobile beantwortete die Frage, die ich ihm unterbreitet hatte, damit, daß er seine Rechte auf die entblößte Brust legte und mir versicherte, er sei der Mann, dessen ich bedürfe. Ich fragte ihn mit gebührendem Zartsinn, welchen Betrag er als seiner Mühewaltung angemessen entgegenzunehmen bereit



sein würde; er versicherte mir mit feierlichem Ernst, jeder Mensch in Marcellina würde es als beleidigend für einen Fremden erachten, weniger als zwanzig Lire für diesen Weg von ihm zu fordern; ich sprach ihm mit gleichem Ernste die Hoffnung aus, daß er den herrlichen Spaziergang seinen landwirtschaftlichen Beschäftigungen gewiß auch dann vorziehen werde, wenn er nur fünf Lire von mir erhielte, eine Ansicht, die er ohne weiteres Besinnen als völlig zutreffend anerkannte, was ihn aber, wie ich gleich bemerken will, nicht hinderte, daß er am Ende unserer Wanderung die zwanzig Lire, die ich ihm überreichte, mit der Miene eines Mannes entgegennahm, dem die Sparkasse ganz genau auf Lire und Soldi jenen Betrag auszahlt, den zu erhalten er erwartet hat und den zu fordern er berechtigt ist.

Nachdem die äußeren Förmlichkeiten beendigt waren, erlaubte ich mir zunächst die Frage an meinen Führer, wie er heiße. „Cicero," sagte er mit einer gewissen selbstverständlichen Einfachheit und doch nicht ohne Würde. Er sagte freilich nicht Zizero und nicht Kikero, sondern etwas wie Schischero, aber ich verstand ihn doch. Ich war erstaunt — und freudig bewegt zugleich. Ich wußte damals noch nicht, wie viele Leute in der Campagna, im Albaner- und Sabinergebirge Cicero heißen — wenn sie einen Fremden vor sich haben, dem der Tedesco oder Inglese auf der Stirne geschrieben steht. Einer sagt es dem andern, wie einträglich es ist, Cicero zu heißen; und wie leichtgläubig die Inglesi und die Tedeschi sind, das braucht erst keiner dem andern zu sagen. Und wie langweilig der selige Cicero gewesen ist — das wissen noch nicht einmal alle die großen Gelehrten in den Städten ganz genau. Wie sollen es also die armen Landleute wissen?

Mit jener Rücksicht, die der Name Cicero mir auferlegte, stellte ich die weitere Frage, wann wir aufbrechen könnten, und mein Führer beantwortete sie damit, daß er sich, wie er war, einfach in Bewegung setzte. Nach ein paar Schritten aber hielt er inne, wandte sich gegen seine Hütte um und stieß einen mir unverständlichen Ruf aus. Auf diesen Ruf kam ein weibliches Wesen, in die Überreste eines Hemdes und eines Leinenrockes gewandet, aus dem Dache heraus und Cicero stellte mir die Dame als seine Gattin vor und sprach die zuversichtliche Erwartung aus, daß ich dieser trefflichen Gattin zwei Soldi nicht vorenthalten werde. Nachdem ich das in mich gesetzte Vertrauen gerechtfertigt hatte, wandte er sich, ohne seine Gemahlin weiter eines Abschiedswortes zu würdigen, querfeldein dem Gennaro zu. Nach einigen Minuten begegneten wir einem Manne, den Cicero ersuchte, ihm Tabak zu geben, was jener bereitwillig tat, worauf an mich die höfliche, aber bestimmte Einladung erging, dem Manne zwei Soldi zu behändigen. Auch ich tat, wie mir geheißen, und wir setzten unseren Weg fort, bis wir wieder einem Manne begegneten; diesem forderte mein Begleiter seine Zündhölzchen ab, mir aber teilte er mit, daß es



nur recht und billig wäre, wenn ich dem Manne zwei Soldi gäbe — eine Andeutung, der ich mit möglichst ungezwungener Bereitwilligkeit Folge leistete. Nachdem wir noch einigen Männern begegnet waren, mit deren jedem mein Gefährte immer einige Worte gewechselt hatte und deren jedem ich hierfür zwei Soldi zu überreichen hatte, waren wir endlich auf die Höhe des Schuttkegels gelangt, den die Scarabellata, der Gießbach, der sich ein mächtiges Tal in den Monte Gennaro gewühlt hat, am Ausgange dieses Tales aufgestapelt hat.

Und nun ging es hinein und hinan zwischen den verwaschenen Klippen und Wänden, vorbei und dahin über eine Höhle, die wohl einmal ein Heiligtum enthalten hat, das dem Tale seinen Namen gab. Wir waren schon eine ziemliche Zeit geklettert, die Sonne strahlte bereits ziemlich heiß vom dunklen Himmel und den hellen Felsen, kein Hauch verwehte das Flimmern der sich erhitzenden Luft und kein Laut unterbrach die Stille der Einsamkeit als das Kratzen der Nägel meiner Bergschuhe auf den Steinplatten und gelegentlich das Fallen eines Steinchens, das in der Höhe weidende Ziegen oder Schafe aus seinem Halte gelöst und zur Tiefe gesendet hatten.

Da blieb mein Geleitsmann stehen und ließ einen lauten, langen Pfiff ertönen. Daraufhin vernahm ich ein rascheres und lebhafteres Kollern von Steinen und Steinchen und nach kurzer Zeit sah ich von verschiedenen Seiten herab zwei Herren und eine Dame in eiligen Sprüngen sich nähern. Die Herren waren wieder in Bruchstücke von Leinenhemden und Leinenbeinkleidern gewandet, die Dame aber in Reste einer farbigen Jacke und eines farbigen Rockes. Es dauerte nicht lange, und unsere Besucher waren bei uns angelangt und hatten sich, wie sie von verschiedenen Seiten gekommen waren, auch rechts und links des Weges vor uns aufgestellt.

Mit einer würdevollen Handbewegung auf die Erschienenen deutend, teilte mir mein Cicero mit, daß er sich glücklich schätze, mir seine Kinder — zwei Söhne und eine Tochter, wie ich bemerken dürfte — vorstellen zu können. Seine Familienangehörigen aber setzte er in wenigen Worten davon in Kenntnis, daß ich ein Professore Tedesco sei, der ihn eingeladen habe, mit ihm nach Rocca Giovane zu gehen und mit ihm die dortigen Antichita zu besichtigen. Ich unterließ jede überflüssige Berichtigung und begnügte mich, auszusprechen, welches Vergnügen es mir bereite, die lieben Angehörigen meines verehrten Freundes kennen zu lernen und dieselben bei so erfreulichem Wohlbefinden zu treffen.

Der glückliche Vater erwiderte meine verbindlichen Worte mit einer leichten Neigung seines ehrwürdigen Hauptes und der Mitteilung, daß nur ein einziger Umstand sein und der Seinigen Glück beeinträchtige, und das sei der, daß diese Armen, die hier im Gebirge herumklettern müßten, keine Scarpe besäßen, wobei er zur besseren Veranschaulichung seiner Gedanken zuerst auf



meine Bergschuhe und dann auf die vor uns stehenden sechs bloßen Füße deutete, die im übrigen freilich, was Farbe und Dichtigkeit der Haut anlangte, eine Konkurrenz mit meinen zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewordenen Scarpe sichtlich nicht zu scheuen hatten. Er unterließ nicht, der festen Überzeugung Ausdruck zu geben, daß ich den armen Kindern — die Kinder schienen alle so um das unbestimmte Alter von Zwanzig herum zu sein — das zur Anschaffung von Scarpe erforderliche Geld geben werde.

Der Augenblick schien kritisch. Ich verlor aber keine Sekunde meine heitere Unbefangenheit und versicherte meinem Freunde, daß seine Kinder geradezu zu beglückwünschen seien, daß sie keine Scarpe trügen, da alle Ärzte und Professori der Welt darüber einig seien, daß nichts der Gesundheit des Menschen so schade als das Tragen von Scarpe, wie hinwiederum nichts sich als so förderlich für sie erweise als die Enthaltung von allen Arten von Scarpe. Mein Begleiter sprach zunächst seine Zweifel in die Richtigkeit dieser Ansicht aus, als aber in wiederholten Wechselreden seine Einwendungen eine nach der anderen sich als unhaltbar erwiesen hatten, da änderte er seine Taktik und mit einem listig lächelnden Blick auf seine Kinder, in dem das Vorgefühl seines Triumphes und die Aussicht auf drei Paar Scarpe blitzte, fragte er mich, warum denn dann ich selbst Scarpe trage, wenn es so gesund sei, keine Scarpe zu tragen?

Und die zwei Herren und die Dame lächelten und im Grunde eines jeden der Augen sah ich deutlich die Konturen von drei Paar Stiefeln sich abzeichnen. Eine brutale Weigerung war ausgeschlossen. Eine solche beleidigende Unart hätten mein Freund und seine kleine Truppe gewiß nicht ungeahndet hingehen lassen. So lange ich in ernster, unbefangener, gemessener Wechselrede einen sophistischen Wettkampf führen konnte, war ich auch in der Einsamkeit der Scarrabellata sicher mit ihm und seinesgleichen, das wußte ich. Unterlag ich in diesem Kampfe, so war es dringend ratsam, freiwillig irgendeinen annehmbaren Näherungswert für Scarpe zu bezahlen. Das wußte ich auch. Aber nicht um diesen an sich geringfügigen Betrag handelte es sich. Der Kampf ging in erster Linie um die Ehre des Sieges. Und in zweiter Linie darum, daß er auch der letzte sei, denn der Weg nach Rocca Giovane war noch weit und wer weiß, welche Einfälle meinem Freunde noch kamen, wenn dieser erste von Erfolg gekrönt war.

Zum Glücke war die Antwort auf die Einwendung des Verteidigers der Nützlichkeit von Scarpe nicht so schwer, als sie ihm erscheinen mochte. Ich legte ein leichtes, bedauerndes Lächeln auf meine Lippen und beklagte mit warmen Worten, daß man in den Zeiten meiner Jugend, meiner Erziehung davon noch nichts gewußt habe, wie überflüssig, wie schädlich Scarpe für den Menschen seien, jetzt aber, da ich das Richtige wisse, sei es zu spät, es zu

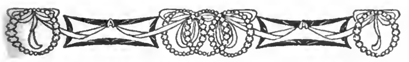


befolgen, da ich nicht gelernt habe, ohne Scarpe zu gehen, und zu alt sei, es erst zu lernen. Und dann beglückwünschte ich meine jungen Freunde, daß ihnen ein besseres Los zuteil geworden sei und sie dank der Klugheit und Einsicht ihrer Eltern der Scarpe zeitlebens entraten könnten. Die Gesichter meines alten Freundes und meiner jungen Freunde verfinsterten sich etwas. Es war aber nur ein flüchtiger Schatten, der sich auf ihre Mienen legte. Mein vortrefflicher Führer fand als erster seine unbefangene Würde und Freundlichkeit wieder und lud mich, den Gegenstand des Gespräches ohne Übergang wechselnd, in einem Tone, der bei aller Höflichkeit doch den bloßen Gedanken an die Möglichkeit eines Widerspruches weit von sich weg bannte, ein, jedem seiner Kinder zwei Soldi zu geben. Mit Gemessenheit, ohne Übereilung zog ich drei Zweisoldistücke aus meinem Sacke, gab jedem der drei Schützlinge eines, und in wenigen Augenblicken zogen ich und mein Führer wieder fürbaß unseres Weges, während rechts und links unter den Fußsohlen unserer zu ihren Herden hinaufstrebenden Besucher polternd die Steine herabrollten.

Nach einiger Zeit war die Höhe erreicht und ohne weiteren Zwischenfall ging es oben dahin über die herrlichen Wiesen, durch italienischen Wald, vorüber an einer prächtigen Quelle und durch weidende Herden und hinab nach Rocca Giovane und schließlich auf dem Rücken einer in unerschütterlicher Gleichmäßigkeit dahintrottenden bestia dahin durch das Tal der Licenza zur Bahnstation Vicovaro.

Zunächst trat ich in das Stationsgebäude und versenkte mich in das Studium des Fahrplanes, um endlich befriedigt konstatieren zu können, daß der angeschlagene Fahrplan merkwürdigerweise genau mit meinem Taschenfahrplane übereinstimmte und ich noch mehrere Stunden bis zum Abgange des Zuges nach Rom für mich hatte. Ich erinnerte mich, irgendwo gelesen zu haben, daß ein „Fachmann" die Horazische Villa hinauf in die Gegend von Licenza, ein anderer sie ganz in die Nähe, um Mandela herum, verlegt hatte — warum sollte sie nicht in Vicovaro selbst gestanden sein? So konnte ich meine Zeit wenigstens im Dienste der Wissenschaft ausfüllen.

Ich verließ den Bahnhof, um zunächst einen kleinen Rekognoszierungsgang zu machen. Als ich zur Tür heraustrat, da fielen meine Augen auf ihn, auf ihn, dem diese Geschichte gilt. Ich hatte ihn wohl übersehen, da ich gekommen war, weil er vermutlich auch keine Notiz von mir genommen hatte, da ich den Bahnhof betrat. Aber nun, da ich das Stationsgebäude verließ, mußte ich ihn bemerken. Genau gegenüber der Tür saß er da in der Mitte der Straße, den Vorderkörper aufrecht gestützt, den Blick unverwandt nach der Tür gerichtet. Als ich in ihr erschien, stellte er achtsam die Ohren auf, erhob sich langsam, nicht ohne eine gewisse Anmut, streckte sich erst einmal, wie ein Hund es zu tun pflegt, der lange auf seinen Herrn hatte da-



liegend warten müssen und sich nun anschickt, den endlich Zurückkehrenden zu begrüßen, wedelte dann leicht mit dem Schweife, schritt langsam auf mich zu, beschnupperte mich und stellte sich dann, wie meine Entschließungen erwartend, an meine Seite. Ich blickte zunächst im Halbkreise auf die kleinen Anhöhen, die vor mir lagen, welche wohl die geeignetste wäre, für einen kleinen Rundblick. Das mochte ihm wohl etwas lange dauern und so gähnte er laut und vernehmlich, mich an den Verlauf der unwiederbringlichen Zeit mahnend.

Endlich entschloß ich mich, gleich die Böschung mir gegenüber in Angriff zu nehmen, und kletterte zwischen Heckenzäunen und locker geschichteten Steinmauern empor. Natürlich war ich, jeden Ausblickes entbehrend, nur der zufälligen Gestaltung des Bodens und des halbverfallenen Mauerwerkes folgend, gerade zu einer Stelle gekommen, wo überhängendes Erdreich mir Halt gebot. Da sprang mein Begleiter, dessen Gefolgschaft ich bisher kaum gewahrt hatte, auf eine kleine, niedere Mauer neben mir, auf der er ein Stück fortlief, um dann auf der anderen Seite abzuspringen und durch einen Zaun zu kriechen — und nach wenigen Augenblicken hörte ich ein kurzes kräftiges Bellen ober mir und sah ihn auf der Höhe oben stehen und ermunternd auf mich herabblicken.

So folgte ich ihm denn über Mauer und Hecke auf dem sich dort vor mir öffnenden Wege und erfreute mich bald an seiner Seite des gewünschten Umblicks. Jenseits des Teverino, der in der Nähe irgendwo die Licenza aufnimmt und in der Jahreszeit, in der wir uns befanden, lässig und seicht das Tal durchrieselt, lag ein anmutiger Wert, ein nur durch einen dünnen Wasserfaden vom drüberen Ufer getrenntes Inselchen. Da hätte ich gleich einen Garten haben mögen. Und so klug wird doch Horaz auch gewesen sein, er, der rationelle Genußmensch? Eine Brücke oder ein Steg war wohl nirgends zu sehen, aber was konnte mich solch ein Flüßlein beirren? Doch vorerst mochte es sich immer noch lohnen, die Gehänge, auf denen ich mich gerade befand, ein bißchen abzuklettern. Dabei erwies sich mein zugestandener Genosse nicht nur als kundig aller Überstiege und Durchschlüpfe, er führte mich geradezu auf die Reste eines Ziegelbaues los, dessen letzte erhaltene Wölbung aus der Unterwelt gerade noch mit einem gähnenden schwarzen Loche in die Oberwelt eines Weingartens hereinlugte. Vor diesem Loche blieb mein Führer stehen und auf dem Bauche hineinkriechend und bald wieder in gleicher Weise zurückkehrend, erwies er mir die völlige Gefahrlosigkeit dieser Forschungsreise. In der Tat, die Sache war verlockend und einleuchtend. Wer weiß, so ein Rest einer Marmortafel an der Wand mit der Anfangszeile der Ode „Aequam servare mentem rebus in arduis" (das war nämlich das einzige Zitat, das mir gerade einfiel), oder eine Amphora, halb voll noch mit uraltem Falerner, den eine zu Harz erstarrte Schicht des darüber gegossenen Öles wunderbar



konserviert haben konnte — etwas Derartiges mochte sich da ganz leicht finden lassen!

Leider erwies sich selbst beim schwachen Lichte einiger Cerinis gar bald, daß in dem kleinen Gewölbe da ohne Harke und Spaten nichts zu machen war. Was da unten an der Oberfläche gewesen sein mochte, war offenbar schon der Raubsucht und dem Vandalismus früherer Besucher zum Opfer gefallen. Als ich wieder ins Freie kroch, saß mein Gefährte freundlich wedelnd vor dem Eingange und seine Oberlippe verzog sich fast zu einem Zuge des Spottes, als er mich ansah.

Nach einigen weiteren, gleich erfolglosen Kreuz- und Querzügen kletterte ich an den Teverino hinab: ich hatte es ja gleich mit Scharfblick heraußen gehabt, daß auf der anderen Seite des Flusses das richtige Feld für den Forscher sei — und gewiß hatte da noch keiner der lästigen Müßiggänger gesucht, die von Rom mit der Eisenbahn herausfahren und ohne jede Fachkenntnis nach Altertümern durchschnüffeln! Eben wollte ich an einer Stelle, die mir die geeignetste erschien, aber immerhin einige tiefere Senkungen aufwies, den Teverino durchwaten, da sah ich ein Stück oberhalb meinen Gefährten, kaum seine Pfoten netzend, munter das Wässerlein durchtraben. Natürlich folgte ich seinem Beispiele und da er zum Überfluß sogar noch stehen geblieben war und sich nach mir umgeblickt hatte, erreichte ich das andere Ufer fast unmittelbar auf seinen Fersen.

Da gab es freilich mancherlei Tonscherben und Ziegeltrümmer — ein Paar davon habe ich sogar mit nach Hause gebracht und erst nach gründlicher Reinigung weggeworfen — aber sie lagen so verdächtig haufenweise beisammen, als hätte sie erst unlängst jemand hingeschüttet, und auch der Knochen, den mein Gefährte auf einmal zutage förderte, erwies sich schon durch die Art der Behandlung, die er ihm angedeihen ließ, als zweifellos modern. Nicht einmal der Sockel einer Büste mit den Buchstaben HOR zur Linken oder den Buchstaben ATIUS zur Rechten oder doch einige von ihnen auf der Linken oder Rechten — es war wirklich ärgerlich! So setzte ich mich denn auf einen Baumstrunk, nahm meinen Rucksack herab und begann die Reste meines Proviants auszupacken. Mein Führer erhob schnuppernd die Nase in die Luft, dann setzte er sich knapp mir gegenüber hin und blickte, ohne belästigende Zudringlichkeit aber mit gespannter Aufmerksamkeit, abwechselnd die sich enthüllenden Überbleibsel eines Hühnchens sowie einer Mortadella di Bologna und dann wieder mich an, den Kopf einmal von der Rechten zur Linken und einmal von der Linken zur Rechten neigend. Nachdem wir ehrlich geteilt hatten und nur noch ein Stück Brotes vor uns lag, streckte er einigemal, leicht die Nasenflügel bewegend, die Schnauze in die Richtung des Brotes aus, aber ohne es zu berühren, und dann blickte er



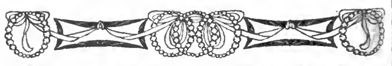
wieder ruhig auf mich. Wer vermöchte solch schlichter Sprache zu widerstehen?

Aber die Zeit war langsam vorgeschritten und es hieß weiteren archäologischen Forschungen entsagen und zum Bahnhof zurückkehren. Dort fragte ich die alte Frau, die in der Kantine schmutzige Eier, zähes Brot und blassen Rotwein feilhielt, wem der Hund, der mir auch in ihre Holzhütte gefolgt war, denn gehöre. Da erfuhr ich die entwicklungsgeschichtlich so merkwürdige Historie. Der Hund gehörte seit einigen Jahren schon niemandem. Sein Herr war gestorben, ohne Angehörige oder Freunde zu hinterlassen, die den Hund übernommen hätten; von den Einheimischen aber etwas Genießbares herauszukriegen, war für den Hund nicht leicht, da sie selber wenig genug besaßen. Da hatte sich denn Orazio, so war das Tier von seinem Herrn, dem Dichter zu Ehren, dessen Nachruhm das Tal der Licenza noch heute erfüllt, genannt worden, in Vicovaro als Fremdenführer etabliert.

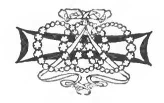
Bei der Ankunft jedes Zuges saß er vor dem Bahnhofe, betrachtete die Ankommenden und jenen, die ihm den vertrauenerweckendsten Eindruck machten, schloß er sich an — Damen hatten den Vorzug — und führte sie überall herum, wo die verrückten Fremden herumzuklettern pflegen. Er frißt, was sie ihm geben, begleitet sie wieder zum Zug — und wartet dort auf neue Fremde. Bei Regenwetter freilich und im Hochsommer, da geht es ihm schlecht, da muß er sich durchschlagen, wie er kann, da kommt er sogar manchmal zu der Cantiniera um ein Stück ihres zähen Brotes.

Armer Kerl, dachte ich mir, den Hund mit erwachender Liebe anblickend. Und eigentlich sah er ganz hübsch aus, kräftig, wie alle die Schäferhunde der Campagna, viel gutmütiger als sie, aber doch mit einem imponierenden Gebiß versehen, aus dem nur einer der Eckzähne fehlte. Ich könnte dich eigentlich mitnehmen und einem hundewürdigen Dasein zuführen, dachte ich mir eben großmütig — da fuhr die Alte in ihren Mitteilungen fort. Zwei Engländerinnen hatte er so gefallen, daß sie ihn mitnehmen wollten. Und da er nicht freiwillig einstieg in das Coupé, wollte ihn die eine hineinheben. Da biß er sie aber in den Waden. Damals war es wohl, wo er den Eckzahn sich ausgebissen hat. Ich warf einen Blick auf Orazio, er lächelte ganz sanftmütig — aber er besaß noch drei Eckzähne und ich muß nicht von allem haben.

Ich offerierte Orazio noch eines der Brote der Cantiniera, er aber drehte sich stolz um und wendete sich gegen die Tür. Und es war auch Zeit geworden. Wir gingen auf den Perron hinaus, Orazio und ich, und wandelten langsam auf und ab, Orazio gelegentlich nach dem Zuge ausblickend. Endlich erschien dieser in der Ferne, rasch immer sich vergrößernd und sich uns nähernd. Orazio ging zu meinem Rucksack, den ich, da es Bänke hier nicht gab, auf



die Erde gelegt hatte, noch einmal die ätherischen Reste all der Wurst- und Speckmengen in die Nase einziehend, die der Rucksack im Laufe der Jahre umschlossen hatte und die ihn mit einem unvergleichlich zarten Aroma imprägniert hatten. Fast schien es, als ob Orazio mich mahnen wollte, dieses köstliche Kleinod nicht in Vicovaro zurückzulassen. Da kam der Zug, ich stieg ein, warf Orazio noch einen fragenden Blick zu, wobei ich einladend in das leere Coupé wies, er aber zeigte nur lächelnd den fehlenden Eckzahn. Der Schaffner schloß die Tür, der Zug setzte sich langsam in Bewegung, ich sah noch einmal heraus — da stand er noch, Orazio, aufmerksam auf mein Coupéfenster blickend, und als er mich herausschauen sah, da wedelte er zum Abschiede freundlich mit dem Schweife. Wenigstens bilde ich mir es heute ein, daß er damals mit dem Schweife gewedelt hat. Und wenn er es nicht getan hat, so hätte er es doch tun können — und irgend etwas wird man ja auch zu der wahrsten Geschichte doch noch hinzulügen dürfen!



Stefan Zweig.

Die Hände.

Eine stille große Güte
Wacht nun zärtlich um mein Leben.
Zweier Hände weiße Blüte
Fühl' ich durch mein Dunkel schweben.

Meine Seele klingt von Lachen,
Doch sie wagt sich kaum zu rühren,
Denn sie zittert, ein Erwachen
Könnte ihren Traum entführen.

Und sie läßt die schlanken Hände
Wortlos zu sich niederneigen,
Aber wundersame Spende
Liegt in ihrem tiefen Schweigen.

Denn im Schweigen zittern Reime,
Die sich sacht zu Versen bauen,
Und aus halberschloßnem Keime
Hebt sich leuchtend das Vertrauen,

Dieses selige Erleben
Als ein Lied den schmalen, weichen
Händen, die es mir gegeben,
Tiefbeseligt darzureichen.





Emil Marriot.

Prügelknabe.

Als er geboren wurde, war die Schicksalsgöttin gerade schlecht gelaunt; und sie übergab den armen kleinen Weltbürger, der ihr nicht zu Gesichte stand, der Obsorge eines Kobolds, dessen nimmersatte Bosheit seine hervorstechendste Eigenschaft bildete.

„Was soll aus dem Menschen werden?" fragte der Kobold.

„Ein Dichter," antwortete die Göttin. „Alles andere sei dir überlassen."

Der Kobold rieb sich die Hände und war sehr vergnügt.

Glück und Stern haben nicht viele im Leben und die Sonntags- und Glückskinder sind immer selten gewesen. Aber es gibt Prügelkinder des Schicksals, auf denen es wie ein Fluch zu liegen scheint, meist feine und scheue Seelen, die ängstlich und weltfremd durchs Leben irren, die überall zu kurz, zu früh oder zu spät kommen, denen alles mißlingt und die nie erfahren, was glücklich sein heißt. Sie sind vom Schicksal Gezeichnete und ein Kobold belauert ihre Schritte und sorgt unermüdlich dafür, daß ihnen alles verdorben werde: jedes Unternehmen, jede Freude.

Das Dichterkind in seiner Wiege war in solcher schlimmer Stunde geboren und die Schicksalsgöttin hatte ihn gezeichnet. Er war vorherbestimmt zum Prügelknaben und der Kobold, den ihm die Schlechtgelaunte zum Hüter bestimmt hatte, rieb sich voll Bosheit die Hände und freute sich, ein neues Opfer zu haben.

Der Dichter wußte es nicht und begann sein Leben voll Hoffnung und Erwartung, wie andere, wie alle Menschen tun. Er sehnte sich nach Mutterliebe und hatte keine Mutter: sie war gestorben, als sie ihm das Leben schenkte. Eine Stiefmutter hatte er und böse Stiefgeschwister, die ihm die Kindheit verdarben. Er war arm und mußte schon früh um das tägliche Brot ringen. Aber er war jung, seine Nervenkraft noch unverbraucht und so kämpfte er und hoffte er noch — nicht ahnend, daß es vergebens, daß er ein Gezeichneter war.

Er eilte seinen Zeitgenossen voran und schuf Werke, die Aufsehen gemacht haben würden, wenn der Kobold nicht gewacht und gelauert hätte. Doch der Kobold, der niemals ruhte, schlug des Dichters Zeitgenossen mit Blindheit und so kam es, daß der junge Dichter keine Anerkennung fand und arm blieb und unbekannt. — Zehn Jahre später traten andere auf, die, bewußt oder unbewußt, in seinen Spuren wandelten und wiederholten, was



er bereits vor zehn Jahren gesagt hatte: nur besser als sie. Und diese anderen, die nicht allein wie er, sondern in einer festgefügten Schar erschienen, ins Horn stießen, einen gewaltigen Lärm machten und einander vorwärts halfen durch wechselseitiges überlautes Lob: diese anderen wurden gehört, gepriesen und waren über Nacht berühmt. Und er, der erste, der Pfadfinder, war vergessen, ehe man ihn beachtet hatte.

Er begann schon wankend zu werden und seine Kraft war schon halb verbraucht. Aber er kämpfte noch immer. Es war ja nicht möglich, daß er, gerade er, vom Glücke für immer ausgeschlossen. Er klopfte an hundert Türen und keine öffnete sich ihm. Ein ungeheures Sehnen nach Glück, nach Freude, nach Liebe quoll übermütig in ihm auf und er streckte wie andere die Hände aus nach den holden Gestalten und keine ließ sich haschen. Es gab keine Zurücksetzung, keine Kränkung, keine Ungerechtigkeit, die er nicht erfuhr. Jeder Wurm am Wege meinte das Recht zu haben, nach ihm zu stechen. Keine Stimme erhob sich jemals zu seinen Gunsten. Die Kleinen stachen nach ihm, weil die Großen ihn nicht schützten, und die Großen, Satten, Mächtigen saßen auf ihren bequemen Stühlen, ließen ihn seines einsamen Weges ziehen und fanden es manchmal sogar der Mühe wert, einen Stein aufzulesen und nach dem Wunden, dem Müden zu zielen.

Er war grau, müde, wund und still geworden. Hatte den Kampf endlich aufgegeben. Er spann sich ein in seine stolze Einsamkeit und sagte keinem, wie hart er unter seiner tiefen Vereinsamung litt. Ein heißes Sehnen nur war in ihm zurückgeblieben: ein Sehnen nach Ruhe, nach dem Tode. Nach ihm, der alles ausgleicht und alles zum Schweigen bringt, breitete er oft verlangend die Arme aus. Er fürchtete ihn nicht. Für ihn war der Tod der Erlöser.

Und als es endlich zum Sterben kam und der alte Dichter die Nähe des Freundes, des Befreiers fühlte, blickte er sehnend um sich. Er wollte ihn sehen, den Tod, ihm danken dafür, daß er gekommen, ihm sagen, daß er ihn liebe. Und siehe da! Er erblickte den Freund.

An seinem Bette stand er: von hoher Gestalt, in schwarzen Kleidern mit schwarzen Flügeln an den Schultern, ernst und bleich und schön.

„Da bin ich," sprach der Tod und streckte die blasse Hand nach ihm aus. „Sei ohne Furcht! Ich werde dich nicht rauh anfassen, wie es das Leben getan hat."

Der kranke Dichter haschte nach der blassen Hand des Todes: „Ich fürchte dich nicht. Und fasse mich an, wie du magst: weher, als das Leben mir getan, kannst du mir nimmer tun."

Da bemerkte er, daß der Tod nicht allein war. Eine holdselige Frauengestalt von wundersamer Schönheit, in weißem wallenden Gewande, stand neben dem Tode.



„Wer bist du, holdes Wesen?“ fragte der sterbende Dichter wie geblendet. „Ich kenne dich nicht.“

„Wohl kennst du mich nicht,“ sagte sie und Tränen stürzten aus ihren schönen Augen. „Dein Schicksal hat mich ja nie zu dir gelassen! Oft war ich dir nah, oft hast du nach mir gerufen. Doch dein Schicksal hat sich zwischen mich gestellt und nie hab' ich zu dir gelangen, nie hast du mich ans Herz ziehen dürfen. Jetzt endlich bin ich bei dir, jetzt, wo du stirbst.“

„Und wer bist du?“ fragte der Sterbende noch einmal und sah sie unverwandt an. „Mir ist, als hätte ich dich in meinen Träumen gesehen.“

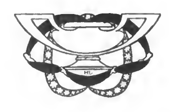
„Ich bin die Freude,“ sprach sie und sank an seinem dürftigen Lager nieder. „In deinen Träumen war ich oft bei dir, im Leben, im Wachen niemals. Erst mit dem Tode durfte ich dir nahen. Sie haben dir keine andere Freude gegönnt als diese: die Freude zu sterben.“

„Die Freude!“ Sehnsüchtig hauchte der Dichter das Wort: „Die Freude! Wie tut sie wohl!“

Der Tod neigte sich über ihn, schlang sanft die Arme um ihn. „Deine erste und letzte Freude, du Armer, vom Schicksal Gezeichneter: ein sanftes Sterben.“

Die holde Frau kniete neben ihm, streichelte seine Hände: „Sie werden wallfahrten zu deinem Grabe, sie werden es mit Blumen und Lorbeerkränzen schmücken, sie werden dich ehren und dein Name wird unvergeßlich weiterleben. . . .“

Der Tod hatte die schwarzen Flügel um ihn geschlagen und ihn fester an sich gedrückt. Jetzt küßte er ihn leise, mitleidig auf die Augen, legte ihm leise und mitleidig die Hand aufs Herz. Und die Augen brachen und das Herz stand still. Aber den bleichen Mund umspielte ein frohes Lächeln und in den Augen spiegelte sich das Bild der Freude wieder, die das letzte gewesen war, das der sterbende Dichter gesehen hatte.



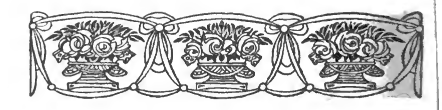
Richard von Kralik.

Der Traum.

Ich war im Traum, ich weiß nicht wo;
Bin noch des seligen Traumes froh.
Ich dachte, was ich einst schon sann;
Doch ach, ich weiß es nicht mehr, wann.
Es leuchtete, weiß nicht, wovon;
Es war nicht Stern, nicht Mond, nicht Sonn'.
Ein Zauber lenkte meinen Sinn,
Ich weiß nicht, wohinaus, wohin.
Es wallt' um mich noch immer mehr
Und heller, ich weiß nicht, woher.
Ich spür' den Duft noch, weiß nicht, welchen,
Aus wundersüßen Blumenkelchen.
Da tönt' es also süß und leise,
Ich weiß nicht mehr, auf welche Weise,
So unbestimmt und doch so zart,
Ich weiß nicht mehr, auf welche Art.
Ich weinte, weiß doch nicht warum;
Das All umgab mich still und stumm.
Ich fühlte mich in stolzer Ruh'
Bestimmt, ich weiß nicht mehr, wozu.
Ich sah daselbst, ich weiß nicht, wen;
So Hehren hab' ich nie gesehn.
Es sprach zu mir, ich weiß nicht, wer,
Ein Wort so tief, so innig her.
Ich fühlte drob, ich weiß nicht, was;
War's Furcht, Entzücken, Liebe, Haß?
Ich schlug, ich weiß nicht mehr, womit,
Ein Ungeheur, das mich bestritt.
Nun aber bin ich wieder hie
In dieser Welt und weiß nicht, wie.



6*



Hermann Bahr.

Das schöne Mädchen.

Pantomime. (Aus einer Reihe „Existenzen". Musik von Hugo Felix.)

Man sieht in den Hof eines großen Hotels. Dieser ist ein halber Kreis, vom Gebäude begrenzt, während vor der Rampe ein Trakt im Quadrat gedacht wird. Das Gebäude hat zwei Stöcke, darüber noch Zimmer unter dem Dache. Die Fenster sind offen, die Jalousien aufgezogen, man sieht ein Stück der Zimmer, welche ganz gleich möbliert sind, neben dem Fenster das Bett, dabei ein Nachttisch mit Lampe. Die kleinen Fenster unter dem Dache haben Blumenbretter mit Fuchsien und Nelken. Durch die Fenster im Parterre sieht man nicht in Fremdenzimmer, sondern links in den Lesesalon, mit schweren englischen Sesseln, rechts in die Loge des Portiers und das Bureau. In der Mitte des Gebäudes eine Tür, durch welche man in einen Gang blickt, der zum Tore des Hotels führt. In der Mitte dieses Ganges links und rechts Stiegen. Die Gäste treten von der Straße durch das Tor unsichtbar ein, erscheinen erst, wenn sie an die Stiege kommen, verschwinden dann über diese.

Im Hofe ein kleiner Springbrunnen, schmale Blumenbeete, rotgestrichene Gartentische und Gartensessel.

Hochsommer. Mondnacht. Gegen elf Uhr.

Im Lesesalon ein Engländer, bequem ausgestreckt, die Füße auf einem zweiten Sessel, rauchend, die „Times" lesend.

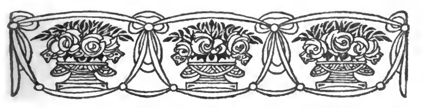
Der Portier zeigt sich bald im Gange, bald in seiner Loge.

Im Bureau sieht man den Direktor über seine Bücher gebeugt.

Lesesaal, Loge und Bureau sind erleuchtet.

Einige Fenster sind geschlossen, die Jalousien zu, dunkel. Ein Fenster im ersten Stock links und eines im zweiten Stock rechts offen, die Jalousien aufgezogen, beleuchtet, ohne daß sich in der Tiefe des Zimmers eine sitzende Person zeigen würde.

Wenn der Vorhang aufgeht, sitzt das schöne Mädchen im Hofe an einem Tisch, den Kopf in die aufgestützten Hände gedrückt, eingenickt, abgehetzt und



schlaff. Die Musik drückt das Aufatmen vom Tage, müdes Behagen und die Erwartung der Nacht aus, an ein altes Wiegenlied anklingend.

Die Hausglocke ertönt. Der Omnibus ist gekommen. Der Direktor, der Portier, der Oberkellner, Hausknechte und Laufburschen erscheinen im Gange, verschwinden nach dem Tore hin, kommen mit den Gästen zurück. Die Gäste sind: ein junges Paar auf der Hochzeitsreise, eine schwarzgekleidete ältere Dame mit Kammerjungfer, ein beleibter, freundlicher Herr im Touristenanzug und mit einer Botanisierbüchse.

Man sieht den Direktor die Gäste begrüßen und ihnen ihre Zimmer zuweisen, worauf sie vom Kellner über die Stiege geführt werden, während die Hausknechte das Gepäck nachbringen. Die Musik ist lebhafter geworden, es klingt aber immer noch das Wiegenlied leise mit. Das schöne Mädchen hat nun eine unruhige Bewegung gemacht, ohne die süße Betäubung abschütteln zu können.

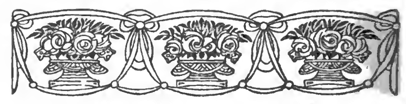
Die Gäste sind verschwunden. Der Direktor tritt von der Stiege links wieder in den Gang, winkt dem Portier, macht ihm Vorwürfe, schüttelt den Kopf und geht in sein Bureau zurück.

Der Portier entschuldigt sich, pufft ärgerlich einen Laufburschen, der eben vorbeikommt, scheint jemanden zu suchen, tritt auf die Schwelle zum Hofe, erblickt das schöne Mädchen, steckt zwei Finger in den Mund und pfeift schrill.

Das schöne Mädchen erwacht, erschrickt, muß sich erst besinnen, wo es ist, steht dann mühsam und hastig auf und geht in den Gang. In der Musik wechselt eine süße Trägheit mit heftigem Schelten ab.

Der Portier schilt das schöne Mädchen aus, sieht es dann mit Wohlgefallen an, wird milder, tätschelt es und gibt ihm noch einen leichten Klaps. Dann tritt er in seine Loge, das Mädchen geht über die Stiege links ab.

Indessen ist es hinter dem zweiten Fenster des zweiten Stockes links hell geworden, man hat den Oberkellner einen Moment auftauchen und gleich wieder verschwinden gesehen, der beleibte Herr zeigt sich, legt seine Botanisierbüchse auf den Nachttisch, wird in der Tiefe des Zimmers unsichtbar. Das schöne Mädchen erscheint in seinem Zimmer, man sieht es das Bett herrichten, dann will es die Fenster schließen. Der beleibte Herr wird neben ihm am Fenster sichtbar und will, daß es noch offen bleiben soll. Er öffnet die Botanisierbüchse und zeigt dem Mädchen die Blumen. Das Mädchen bringt ein Glas, gibt einige Blumen hinein und stellt es auf den Nachttisch. Der beleibte



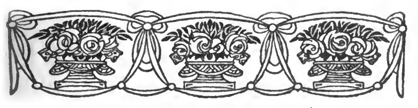
Herr will einige Blumen mit einem Faden binden, das Mädchen soll ihm helfen. Er wird dabei vertraulich, tätschelt die Hände des Mädchens, will es umarmen. Das Mädchen entzieht sich, knixt und geht. Man sieht es bald wieder im Gange erscheinen und nach dem Hofe kommen. Der beleibte Herr sieht dem Mädchen einen Moment nach mit dem Rücken zum Fenster und kratzt sich am Kopfe. Dann wendet er sich wieder zu seinen Blumen, etwas erhitzt. Er ordnet sie, gibt einige ins Glas, bindet andere zusammen, betrachtet manche durch eine Lupe. Er tritt dann in die Tiefe des Zimmers zurück, man sieht ihn nicht, bemerkt aber, daß er das elektrische Licht in der Mitte des Zimmers ausdreht und dafür die Lampe am Bette aufdreht. Dann wird er im Nachthemde und mit einer Schlafmütze sichtbar, man sieht ihn ins Bett steigen. Endlich löscht er auch die Lampe am Bette aus. Das Fenster wird wieder dunkel. Die Musik hat in dieser Szene eine etwas altväterische, fast pedantische Galanterie auszudrücken, in der gegen das Ende eine leise Schwermut leicht anklingt.

Indessen hat sich das schöne Mädchen wieder im Hofe gesetzt und will wieder einnicken. In der Musik kehrt das Thema des Wiegenliedes. Ein Piccolo, klein, untersetzt, mit dem Gesichte eines Mopses, erscheint im Gange, blickt behutsam um sich, ob man ihn nicht sieht, und schleicht dann in den Hof auf das schöne Mädchen zu, das er mit gierig verliebten Augen betrachtet. Er streichelt ihre Hand, sie erwacht, er erschrickt, kniet nieder, beteuert seine Liebe. Sie lächelt müde und wehrt ab. Er fängt zu weinen an und verbirgt seinen Kopf in ihrem Schoß, so daß man nur die abstehenden Ohren herausleuchten sieht. Der Portier erscheint am Fenster seiner Loge und verschwindet, um sich sogleich im Gange zu zeigen und in den Hof zu schleichen. Eine Melodie drückt die Torheit der Pubertät aus.

Das schöne Mädel hat den Kopf zurückgelehnt, der Piccolo kniet, so gewahren sie den Portier nicht, der den Knaben plötzlich am Ohre packt und beutelt. Der Knabe erschrickt, springt auf, rennt beschämt fort.

Der Portier stellt dem schönen Mädchen ernstlich vor, daß es nicht angehe, mit solchen Buben zu tändeln, was eine so hübsche Person ja auch wirklich nicht nötig habe, die klüger tue, sich an gesetzte und seriöse Männer zu halten, wie er einer sei. Er wird zutraulich, legt den Arm um sie, faßt sie am Kinn. Sie wehrt ihn sanft ab.

Der Direktor ist in seinem Bureau aufgestanden und ans Fenster getreten, sieht strenge nach den beiden, verläßt das Bureau, erscheint im Gange, tritt in den Hof, nähert sich, steht plötzlich vor dem Portier und weist ihn



weg. Der Portier erschrickt, steht auf, will sich entschuldigen, geht begossen weg und verschwindet im Gange.

Der Direktor stellt dem schönen Mädchen das unziemliche Betragen vor; sie entschuldigt sich, daß man ihr keine Ruhe gebe. Er wird milder, mahnt väterlich, legt den Arm um sie. Die Musik muß die drei Werbungen — des sehnsüchtig brennenden Piccolo, des behaglich schmatzenden Portiers und galant anfädelnden Direktors — charakteristisch auseinanderhalten.

Ein Gassenhauer kündigt das Erscheinen des Commis voyageur an, eines kecken, rothaarigen Menschen in karriertem Anzug, mit greller Krawatte, der, pfeifend, sein Stöckchen zwischen den Fingern drehend, den Hut aus der Stirne gerückt, tänzelnd, offenbar in bester Laune, durch den Gang kommt. Der Portier tritt auf ihn zu und reicht ihm seinen Schlüssel. Der Kommis geht über die Stiege rechts ab. Der Portier tritt auf die Schwelle zum Hofe, steckt zwei Finger in den Mund und pfeift schrill.

Das schöne Mädchen macht sich rasch vom Direktor los, eilt in den Gang und über die Stiege rechts dem Kommis nach.

Der Direktor faßt sich und geht mit Würde, den Portier strenge messend, durch den Gang nach dem Bureau.

Die Musik läßt wieder den Gassenhauer und das Pfeifen des Kommis hören. Dieser tritt in sein Zimmer im zweiten Stock, rechts über dem Gange ein. Es wird hell. Man erblickt zuerst das schöne Mädchen, das das Bett richtet und dann das Fenster schließen will. Da tritt er zu ihr und greift sie gleich sehr zudringlich an. Sie schüttelt den Kopf, er will sie zum Bette drängen. Sie entschlüpft, er hascht sie, packt sie an den Ohren und küßt sie gierig. Sie, rot vor Zorn, macht sich los, schlägt ihm ins Gesicht und rennt fort; man hört sie die Tür zuschlagen.

Er will ihr nach, verschwindet im Zimmer; man hört ihn ärgerlich pfeifen. Nach einiger Zeit wird er wieder sichtbar, im Nachthemde, eine Schnurbartbinde angelegt, steigt ins Bett, stößt und stopft erst eine Weile an den Pölstern herum, um es sich bequem zu machen, entfaltet eine Nummer des „Simplicissimus" und beginnt mit großem Behagen zu lesen, manchmal vergnügt auflachend. Erst nach einiger Zeit löscht er aus und sein Zimmer wird dunkel.

Das schöne Mädchen ist wieder in den Hof getreten und sitzt im halben Schlafe. Der Portier erscheint auf der Schwelle zum Hofe und späht, ob er unbemerkt zu ihr kommen könne. Der Direktor tritt an das Fenster des Bureaus und sieht vorsichtig nach ihr. Im Lesesalon taucht ängstlich am



Fenster der Kopf des begehrlichen Piccolo auf und schielt herüber. Die Musik mischt die Themen des Direktors, des Portiers und des Piccolo durcheinander.

Der Portier schleicht sich im Garten vor, der Direktor erblickt ihn, verläßt das Fenster, dreht in seinem Bureau das Licht ab. Der Engländer im Lesesalon erhebt sich, sieht auf die Uhr und geht ab. Der Piccolo dreht im Lesesalon das Licht ab.

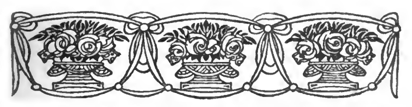
Der Engländer und der Direktor, jener aus dem Lesesalon, dieser aus seinem Bureau kommend, begegnen sich im Gange. Der Direktor verbeugt sich tief vor dem Engländer und zieht an der Hausglocke, um den Portier zu rufen, der hastig herbeistürzt und dem Engländer den Schlüssel bringt. Der Engländer geht über die Stiege rechts ab, das schöne Mädchen hat sich erhoben, ist in den Gang getreten und folgt ihm.

Der Piccolo springt vom Fenster des Lesesalons in den Hof und will sich hier verstecken, um das schöne Mädchen zu erwarten. Der Direktor sieht auf die Uhr und bedeutet dem Portier, das Haustor zu schließen. Man hört, wie ein schwerer Schlüssel umgedreht und ein knarrender Riegel vorgeschoben wird.

Der Piccolo steht scheu unter dem Fenster, der Direktor und der Portier sind unsichtbar.

Das schöne Mädchen erscheint in dem Zimmer des Engländers, das im ersten Stocke links über dem Gange ist, richtet das Bett und will das Fenster schließen. Da tritt der Engländer zu ihr, tippt sie gelassen auf die Schulter, zieht, da sie sich umdreht und ihn fragend ansieht, seine Brieftasche heraus, nimmt einen Fünfguldenschein, hält ihr ihn hin und, da sie ihn abweist, einen zweiten, dritten und vierten. Dann macht er eine Pause, denkt nach und bietet ihr noch einen fünften an; da sie auch diesen abweist, zuckt er die Achseln, faltet die Scheine sorgfältig wieder zusammen und steckt die Brieftasche ein. Sie knixt und geht, er, immer in derselben steifen und unbeweglichen Haltung, macht selbst das Fenster zu und läßt die Jalousien nieder.

Die Lichter im Lesesalon, im Bureau und im Gange sind verloschen, der Mond hat sich verborgen, es ist so dunkel im Hofe, daß man sich gegenseitig nicht sieht. Der Direktor tritt leise in den Hof und blickt nach rechts; der Piccolo schleicht von links herbei. Das schöne Mädchen kommt aus dem Gange vor, der dicke Portier folgt ihr auf den Zehen. Wie sie etwa in der Mitte ist, der Portier dicht hinter ihr, der Direktor sich von rechts an sie heranschleichend, stürzt der Piccolo von links auf sie zu, ergreift ihre Hand,



sie erschrickt, die Musik markiert, daß sie aufschreit, der Direktor erschrickt, der Portier erschrickt, beide fahren auf den Piccolo los und verhauen ihn, die Musik markiert, daß der Piccolo schreit, im ersten Stocke vorne links und im zweiten rechts über dem Gange erscheinen der beleibte Herr und der Kommis am Fenster und beugen sich vor, der Direktor gebietet heftig Ruhe, der Piccolo und der Portier schleichen nach dem Gange und verschwinden über die Stiege links, der Direktor folgt ihnen langsam, der beleibte Herr und der Kommis verschwinden, es schlägt von einer nahen Kirche zwölf. Das Mädchen atmet tief auf, geht langsam nach dem Gange und über die Stiege rechts ab. Es ist ganz still, der Mond kommt wieder hervor und glänzt auf die Dachfenster; sonst liegt alles im Dunkeln. Die Musik kehrt zu dem Wiegenliede zurück. Nach einiger Zeit wird das Dachfenster in der Mitte über dem Gange geöffnet und man sieht das schöne Mädchen zwischen den Blumen den Arm aufstützen und sehnsüchtig hinausblicken.

Der Vorhang fällt.



Richard Schaukal.

Der Wanderstab.

Mein graues Leben trat vor mich und schrieb
Mit meinem Wanderstab in flüchtigen Sand
Ein Wort, das leise leuchtete und schwand,
Die stille Silbe „Lieb'“.

Und als ich weiter wandernd abend=müd
Und Rast erheischend strebte, wo ein Stein
Sich kantig hob an einem Sturz allein,
Da war das Ende meines Stabs erglüht.



Siegfried Trebitsch.

Tag und Nacht.

Die Sonne gibt die Kraft,
Das Leben zu ertragen,
Aus Daseinsleidenschaft
Zu kämpfen und zu wagen.

Doch Sehnsucht bringt die Nacht
Nach Jugend Lust und Leiden,
Nach heißer Liebesmacht
Und ihren Flammeneiden!



Anton Lindner.

Kleine Erkenntnis.

Stütz' den Arm aufs Knie,
Leg' das Haupt auf die Hände:
Alles Leid ist am Ende
Nur Melodie . . .
Was uns wie Kummer geklungen,
Bald ist es ruhig versungen —
Und war nie.



Paul Althof.

Träume.

Ein kleines Haus an hoher Felsenwand,
Mit rotem Dach und einem Luginsland,
Ein blauer Strom, der tief im Tale rollt
Und in den Fernen helles Ährengold.
Das Haus von einem Gärtlein eingehegt,
Mit Bauernblumen, von uns selbst gepflegt,
Im alten Nußbaum eine Vogelschar
Und auf der Bank ein holdes Kinderpaar.
Und ich und du der Welt so ferngerückt,
Erlöst von allem, was die Seele drückt,
Im Arbeitskittel, unserm Feierkleid,
Erschaffend eine freie Menschenheit.



Karl Hans Strobl.

Die Befreier.

In dem dunkeln Gange, wie Würmer nagen sie sich vorwärts. Wie die Würmer mit gierigen Körpern und mit schaufelnden Händen, wie Maulwürfe. Langgestreckt und walzenförmig wie dunkle, klebrige Würmer. Auf dem Bauche, endlos ... nur vorwärts, vorwärts. Im Schmutz und Lehm der stinkenden Erde.

Voran der Jörg, mit zusammengebissenen Zähnen und schäumendem Munde. Über und über mit dem nassen Lehm beschmiert. Er wühlt sich weiter, Zoll um Zoll ... Ruck um Ruck. Auf den Ellenbogen gestützt, hält die Linke den qualmenden Kienspan. Der Rauch beizt ihm die Augen. Sie sind rot und stier und strömende Tränen zernässen ihm den Lehm auf dem Gesichte zu heißem Brei. Mit der Rechten wühlt er sich weiter ... mit einem Messer, von dem die Klinge zur Hälfte abgebrochen ist. Er sticht ein und zerrt an dem Hefte ... eine große Scholle bricht los. Er reicht sie nach rückwärts ... der Mutter ... die Mutter reicht sie der Trude ... die Trude der Margret, alle in dem engen stickigen Rohr auf dem Bauche ... hintereinander. Die Margret wirft die Schollen aus dem Loche. Der Hannes steht neben der Mündung, schaut in den Sternenhimmel und hält Wache.

Um ihn ist der stille, schweigende, mondhelle Hof im Bürgermeisterhause. Das Holzgebälk der Galerien kracht laut in der kühlen Sommernacht. Die Sonnenhitze befreit sich von den hölzernen Fasern, die sie bis jetzt gefangen gehalten haben.

Der Hannes schaut zu, wie die Sterne funkeln. Manchmal fährt eine schmierige Hand aus der Grube und wirft Schollen heraus. Der Hannes rührt sich nicht. — Dort drüben ist der Rathausturm. Seine schlanke Spitze sitzt über einer Krone von Mauerzinken. Im Mondschein ist es, als ob sie leise schwankte ... links ... rechts ... links ... rechts ... dann sinken die Mauern glatt und rund hinunter bis zum holprigen Pflaster des Platzes, dann kommen die Grundmauern, schwer und feucht und kalt ... die tiefen Zellen mit den Eisentüren ... und die Folterkammern mit den Rollen, Winden, Schrauben und Streckbrettern und dann, ganz unten, in Brunnentiefe ... die Zelle für die zum Tode Verurteilten ...... in der der Vater sitzt.

Ach was! Der Vater! Der Hannes pfeift und steckt die Hände in den Sack. Der hat nie was für ihn übrig gehabt. Es ist ihm auch jetzt alles eins, ob sie ihn retten oder nicht. Der stolze Bürgermeister ... die Irmgard vom Kürschner hat er ihn nicht freien lassen. Dann hat er im Rausche die



Stadt verspielt und verraten ... der Bürgermeister von Rotenburg! Jetzt ist er unten. Und wenn der gelbgraue Schein da über dem Dache hell wird ... Kopf ab! Der Hannes denkt sich weiter nichts dabei. Es ist keine Angst und kein Krampf in ihm — Kopf — ab ... fertig ... Kopf — ab! ... Dann ist kein Vater mehr.

In dem Loche vor ihm ist ein dunkles Gewirr. Ein halber Menschenkörper kommt heraus ... die Margret; die wirft den abgebrannten Stummel von einem Kienspan weg. „Ein Span" — ganz heiser und röchelnd, die Haare kleben ihr um den Kopf und starren in steifen Zacken. „Herr Jesus, der Morgen!" und sie zündet den frischen Span an dem glimmenden Stummel an. Die Hände zittern ... sie bläst auf die Glut ... es will nicht flammen ... schnell ... schnell ... zwischen durch mit klappernden Zähnen ... „Herr Jesus" ... „erbarme dich" ... „der Tag geht an" ... endlich eine blaue, züngelnde Flamme, die Margret zieht sich in sich selbst zurück und hinein ins Loch. Der Kienspan ... von Hand zu Hand ... bis zum Jörg. Seine Ellenbogen sind zerdrückte, blutige Massen. In den Gedärmen ein Druck wie von großen, kantigen Steinen. Und die Decke lastet auf seinem Rücken, daß die Rippen krachen. Der Kopf will ihm immer vornüber sinken in die Flamme des Kienspans hinein, die Nackensehnen halten ihn nicht mehr. Die dritte Nacht. Zweihundert Schritte sind's vom Bürgermeisterhause zum Rathausturm.

Und die dritte Nacht graben sie schon. Wie die Würmer. Die Kloaken in den Häusern rings herum haben mit ihrer Pestilenz die Erde durchtränkt und in dem stinkenden Lehmboden wühlen sie sich durch ... zum Vater. Werden sie ihn befreien?

Scholle los und hinter sich ... Immer der Jörg voran. Und die Mutter und die Mädchen. In ihrer Todesangst merken sie nicht einmal, daß der Hannes keine Hand rührt.

Scholle los und hinter sich ... Hinter dem Jörg ist ein Geflüster. Und auf einmal die Mutter, unterdrückt und mit innerlichem Losbrüllen: „Herrdumeingott ... der Morgen kommt."

Dem Jörg gibt's einen Schlag. Er bricht zusammen. Aber sofort wieder auf und weiter ... die Zähne zusammengebissen ...

Scholle los und hinter sich ...

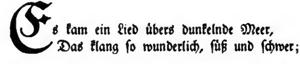
Und er hört, wie die Mutter hinter ihm anfängt: „Vater unser, der du bist in dem Himmel."

Scholle los und hinter sich ... ...



Felix Dörmann.

Das werbende Lied.



Es kam ein Lied übers dunkelnde Meer,
Das klang so wunderlich, süß und schwer;

Es schnitt in die Herzen wie Messerschnitt,
Es zog an den Seelen und zog sie mit.

Ein kleines Schifflein schwankte zum Strand,
Ein Ritter im kleinen Schifflein stand,

Der sang das Lied, das so wunderlich war,
So süß und so voll Todesgefahr.

Hinunter zum Meere mit bebendem Schritt
Ein junges Mädchen die Stufen glitt;

Ihr Haar und ihr Schleier im Winde flog,
Sie folgte dem Liede, das meerwärts zog.

Hell glänzte die Burg im Abendrot, —
Sie sah nicht zurück, nur hin nach dem Boot . . .

Der liebenden Seelen zärtlicher Laut,
Der hinter ihr herlief, so süß und vertraut,

Sie will ihn nicht hören und hastet und jagt
Hinunter zu ihm, der wirbt und fragt.
— — — — — — — — — — — — — — —
— Und stand vor dem Ritter in bebender Scham . . .
Der Blick seiner Augen gefangen nahm.

„Was hast du so lange zu kommen gesäumt,
Ich sang doch das Lied, das du sehnend geträumt?"

„O Ritter, mir ist so seltsam bang,
O sing mir noch einmal deinen Gesang,

Das Lied, das so süß und so wunderlich war,
So selig und schwer und voll Todesgefahr.

O lehre das Lied mich, lieber Mann,
Daß ich's wieder und wieder singen kann;

Es tat mir so wohl und es tat mir so weh,
Gern will ich es singen bis ich vergeh'."

„So komm mit mir und steig in mein Boot!"
„„O Ritter, der Sturm, der da draußen uns droht!""

„Du fürchtest den Sturm und die kreiselnde Flut?
Dort glänzt deine Burg in Abendglut,

Sie wartet deiner, kehr' ruhig zurück,
Vergiß das Lied — auch Vergessen ist Glück.

Nur Eine darf ich lehren mein Lied,
Die Eine, die mit mir meerwärts zieht!"

Da wich ihr das Blut aus Wangen und Mund,
Da traf ihn ihr Blick sehnsüchtig und wund,

Da sprang sie zu ihm, der sie lächelnd empfing —
Und sie lösten das Boot vom klirrenden Ring

Und lenkten hinaus auf das dunkelnde Meer
Und sangen ihr Lied, das so selig und schwer . . .

Es schnitt in die Herzen wie Messerschnitt,
Es zog an den Seelen und zog sie mit,

Bis über den nächtigen Wassern verklang,
Erstickt von den Stürmen, der beiden Gesang.





Arthur Schnitzler.

Der Puppenspieler.

Studie in einem Aufzug.

Georg Merklin. Eduard Jagisch, Oboespieler. Anna, seine Frau.
Beider Sohn, acht Jahre alt. Ein Dienstmädchen.

Bescheiden, aber behaglich eingerichtetes Zimmer. Zwei Fenster, Blick auf Dächer, Hügel, blaß blauen Frühlingshimmel. Rechts Eingangstür, links auch eine Tür.

Eduard Jagisch von rechts. Schmächtiger, bartloser Mann von etwa 40 Jahren, bescheiden und nett gekleidet; im Gehaben ein wenig befangen, liebenswürdig. Gleich hinter ihm Georg Merklin, etwa 50 Jahre, ziemlich grauer Vollbart, dichtes graues Haar; abgetragener Überzieher mit aufgestelltem Kragen, dunkle, etwas fettig glänzende Beinkleider, weicher Hut, staubige, vertretene Schuhe, aber in seinem Auftreten eine gewisse auch äußere Vornehmheit.

Eduard.

Ja, nun wären wir zu Hause. Tritt ein, Georg, ich heiße dich willkommen. Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich den Zufall preise, wie sehr ich mich freue ... :/Er legt Hut und Überzieher auf das Sofa./: So. — Willst du nicht ablegen?

Georg :/hält seinen Überzieher mit einiger Absichtlichkeit fest/:

Danke, danke.

Eduard :/betrachtet die Kleidung Georgs; über sein Gesicht gleitet ein Zug des Mitleids, das er aber nicht merken lassen will/:

Ja, du hast Recht, es ist etwas kühl. Aber natürlich, man heizt doch nicht mehr Ende April — nicht wahr? Willst du nicht Platz nehmen? :/Georg bleibt stehen./: Nun Georg, weißt du auch, wie lange es her ist? Mehr als elf Jahre ... jawohl, mehr als elf Jahre haben wir einander nicht gesehen. Und das Sonderbare ist, daß es gerade gestern elf Jahre waren.

Georg.

Gestern?

Eduard.

Ja, ich weiß, daß es gerade der achtundzwanzigste April war. Denn der Abend, an dem wir das letztemal zusammen waren, ist mir gewissermaßen unvergeßlich geblieben und hat noch in der Erinnerung einen seltsamen Zauber.

Georg.

Fern.



Eduard.

Da geht nun eine so lange Zeit hin, in der man gar nichts von einander gewußt hat — und nun trifft man einander zufällig auf der Straße. Und so hätte man vielleicht sein ganzes Leben in der gleichen Stadt leben können, ohne einander zu begegnen.

Georg.

Allerdings.

Eduard.

Aber ohne meine Schuld. Denn was mich anbelangt, so habe ich dich gesucht, habe nach dir geradezu geforscht — zum mindesten in den letzten drei Jahren, seit ich wieder aus Amerika zurück bin. Es lag mir sehr daran, dich wieder zu finden.

Georg :/der auf demselben Fleck stehen bleibt, sich im Zimmer umsieht, gleichgültig/:

Warum?

Eduard.

Warum? Ich sehnte mich nach dir — jawohl! Begreifst du das nicht? Denke doch, wie viel wir in früherer Zeit mit einander verkehrten; besonders in der letzten Zeit meines Wiener Aufenthaltes. In meinem kleinen Zimmer in der Nußdorferstraße war es, wo du uns dein Stück vorlasest ...

Georg :/am Fenster/:

Ein hübscher Blick.

Eduard.

Ja, das find' ich auch. Darum bin ich so weit herausgezogen. Trotzdem es manchmal seine mißlichen Seiten hat, insbesondere wenn ich spät abends aus der Oper nach Hause fahren muß, bei schlechtem Wetter. Wenn es schön ist, geh' ich manchmal zu Fuß, auch im Winter. Es dauert doch nicht mehr als drei Viertelstunden. Und dafür ist man dann geradezu auf dem Land. Es ist sogar ein kleiner Garten bei dem Haus; zwar dürfen wir ihn nicht betreten, aber es ist doch für das Kind von Vorteil, wenn es so den Kopf nur zum Küchenfenster hinauszustrecken braucht und den Duft der Blumen ...

Georg :/wendet sich plötzlich um/:

Du bist verheiratet?

Eduard :/ein wenig erschrocken, daß er sich zu früh verraten hat/:

Allerdings bin ich das.

Georg.

Ja, warum sagst du mir denn das nicht gleich?

Eduard.

Ich wollte dich eigentlich überraschen. Ja, hm ... nun ist es heraus.



Georg.

Schon lang?

Eduard.

Nun, wie man's nimmt. Jedenfalls steht es fest, daß meine Frau soeben unsern Buben von der Schule abholt und unser Bub ist acht Jahre alt — jawohl.

Georg.

Ah!

Eduard.

Ja. Und ich darf sagen, daß ich glücklich bin — vollkommen glücklich — schattenlos glücklich.

Georg :/kopfschüttelnd/:

Glücklich ... Ich würde nicht wagen, ein solches Wort so kühn hinauszuschmettern. Das ist vielleicht eine Art, Unheil heraufzubeschwören.

Eduard.

Ich fürchte kein Unheil mehr.

Georg.

Da hast du dich ja sehr verändert.

Eduard :/vergnügt/:

Findest du?

Georg.

Wenn ich mich erinnere, was du damals für ein ängstlicher, verschüchterter, ja man kann sagen armseliger Bursche gewesen bist ...

Eduard.

O!

Georg.

Ja, bleiben wir dabei: ein gedrückter, armseliger Bursche. Und jetzt! ...

Eduard.

Nun, ich habe eben das Gefühl, daß alles Unglück hinter mir liegt. Jetzt kommt nichts Böses mehr. Ich weiß es. — Nun ja, der Tod. Aber der kommt für uns alle. Ich denke nicht an ihn. Und übrigens, ich versichere dir, hat der Tod nichts mehr Schreckliches, wenn man einmal Weib und Kind hat, die einen beweinen werden. Ich weiß nicht, wie du über diese Dinge denkst.

Georg.

Ich habe weder Weib noch Kind — stehe also dem Tod ohne Sympathie gegenüber. — Warum siehst du mich so an? Wie findest du, daß ich ausschaue?

Eduard.

Gut, gut — vorzüglich!



Georg.

Grau.

Eduard.

Grau ... Nun, auch ich beginne — sieh nur, hier an den Schläfen. Und du bist ja beinahe zehn Jahre älter als ich.

Georg.

Ich kannte einen, der mit siebenundzwanzig Jahren schneeweiß war.

Eduard.

Natürlich — Merlet! Ich kannt' ihn ja auch ... schneeweiß. Ich treff' ihn noch zuweilen, aber man kennt sich nicht mehr ... Ja, das Leben! — Er war ja auch an jenem Abend, an jenem unvergeßlichen Abend in unserer Gesellschaft.

Georg :/beinahe vor sich hin/:

Grau sein beweist nichts. Auch die Jahre beweisen nichts. Gibt es nicht Menschen, die noch mit sechzig oder siebzig Jahren Väter werden — oder Feldzüge mitmachen? Kann man solche Leute alt nennen? Nein. Nur eines beweist, daß man alt ist — der Tod. Alt sind nicht die Hundertjährigen, alt sind, die morgen sterben müssen. :/Zum Fenster hinausweisend./: Diese junge Dame ist uralt, wenn sie an der nächsten Ecke tot zusammenstürzt.

Eduard :/zu ihm hin/:

O, ich dachte, du erblickst meine Frau, sie muß nämlich jeden Augenblick kommen ... Nein, nein, sie ist es nicht.

Georg.

Es hätte mir auch leid getan.

Eduard.

Leid — warum denn?

Georg.

Nun, ich habe Grund, mit solchen Bemerkungen vorsichtig zu sein.

Eduard.

Wie meinst du das?

Georg.

Ich will dir eine Geschichte erzählen, die mir vor ein paar Jahren auf der Eisenbahn passiert ist. Es war früh um 6 Uhr, ein Wintermorgen. Mir gegenüber sitzt ein Mensch, lehnt in der Ecke und schlummert. Ich kenn' ihn nicht, ich hab' ihn nie gesehen, er interessiert mich nicht im allergeringsten. Plötzlich geht mir der Gedanke durch den Kopf: Stirb! Und mit diesem Gedanken sah ich ihn eine geraume Weile an. Er schläft weiter und rührt sich

7*



nicht. Ich blicke wieder zum Fenster hinaus in die beschneite Landschaft, wie es meine Art ist, und vergesse den Kerl vollkommen. Wir kommen in Wien an. Ich erhebe mich, steige aus, der andere nicht. Der andere bleibt sitzen, regungslos. Ich rufe Leute herbei — man trägt ihn hinaus — er war tot ... tot. Die Ärzte nannten es Herzschlag.

Eduard.

Jedenfalls ein sonderbarer Zufall.

Georg.

Zufall? — Weißt du denn, wieviel Tag für Tag auf der Welt geschieht, weil es irgend jemand insgeheim wollte — oder auch nur leichtfertig aussprach? Ahnst du etwas von der geheimnisvollen Macht, die in schöpferischen Naturen steckt? — Ich begab mich zu einem Kommissär und teilte ihm den Sachverhalt mit. „Setzen Sie mich ins Gefängnis, Herr," sagte ich, „denn offenbar bin ich es, der diesen Herrn ermordet hat. Dabei empfinde ich nicht die geringste Reue." Aber der Kommissär setzte mich nicht ins Gefängnis — er sah mich so einfältig an wie du und entließ mich wieder.

Eduard :/freudig/:

Ja du bist es! Du bist der Alte! Georg, Georg! — Wo nur meine Frau heute, gerade heute so lange bleibt! Wie erstaunt wird sie sein ... Du kannst dir ja denken, daß ich häufig von dir gesprochen habe, Georg. Aber darf ich dir nicht eine Zigarre anbieten?

Georg.

Danke, nein, danke; ich rauche nicht mehr. Ich habe mir diese überflüssigen Dinge abgewöhnt. Nein, nein, laß nur, ich würde es nicht mehr gut vertragen.

Eduard.

Wie du willst. Aber setz' dich doch wenigstens. Und sag' mir endlich, was du denn die ganze Zeit über gemacht hast. Ich kann es so gar nicht begreifen, daß man überhaupt nichts mehr von dir gehört hat, daß du so gut wie —

Georg.

Daß ich verschollen war. Nun ja, sprich's nur aus. Ich versichere dir, es tut gar nicht weh, verschollen zu sein. Und ich glaube nicht, daß Menschen meiner Art überhaupt etwas Besseres zustoßen kann.

Eduard.

Aber ... damals schien es doch — wir erwarteten alle ... Du warst doch auf dem Wege, etwas Großes zu werden.

Georg.

Wer sagt dir, daß ich es nicht geworden bin? Müssen es denn die anderen merken? Wenn du heute deine Oboe verkauftest oder wenn deine Finger und



Lippen gelähmt würden, daß du nicht mehr blasen könntest — wärest du ein geringerer Virtuose als zuvor? Oder nimm an, du hättest keine Lust mehr und wirfst sie einfach zum Fenster hinaus, deine Oboe, weil ihr Klang dir nicht genügt — wärst du dann kein Künstler mehr? Oder wärst du's nicht vielmehr erst recht, wenn du's zum Fenster hinuntergeworfen hättest, dein Instrument, das so ohnmächtig ist im Vergleiche zu der göttlichen Musik in deinem Hirn?

Eduard.

Ohnmächtig — ja! Sieh, was du da sagst, ich habe es öfters gefühlt.

Georg.

Nun, ich habe sie zum Fenster hinuntergeworfen, meine Oboe. — Die Dummköpfe haben ausgeschrien: Es fällt ihm nichts ein! Ich lasse sie schreien. Dem wahren Künstler kann nie etwas einfallen, denn er hat alles in sich — er hat die innere Fülle. Das ist es, darauf kommt es an.

Eduard.

Es ist mir, wie wenn ich dich gestern zum letzenmal gehört hätte — wahrhaftig! Ich kann es nicht fassen, daß wir uns heute zum erstenmal wiedersehen seit jenem Abschiedsfest am 28. April.

Georg.

Es war doch kein Abschiedsfest. Nur zufällig —

Eduard.

Für mich war es eins. Ich hatte ja schon meinen Vertrag für Boston in der Tasche. Erinnerst du dich nicht mehr? Man trank auf meine Zukunft; du hieltest sogar eine Rede. Erinnerst du dich nicht —? Ah, was für ein Abend! Wie an einen Traum denk' ich an ihn zurück. Als wär' es überhaupt der erste Frühlingsabend, den ich erlebt habe. Wir saßen unter hohen Bäumen, an zwei langen Tischen, die man hatte zusammenrücken müssen. Auf den Tischen brannten Windlichter. Merlet, der Schneeweiße, saß da — dort Habicht, der junge Schauspieler mit den glühenden Augen — dort jene Geigenspielerin, die noch im selben Jahre starb. Und deine Geliebte von damals war ganz in Weiß gekleidet, hatte dunkelrote Rosen im Haar — und später, als außer uns gar keine Leute mehr im Garten waren, lag sie zu deinen Füßen, den Kopf an dein Knie gelehnt. Sie hieß Irene.

Georg.

Ja. Sie hieß Irene. — Übrigens erinnere ich mich sehr wohl, daß du dich an jenem Abend auch eben nicht zu beklagen hattest.

Eduard.

O nein, durchaus nicht. Hab' ich's denn getan? Ich hatte mich keineswegs zu beklagen.



Georg.

Hast du sie wiedergesehen? Ich meine, ob du sie nach jenem Abend überhaupt noch einmal wiedergesehen hast?

Eduard :/als verstünde er nicht/:

Irene?

Georg.

Nein, nein, die andere. Die an deiner Seite saß; die Blonde mit dem Kindergesicht. Hast du die nicht wiedergesehen?

Eduard.

Diese Blonde? Nein. Ich hatte doch meinen Kontrakt in der Tasche, für Boston. Nach ein paar Wochen mußt' ich jedenfalls fort. Das hatt' ich ja unterschrieben. Was sollte mir da irgend eine Blonde mit einem Kindergesicht?

Georg.

Es war ein schönes Wesen.

Eduard.

O ja, schön war sie wohl. Eine Freundin von Irene, wenn ich mich recht entsinne.

Georg.

Ja, ich denke, daß sie befreundet waren, soweit Frauen das eben sein können. :/Sieht vor sich hin. Dann/: Eduard ...

Eduard.

Nun?

Georg.

Es war wohl der erste berauschte, sozusagen glühende Abend, den du erlebt hast?

Eduard.

Es war ein seltsamer Abend, ganz gewiß.

Georg.

Es waren wohl auch die ersten zärtlichen Worte, die du zu hören bekamst an jenem Abend?

Eduard.

Du glaubst —?

Georg.

Ich weiß es ja. Wie oft hatt' ich dich seufzen gehört, daß du zum Glück nicht geschaffen, daß du bestimmt seist, deine Jugend einsam und ungeliebt zu verbringen, weil du ein so verschüchterter und ängstlicher Bursch warst.



Eduard.

Nun ja, meine Jugend war freilich recht armselig in mancher Hinsicht.

Georg.

Bis zu jenem Frühlingsabend, da man dir zum erstenmale glühende Worte zuflüsterte.

Eduard :/mit listigen Augen/:

Daß du dich daran noch erinnerst!

Georg.

Es hat seinen Grund, Eduard! Und ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß uns das Schicksal nur deshalb noch einmal zusammengeführt hat, damit du die Wahrheit erfährst.

Eduard :/wie oben/:

Was willst du mir sagen, Georg?

Georg.

Ich vermute, daß dieser Abend bedeutungsvoller für dich war, als du ahnst. Ich glaube, daß du an diesem Abend den Lebensmut in dich getrunken hast, von dem du heute noch erfüllt bist. Denn damals, gesteh' es, hast du zum erstenmale empfunden, daß auch du imstande bist, Glück zu geben, Glück zu empfangen.

Eduard.

Da hast du nicht Unrecht.

Georg.

Wäre jene Stunde nicht gewesen, du wärst wohl dein Lebtag der verschüchterte, ängstliche Bursch geblieben, als den ich dich kannte. Vielleicht hättest du nicht einmal den Mut gefunden, um ein Weib zu werben.

Eduard :/wie überzeugt/:

Du hast Recht, Georg.

Georg.

Und wie kam dies alles? Wodurch ward diese außerordentliche Veränderung deines Wesens hervorgerufen? Indem du glaubtest, das schöne Mädchen, das dich damals doch zum erstenmale sah, hätte sich auf den ersten Blick in dich verliebt.

Eduard.

Ich hatte doch alle Ursache.

Georg.

Du hattest Ursache, es zu glauben; aber du hast dich geirrt.



Eduard.

Wie? Ist es möglich?

Georg.

Das Ganze war ein tiefsinniger Spaß, den ich ausgedacht hatte.

Eduard :/in verstellter Verwunderung/:

Ein Spaß?

Georg.

Ja. Es war eine abgekartete Sache. Die Kleine, die so zärtlich mit dir war, tat einfach, was ich wollte. Ihr war't die Puppen in meiner Hand; ich lenkte die Drähte. Es war abgemacht, daß sie sich in dich verliebt stellen sollte. Denn du hast mir immer leid getan, Eduard. Ich wollte in dir die Illusion eines Glücks erwecken, damit dich das wahre Glück bereit fände, wenn es einmal erschiene. Und so hab' ich — wie es Leuten meiner Art wohl gegeben sein mag — vielleicht noch tiefer gewirkt, als ich wollte. Ich habe dich zu einem andern Menschen gemacht. Wahrhaftig, es ist ein edleres Vergnügen, mit Lebendigen zu spielen, als Luftgestalten im poetischen Tanze herumwirbeln zu lassen.

Eduard.

Höre, Georg, alles in allem genommen, finde ich, du hättest mir das nicht sagen sollen.

Georg.

Warum?

Eduard.

Denke nur, ich hätte mir damals allerlei eingebildet; es wäre doch einigermaßen beschämend.

Georg.

Warum?

Eduard :/am Fenster/:

Ah, da ist sie! Meine Frau! Ah, wie wird sie sich freuen!

Georg.

Nun, ich will allerdings bemerken, daß ich nicht vorbereitet war. Du wirst die Güte haben, mich bei ihr wegen meiner Toilette zu entschuldigen.

Eduard.

Aber keine Umstände! Du wirst meiner Frau gewiß willkommen sein.

Anna :/kaum 30 Jahre, sehr hübsch, einfach, aber mit Geschmack gekleidet, und der achtjährige Bub' kommen herein./:

Eduard.

Nun endlich bist du da! Sieh einmal, Anna, wen ich dir da mitgebracht habe.

Georg :/verbeugt sich/:

Anna :/sieht ihn, erkennt ihn, ist sehr überrascht, faßt sich; herzlich/:

Sie leben also!

Georg :/blickt auf/:

Anna :/streckt ihm die Hände entgegen/:

Seien Sie mir willkommen.

Georg :/hat sie erkannt/:

Ist es denn möglich? Anna! :/Zu Eduard./: Und dieser Mensch läßt mich meine ganze Geschichte zu Ende erzählen. So ein Pfiffikus ist aus diesem verschüchterten Burschen geworden. Ihr habt euch also geheiratet?

Eduard.

Ja, wie du siehst. Und nun stelle dir vor, wie wir uns auf diesen Augenblick gefreut, ja, wie wir ihn gewissermaßen herbeigesehnt haben. Ich und Anna auch.

Anna.

Ja, ich auch! :/Sie betrachtet Georg ange./:

Eduard :/zu Anna/:

Du mußt nämlich wissen, daß wir seine Puppen waren. An seinen Drähten haben wir getanzt. Sie sind aber allmählich sehr lebendig geworden, deine Puppen; nicht wahr, Georg?

Georg.

Ja, das bemerk' ich. Das also ist euer Sohn. Ein hübscher Junge. Wie alt bist du denn, kleiner Mann?

Der Kleine.

Achteinviertel Jahre!

Georg.

Und wie heißt du denn eigentlich? :/Er hält ihn bei den Händen./:

Der Kleine.

Ich heiße Georg Jagisch.

Georg.

Georg? :/Zu den anderen gewendet./: Georg? Wer von euren Verwandten heißt denn Georg?

Eduard.

Keiner. Wir haben uns eben erlaubt, ihn nach einem alten Freund, nach einem gewissen Puppenspieler — :/Er lacht vergnügt./: Es war übrigens ein Einfall meiner Frau.



Georg :/sieht sie alle an/:

Kinder, ihr habt wohl keine Ahnung, wie abgeschmackt ihr seid. :/Vor sich hin:/ Georg —

Anna.

Also Bub', jetzt geh' hinein, bring' deine Sachen in Ordnung, wasch' dir die Hände; dann kannst du wieder hereinkommen.

Georg.

Ja, Georg, dann kannst du wieder zu uns hereinkommen. — Georg. Wenn wer anderer so heißt wie wir selber, noch dazu so ein ganz kleines Individuum — es hat im Grunde was unbeschreiblich Komisches.

Der Kleine :/ab/:.

Eduard und Anna :/sehen einander an/:.

:/Pause./:

Anna.

So sieht man sich also wieder. Setzen Sie sich doch. Wollen Sie nicht ablegen? :/Blick Eduards./: Allerdings, es ist etwas kühl — wirklich, ich möchte mir am liebsten was umnehmen.

Georg.

Ja, es ist kühl. Aber außerdem will ich ganz ehrlich gestehen: Ich bin im Arbeitsrock, darum will ich dieses Überkleid nicht ablegen. Ich hatte ja keine Ahnung, daß ich heute plötzlich als Besucher aufzutreten hätte. — Nein, Anna, wie Sie jung geblieben sind!

Eduard.

So sagt euch doch Du, wie damals; es ist doch wahrhaftig kein Grund —

Georg.

Es ist wahrhaftig kein Grund ... Ei, was bist du jung geblieben, Anna!

Eduard :/betrachtet seine Frau mit Liebe./:

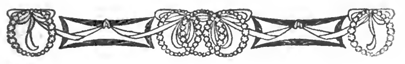
Ja.

Anna :/etwas verlegen/:

Aber wie kommt es denn nur, wie habt ihr euch denn ...

Eduard.

Denke nur den Zufall, Anna! Hier vor dem Hause! Nachdem man einen Menschen durch Jahre wie mit Lichtern gesucht hat! Ich gehe spazieren — oder vielmehr, ich komme aus der Probe, da erblick' ich ihn zehn Schritte vor mir — am Gang hab' ich ihn erkannt — und ruf' ihn an. Und er wendet sich um und will wieder seines Wegs gehen.



Georg.

Ich hab' dich nicht erkannt, ich bin ein wenig kurzsichtig.

Eduard.

Oder wolltest mir wieder davon. Aber nein, das wäre denn doch zu arg; wenn man jemanden durch Jahre sucht —

Georg :/ernst/:

Wie mit Lichtern.

Anna.

Wo waren Sie denn eigentlich?

Eduard.

Wo warst du? Ich bestehe darauf, daß ihr euch Du sagt, wie früher. Ich bin sonst nicht eigensinnig, aber darauf besteh' ich.

Anna.

Wo warst du denn eigentlich in dieser langen Zeit?

Georg.

Ich war meistens auf Reisen.

Anna.

Auf Reisen?

Georg.

Ja, in der Welt herum.

Anna.

Und allein?

Georg.

Vorzugsweise allein. Anfangs allerdings nicht.

Anna.

Anfangs bist du wohl mit Irene — gereist?

Georg.

Ja, mit Irene.

Eduard.

Hm. Wo — ich meine — :/Blick Annas/: wo sie jetzt wohl sein mag, Irene.

Georg :/ruhig/:

Ich weiß nicht. Ich habe lange nichts mehr von ihr gehört. Ich war weit herum. Ich bin sogar in Kalifornien gewesen und in Indien.

Eduard.

Ah!



Georg.

Dann hab' ich mich allmählich auf Europa beschränkt und später sind meine Reisen immer kleiner geworden. :/Beschreibt mit der Hand eine Spirale./: Der Kreis immer enger. Jetzt mach' ich nur noch Wanderungen in der Umgebung Wiens. Aber das ändert nichts. Denn für mich bedeutet ein Spaziergang auf den Geländen da draußen mehr als für andere eine Fahrt um die Welt. Denn überall gibt es Menschen und Schicksale, wenn man sehen und hören kann.

Eduard.

Im ganzen lebst du jetzt sehr zurückgezogen, nicht wahr?

Georg.

Wie man's nimmt. Ich finde auch Gesellschaft, wenn mir's gerade paßt. Ich habe auch Freunde und Freundinnen für einen Tag. Und ein Tag ist lang, wenn man versteht zu leben. Ich bin wie Harun=al=Raschid, der unerkannt im Volke wandelt. Die Leute, mit denen ich da draußen :/große Geste/: rede, ahnen nicht, wer ich bin; und wer von mir Abschied nimmt, weiß nicht, ob er mich jemals wiederfindet. Es ist ein höchst interessantes Dasein.

Eduard.

Und wenn du nicht spazieren gehst, was fängst du denn dann an? Womit beschäftigst du dich eigentlich? :/Mit einem plötzlichen Entschlusse./: Schreibst du denn noch?

Georg.

Schreiben ... In dem Sinne, den du dem Worte gibst — nein! In einem andern — ja.

Eduard.

Ich wußt' es ja!

Georg.

Nichts weißt du! Es ist euch jedenfalls bekannt, daß man essen muß — wenigstens zuweilen. Nur aus diesem Grunde mache ich zuweilen kleine Arbeiten für ein Journal. Nicht unter meinem Namen natürlich. Ich könnte ebensogut Kohlen tragen oder Pfeifenrohre schnitzen. Womit ich ausdrücken will, daß diese Arbeit mit meiner Seele nichts zu tun hat, mir nichts von meiner inneren Freiheit raubt. Aber genug von mir! Genug! :/Pause. Blick zwischen Anna und Eduard./: Es ist seltsam.

Eduard.

Was findest du seltsam?

Georg.

Wie ihr nun da in einem behaglichen Heim haust; die Lampe hängt überm Tisch; ein Kind wächst euch heran ... :/Das Dienstmädchen kommt herein./: Eine



Zofe bedient euch; wahrscheinlich seid ihr auch gegen Unfall und Feuersbrunst versichert —

Anna :/nimmt dem Dienstmädchen das Tischtuch aus der Hand und beginnt selbst aufzudecken. Das Dienstmädchen ab/:.

Georg.

Ja, wer hätte das alles vor zehn Jahren geahnt.

Eduard.

Ja, wer hätte das geahnt, vor elf Jahren am 28. April!

Georg :/als besänne er sich plötzlich/:

Nun versteh' ich aber nicht, wie sich all das gefügt hat. Es war doch ein Spaß.

Eduard.

Ist aber Ernst daraus geworden. Nicht wahr, Anna? :/Er nimmt Anna, die eben aufdeckt, um die Taille; sie wehrt leicht ab./: Wundervoller Ernst.

Georg.

Aber wie ist es denn gekommen, daß ihr euch —

Eduard.

Überlege doch nur, Georg. Das war wohl das Geringste, was sie mir schuldig war.

Anna.

Sag' das nicht, Eduard! — Wäre es nur meine Schuldigkeit gewesen, die hätt' ich auch damit getilgt, daß ich dir die Wahrheit eingestand.

Georg :/sieht von einem zum andern/:

Ach so — nun ist mir alles klar.

Eduard.

Da irrst du dich aber sehr! Denn das Interessanteste weißt du noch lange nicht!

Georg.

Und das wäre?

Eduard.

Das eigentlich Interessante an der ganzen Sache ist, daß Anna früher eine Neigung für dich im Herzen trug.

Georg.

Für mich? Ach so, nun soll wohl mit mir ein Scherz verübt werden.

Anna :/deckt ruhig auf/:

Ja, ich liebte dich damals. Sonst hätt' ich mich zu der ganzen Komödie nicht hergegeben.



Georg.

Das versteh' ich nicht.

Anna.

Das war nämlich meine letzte Hoffnung.

Georg.

Deine letzte? Ach so. Hm, Eduard, es muß dir doch eigentlich unangenehm sein, das anzuhören?

Eduard.

Unangenehm? Mir? Du bist aber seltsam! Ja, merkst du denn nicht, daß ich soeben den größten Triumph meines Daseins erlebe?

Georg.

Nun ja, wenn es so ist, dann erzählen Sie mir die Geschichte doch weiter, Anna.

Anna.

Es ist nichts mehr zu erzählen. :/Lächelnd./: Die Sache ist mir mißglückt, wie du weißt. Du wurdest durchaus nicht eifersüchtig. Aber es ist auch möglich, daß es mit meiner Liebe nicht so weit her war.

Eduard.

Das hab' ich für meinen Teil immer behauptet.

Anna.

Es war vielleicht mehr eine Art Sehnsucht, dich auf den rechten Weg zu bringen.

Georg.

Auf den rechten Weg?

Anna.

Den ich eben für den rechten hielt. Und dazu hielt ich es für notwendig, dich von Irene zu befreien.

Georg.

Wie?

Anna.

Ja, von Irene, die dich — nun, die dich so wenig verstand.

Georg.

Inwiefern? Was bringt dich auf die Vermutung, daß Irene —

Eduard.

Soll ich's mit einem kräftigen Wort bezeichnen? Sie hielt dich zum Narren —

Georg.

Mich? — Irene — mich?



Anna.

Nun, sie war doch eigentlich schuld daran, daß du damals, nach deinem ersten Erfolg, alles aufgabst; daß du aus dem Amt austratest, wo du doch wenigstens dein sicheres Einkommen hattest —

Georg.

Sie hat an mich geglaubt. Sie wollte nicht, daß ich meine freie Seele in die Bande eines täglichen Berufes ketten sollte.

Anna.

Nun ja — aber sie wußte doch so gut wie wir, daß du trotz deiner freien Seele —

Georg.

Was wußte sie?

Anna.

Daß du nicht von der Luft leben konntest.

Georg.

Das ist noch eine Streitfrage.

Anna.

Nun, wie immer. Ich dachte jedenfalls, Irene wäre für dich nicht ganz die Rechte. Ich habe sie ja so gut gekannt. Und dich auch. Ich hätte dich so gern in Sicherheit und Ruhe gewußt; und ich fürchtete, daß du dergleichen bei Irene nicht finden würdest.

Georg.

Sicherheit — Ruhe ... sind das Dinge, die für mich jemals Wert hatten?

Anna.

Ich glaubt' es eben. Und darum hab' ich auch nach jenem Abend nicht gleich aufgehört zu hoffen.

Georg.

Inwiefern?

Anna.

Ich habe ein paar Tage lang auf dich gewartet. Mir war, als müßtest du selbst — :/Pause./: Aber du bist nicht gekommen. Und dann — hab' ich angefangen, mich zu schämen. Nicht nur für mich, auch für ihn, für Eduard. Ja wirklich, bis in die tiefste Seele hab' ich mich für uns beide geschämt. Am allerliebsten wär' ich —

Eduard.

Nein, sprich das Wort nicht aus!



Anna :/still/:

... wär' ich gestorben ...

Eduard.

Ja, das hat sie mir auch damals gesagt, Georg. Und auf den Knien ist sie vor mir gelegen ... Das heißt, ich hab' sie natürlich gleich aufgehoben ... und hat mir das Ganze gestanden, alles. Ja, viel mehr, als du selber wußtest. Und in meinen Armen hat sie sich ausgeweint.

Anna :/lächelnd/:

Ja. Und so wurde es auch wieder gut. Es dauerte gar nicht so lang. Es war doch ganz gut, dacht' ich bald, daß er nicht gekommen ist.

Eduard.

Und sie schrieb mir Briefe, als ich drüben in Amerika war. Ah, und was für Briefe! Alle hab' ich aufbewahrt. Wir lesen sie auch zuweilen wieder. In dem Fach dort liegen sie. Und dann, nach einiger Zeit, nahm sie ein Billet und ging zu Schiff und kam zu mir nach Boston. Ja, Georg, hier steht ein Wesen, das mir nach Amerika nachgereist ist, so sehr hat sie mich — geliebt. :/Pause./:

Georg :/nachdenklich/:

Und wenn ich damals gekommen wäre, als Sie mich erwarteten?

Anna.

Da wäre wahrscheinlich manches anders geworden.

Georg.

Es ist wohl möglich. Von welchen Gefahren man manchmal bedroht ist, ohne es zu ahnen!

Eduard.

Wieso?

Georg.

Wenn ich bedenke, es hätte mir passieren können, ein geordneter Hausvater zu werden, wie du — unter einer Hängelampe zu sitzen und eine Zofe in Diensten zu haben ... Nein, laßt uns alle froh sein, daß ich damals nicht gekommen bin. Nein, ich bin nicht dazu geboren, an einem weißgedeckten Tisch zu speisen.

Eduard.

Aber heute, Georg, heute wirst du es wohl doch einmal ausnahmsweise tun.

Georg.

Was denn?



Eduard.

Du bleibst bei uns zu Tische.

Georg.

O nein.

Eduard.

Aber sieh doch, Anna hat schon für dich gedeckt.

Georg.

Nein — ich bitte sehr — laßt das. Ich wünsche nicht, in meiner Lebensführung gestört zu werden. Ich bin nicht mehr jung genug, um langjährige Gewohnheiten abzulegen.

Eduard.

Um welche Gewohnheiten handelt es sich da?

Georg.

Ich bin gewohnt — ob ihr nun darüber lächelt oder nicht — mein Diner wann es mir beliebt, im Freien, während des Spazierengehens, zu mir zu nehmen — und trage es daher gewöhnlich in der Tasche bei mir.

Der Kleine :/kommt herein/:

Ist die Suppe noch nicht da?

Georg.

Geduld, mein Junge. Gleich wird sie da sein. Und da ich euch auch nicht in euren Gewohnheiten zu stören wünsche, werdet ihr mir erlauben, mich ergebenst zu empfehlen.

Eduard.

Aber Georg, was fällt dir denn ein?

Georg :/bestimmt/:

Laßt mich.

Eduard :/durch einen Blick Annas aufgefordert, nicht weiter in ihn zu dringen/:

Ja, aber man wird sich doch wiedersehn ...

Georg.

Es ist möglich, aber nicht gewiß. Wir wollen es dem Zufall überlassen. Ich lebe nach keinem Programm. Und wenn ihr etwa meine Wohnung erfahrt — ich gebe nichts auf Formalitäten, ich erwarte keinen Gegenbesuch.

Eduard.

Ja, aber wenn du auch nicht besucht werden willst, mein lieber Freund — nimm's mir nicht übel auf — es wäre ja möglich, daß ... ich habe nämlich



gewisse Verbindungen — am Ende könnt' ich dir in irgendwelcher Weise dienlich sein.

Georg.

Dienlich? — Es scheint, du willst mir so irgend etwas wie eine Anstellung verschaffen?

Eduard.

Nun, das wäre doch nicht das Schlimmste.

Georg.

Es duldet dich wohl nicht, daß du mich so frei und unbeschränkt leben siehst? Ich soll wohl ein Tropf werden wie damals, da die Dummköpfe etwas von mir hielten? Aber die Zeiten haben sich geändert. Als ich arm war, konnt' ich euch geben, was ich besaß — heute bin ich zu reich, um ein Verschwender zu sein.

Eduard.

Ich denke ja nicht an eine Anstellung im gewöhnlichen Sinne. Aber es wäre ja möglich, daß du bei einiger Ruhe, bei einigem Fleiß auf die leichteste Weise, ja ohne deinen Willen zu Ruhm und zu Reichtum kämest.

Georg.

Ruhm? — Zehn Jahre — tausend Jahre — zehntausend? sag' mir, in welchem Jahr die Unsterblichkeit anfängt, und ich will um meinen Ruhm besorgt sein. — Reichtum? — Zehn Gulden — tausend — eine Million? — Sag' mir, um wieviel die Welt zu kaufen ist, und ich will mich um Reichtum bemühen. Vorläufig ist mir der Unterschied zwischen Armut und Reichtum, zwischen Dunkelheit und Ruhm zu gering, als daß es sich mir lohnte, einen Finger darum zu rühren. Lass' mich spazieren geh'n, Freund, und mit Menschen spielen. Das ist das Einzige, was eines Menschen meiner Art würdig ist. Lebt wohl, meine Lieben; ich freue mich, euch wiedergesehen zu haben. :/Zu dem Kleinen./: Adieu — Georg — Adieu! :/Zu den anderen./: Wer weiß, wozu dieser kleine Junge einmal berufen ist. Und wenn man zugleich bedenkt, daß er nie geboren wäre, wenn ich nicht an jenem Abend den Einfall gehabt hätte ... Ihr müßt es ihm erzählen, wenn er einmal groß genug ist, um es zu verstehen.

Eduard.

Das werden wir uns überlegen.

Georg.

Ein Kind meiner Laune — wahrhaftig. :/Das Dienstmädchen bringt die Suppe.:/ Adieu.



Eduard.

Und keinen Löffel Suppe — es ist geradezu kränkend! Du willst weggeh'n, ohne das Geringste ...

Georg.

Nun denn, wenn ihr mir durchaus etwas anbieten wollt, so erlaubt mir, meinem jugendlichen Namensvetter einen Kuß auf die Stirn zu geben. :/Er hebt ihn auf und küßt ihn. Nach einer Pause./: Vielleicht bedarf dieser etwas rührsame Einfall der Erklärung. Nun, ich habe keinen Anlaß, euch zu verhehlen, daß ich auch einmal eine Frau hatte.

Eduard.

Du hattest eine — Frau?

Anna.

Irene!

Georg.

Ja. Und auch ein Kind.

Anna :/ergriffen/:

Einen Sohn?

Georg.

Ja.

Anna.

Wo sind sie —?

Georg.

Meine Frau ist von mir später fortgegangen und der Bub, den sie mir zurückgelassen ... :/absichtlich kalt/: ist gestorben. Ja. Ersehet daraus, meine Freunde: — das Schicksal wünscht nicht, daß ich durch Alltagssorgen an den Boden geschmiedet werde. Menschen meiner Art müssen frei sein, wenn sie sich ausleben sollen. Lebt wohl. :/Ab./:

Eduard.

Georg! :/Will ihm nach./:

Der Kleine :/hat angefangen, seine Suppe zu essen./:

Anna.

Laß' ihn! Laß' ihn! Wir wollen ihm nicht das Letzte nehmen, was ihm geblieben ist.

Eduard.

Wieso denn? :/Sieht ihn an./:

8*



Anna :/bindet dem Kleinen die Serviette um/:.

Eduard :/kommt herbei, streicht ihr über die Haare/:.

Anna :/blickt nicht auf/:.

Eduard :/nickt wie verstehend/:
Nun ja . . .

:/Sie setzen sich und essen./:

:/Der Vorhang fällt./:



Paul Wertheimer.

Der Student.

Den ganzen Sommertag war ich im Bann.
Gesetze summend, lief ich durch das Zimmer.
Gott helfe mir! Wer das erbüffeln kann!
Das Ehe-, Güterrecht, ich merk' es nimmer.

Ich sehe stets den grünen Prüfungstisch.
Man frägt mich ernst um Paragraphe, Fristen.
Du bist das Leben, Kätchen, braun und frisch,
Und bist auch so gescheit wie die Juristen!

Mein Kätchen ist ein recht manierlich Kind;
Sie dient mit Eifer einem Advokaten;
Sie schreibt sehr hübsch und schreibt auch sehr geschwind
Die Rechnungen — und er schöpft die Dukaten!

Ich nehm' den Stock und meinen besten Hut.
Am Grabeneck, da werd' ich sie erpassen!
Sie wartet schon. Sie schmollt — — „Sei wieder gut!"
Und Arm in Arm zieh'n wir durch stille Gassen.

Nun sitzen wir im Park, ganz dicht geschmiegt,
„O diese Prüfung!" jammert fort die Kleine,
Und ich höchst würdevoll: „Hab' ich gesiegt,
Dann wirst du mein, du weißt, wie ich es meine."

Da schlägt es zehn: „Geh', lass' mich, ich muß z'haus!"
Ein Kuß. Noch einer — und: „Auf Wiedersehn",
Die Reue naht, ach, und das Spiel ist aus.
Ich lerne rasch noch vor dem Schlafengehn . . .





Eduard Pötzl.

Das warme Nachtmahl.

Wiener Skizze.

Über die Strohwitwer, diese großstädtische Sommerplage, hat sich bereits eine ganze Literatur angehäuft. Wir kennen den dummen Strohwitwer, der seiner fernen Eheliebsten treu bleibt, wir kennen den schlechten, der es nicht bleibt; wir sind vertraut mit dem ausgelassenen wie mit dem schwermütigen Strohwitwer, mit dem praktischen und unpraktischen. Nur eine Gattung ist wegen ihrer Seltenheit noch gar nicht beschrieben worden: der ehrgeizige Strohwitwer, den es drängt, während seiner Einsamkeit zu zeigen, daß er weiblichen Beistandes bei Führung des Haushaltes gänzlich entraten könne. Ich hatte das Glück, einen so sonderbaren Kauz kennen zu lernen, der noch dazu geschwätzig war wie eine Waschfrau und mir seine häuslichen Sorgen allesamt an den Hals hängte. Gewissermaßen als sein Eckermann lasse ich seine Gespräche hier folgen.

Wissen Sie, was mein oberster Grundsatz ist? begann er. Mein Grundsatz ist die vollständige Unabhängigkeit des Mannes von der weiblichen Bedienung, die Selbständigkeit in der Führung des Haushaltes während der Abwesenheit von Frau und Dienstboten. Gibt es Frauenrechtlerinnen, die auf uns Männer pfeifen, so pfeife ich als Männerrechtler auf die Frauen. Ich beweise ihnen, daß der männliche Verstand sich auch in der Pflege des Hauswesens überlegen zeigt. Sie werden mir nicht glauben, daß ich als Strohwitwer gar keine Bedienung habe. Aber ich schwöre Ihnen, es ist so. Ich mache alles selbst. Ich kann schon alles, nur mache ich es weitaus verständiger als die Weiber.

Sagen wir z. B. Stiefelputzen. Haben Sie je ein rationelles Stiefelputzen von einem Weibe gesehen? Jahrtausende lang verüben sie den erbärmlichen Unfug, Stiefel mit Wichse zu putzen. Was tue ich hingegen? Ich firnisse meine Schuhe. Jawohl, schütteln Sie nicht den Kopf, ich firnisse sie. Streiche sie zuerst mit Tinte an, bis sie einen finsteren Hintergrund haben, dann werden sie gefirnißt und zum Trocknen aufgehängt. Da ich drei Paare im Gebrauche habe, so ist der dritte Tag für jedes Paar der Firnistag. Na, und sehen Sie die Stiefel an — glänzend, nicht wahr? Meine Erfindung. Wäre niemals einem Frauenzimmer eingefallen. Gar keine Spur!



Oder das Zusammenräumen und Kehren der Wohnung. Weibermethode ist natürlich Staubtuch und Besen. Notdürftig geht es ja auch damit, aber nur eben notdürftig, nicht so gründlich, wie es sein sollte. Da bin ich eben Sezessionist, Verehrtester, ich mach' es anders und besser. Ich habe einen großen Blasebalg, den ich im Herbste vor meiner Frau verstecken muß, sonst siedet sie mir ihn ein oder mißbraucht ihn als Trichter. Mit diesem Blasebalg wirble ich den ganzen Staub durch mächtiges Pusten in den Zimmern auf. Wirbelt er, so öffne ich geschwind Fenster und Türen, es entsteht ein fürchterlicher Luftzug und der Staub ist draußen. Es ist fabelhaft, wie das wirkt. Anfangs habe ich jedesmal einen Schnupfen bekommen, jetzt aber bin ich schon immun, besonders seitdem ich mir zum Schlusse immer selber mit dem Blasebalg in die beiden Nasenlöcher hineinblase, daß der eingeatmete Staub zum Teufel geht.

Dann werden die Fußböden mit süßem Kraut geputzt. Ja, mit süßem Kraut, mein Lieber; auch eine Entdeckung von mir, die sämtlichen Weibern des Erdballs unbekannt ist. Ich streue süßes Kraut auf den Boden und rolle durch eine sinnreiche Vorrichtung den Nudelwalker darüber. Das nimmt alles weg. Der Nudelwalker freilich, der schaut schon bös aus. Aber ich werde meiner Frau sagen, daß er durch das Hängen in der Küche ohne Beschäftigung Rost angesetzt hat. Zuletzt wird das süße Kraut mit einem älteren Nachthemd oder einem anderen gebrauchten Wäschestück zusammengewischt und verbrannt. Das heißt: nur das Kraut, nicht das Nachthemd. Den Boden sollten Sie sehen, wie gesund der riecht und reinlich ist! Bevor ich diese — wie ich wohl sagen darf — epochale Erfindung gemacht habe, waren ein paar ältere Kaffeehausflöhe vorhanden, die durchaus nicht aus der Wohnung hinaus wollten, obgleich ich sie täglich bejagte. Das süße Kraut hat sie am ersten Tage vertrieben. Möglich auch, daß sie unter dem Nudelwalker einen gewaltsamen Tod gefunden haben; aber es wird doch wohl das süße Kraut gewesen sein, das vertragen sie nicht. Vielleicht Sauerkraut eher, das habe ich nicht ausprobiert. Es stinkt.

Sobald ich mit dem Zusammenräumen fertig bin, bereite ich mir mein Frühstück. Ich wette, Sie können keinen ordentlichen Tee machen. Gießen selbstverständlich siedendes Wasser auf wie die Frauenzimmer. O nein, ich setze den Tee zum kalten Wasser zu und erwärme ihn allmählich bis zur Siedehitze, so wie man Krebse kocht, wenn sie gut werden sollen. So ein Tee ist einfach ein Hochgenuß. Wahrscheinlich nehmen Sie Milch oder Rum dazu. Ebenfalls so ein veraltetes Vorurteil. Ich nehme eine Salzgurke dazu oder eine halbe gewöhnliche Gurke, ausgedrückt, eine Scheibe abgeschnitten und als Schwimmer auf die Tasse gegeben. Mann Gottes! Sie haben keine Ahnung, wie delikat das schmeckt: der Tee wärmt, die Gurke



erfrischt. Auch etwas, das Sie in einen Weiberkopf nie hineinbringen werden. Ich sage ja, der Verstand macht es aus.

Bevor ich weggehe, stopfe ich mein Bettzeug noch in den Eiskasten, damit ich es abends schön kühl wiederfinde. Welche Wonne und kostet schließlich nur eine halbe Krone täglich für Kunsteis! Weiber pflegen Butter, Gänse und solche Dummheiten in den Eiskasten zu geben. Ich bin vielleicht der erste denkende Mensch, der den Eiskasten im Sommer seinem richtigen Zwecke zuführt.

Nun, das wäre ja alles recht gut und schön, aber der Appetit wächst mit dem Essen. Die Krönung meiner männlichen Musterwirtschaft wäre es, wenn ich mir mein ganzes Essen selbst kochen könnte. Vorläufig speise ich nur abends zu Hause, bis jetzt kalte Küche, die ich mir mitbringe. Aber auch da bin ich schon auf dem besten Wege, bahnbrechend für meine Schicksalsgenossen zu wirken, die der absoluten Selbständigkeit zustreben.

Für den Anfang ist mein Ziel das warme Nachtmal am häuslichen Herd. Ich versuchte es zuerst mit einer Büchse Konservengollasch, weil dies der Sage nach am bequemsten und sichersten zubereitet werden kann. Trügerisch wie so manche Tradition, kann ich Ihnen sagen. Sie werden an meiner Stirne eine Brandwunde sehen und merkwürdigerweise habe ich mir auch die Zehen mit diesem verdammten Gollasch verbrannt. Ich sott vorerst ganz vorschriftsmäßig die Dose und stellte sie hierauf an das offene Feuer meines Gaskochherdes. Da sich die längste Zeit nichts rührte, beugte ich mich darüber, doch in demselben Augenblicke schoß mir ein kräftig nach Zwiebeln riechender Strahl Gollaschsauce an den Kopf und die Dose rollte auf den Boden der Küche, wo ich sie, rasch aus den Pantoffeln schlüpfend, mit den bloßen Füßen einfangen wollte. Ich habe gelitten wie ein Hund, namenlos. Solche Gollaschbomben kommen mir nicht mehr ins Haus.

Doch dieser erste und einzige Mißerfolg hinderte mich nicht, mir am Abend darauf eigenhändig einen Häring zu spicken und zu panieren, der hinreißend war und mich für meine im Wasserbette befindlichen verbrannten Zehen einigermaßen entschädigte. Zu einem gespickten Häring ißt man am besten Marillenkompot, Honig oder süße Milch, vorausgesetzt, daß der Häring nicht selbst ein Milchner ist. Das muß man eben verstehen.

Von dem warmen Nachtmahl gehe ich nicht mehr ab. Heute Abend koche ich mir einen Zimtreis in Gollaschsaft, weil ich die Bombe doch nicht ganz umsonst gekauft haben will. Dann gehe ich langsam zum selbstgekochten Mittagessen über und zu guterletzt werde ich mir auch die Wäsche im Hause selbst waschen. Chemisch natürlich, nicht mit dem albernen Seifenlader. Ich habe bereits einige Versuche angestellt. Eine Unterhose und zwei Schweißsauger sind schon zerfressen. Das erste Waschmittel scheint etwas stark ge-



wesen zu sein. Aber ich komme noch auf das Richtige und habe ich auch das „Wasche dir selbst" heraus, dann sind die Weiber von mir endgültig überwunden und ich gebe selbst Haushaltungs- und Kochbücher heraus wie die Prato. Meine Frau ist auch schon eifersüchtig auf meine Erfolge. Da schreibt sie mir unter anderem auf meine Berichte. „... Alter Schafskopf, verbrenne dir nur die Finger ..." Was sagen Sie dazu?

„Daß sie recht hat."

„Erlauben Sie, wieso?"

„Nun, die Zehen haben Sie sich ja schon verbrannt."

„Das schon," bestätigte der ehrgeizige Strohwitwer, fügte aber in stolzer Begeisterung hinzu: „Und ich stehe doch auf eigenen Füßen, wenn auch der Schorf noch daran ist!"



Oskar Wiener.

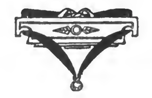
Belladonna.

Wie eine Birke war ihr Leib,
Sehr schlank und doch voll herber Kraft
Und einer wilden Leidenschaft —
Und ohne Gnade war ihr Leib.

Und wenn sie durch den Garten ging
Und wie versonnen stille stand,
Die Hände hoch im Abendbrand
Und leise an zu singen fing

Und leise sang und sachte rief
Und wußte, daß ein Wunder nah,
So w a r das große Wunder da
Und war sehr heilig und war tief.

Sie saß dann nächtelang allein
Und fieberte und glühte bang
Und lauschte einem dunklen Klang
Und saß so nächtelang allein.

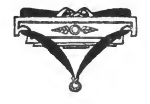


Arnold Hagenauer.

Wunsch.

So wünsche ich einmal zu sein:
Schlank aufgeschossen, eine Blume
Vor einem Marmorheiligtume
Mit einem markig-festen Stamme,
Den Kelch rein wie die Opferflamme
Und duftend, süß wie seim'ger Wein.

Bevor jedoch mein Wunsch sich neigt,
Muß modernd Glied um Glied zerfallen,
Verwesung kalt den Leib umkrallen,
Ein Beutespiel von fremden Mächten
In dunkel-dumpfen Erdenschächten,
In denen Ton und Lippe schweigt.





Julius von Ludassy.

Der gnädige Herr.

Eine Szene.

Eine stille Stube. Überall peinliche Ordnung und Reinlichkeit. Frau Brunner steht am Fenster und blickt schwermütig hinaus. Ihre Züge sind von mütterlicher Zärtlichkeit erfüllt; ihre Augen schwimmen in Tränen. Baron Fernau tritt erregt ein.

Fernau.

Frau Brunner!

Brunner :/wendet sich um, gewahrt den Gast und eilt ihm mit einiger Verlegenheit entgegen/:

Oh, ich habe die Ehre, Herr Baron!

Fernau.

Ich komme ... hm ...

Brunner.

Ja, gewiß, das ist eine große Ehre. Ich bitte, Platz zu nehmen.

Fernau :/sinkt auf den Sessel und trocknet sich mit dem Taschentuche erregt die Stirne/:

Sie werden wohl ... eh ... erstaunt sein, Frau Brunner, mich bei Ihnen zu sehen ... nicht wahr? Setzen Sie sich doch ... so setzen Sie sich doch. Sonst müßte ich denken, Sie wollen es mich recht empfinden lassen ... daß ich ... he-he ... schon ein alter Herr bin.

Brunner :/setzt sich auf den Rand des Sessels/:

Ich danke, Herr Baron ...

Fernau.

Sie sind Buchhalterin in meiner Fabrik ... was?

Brunner.

Seit dem Tode meines Mannes, der Ihnen als Ingenieur gedient hat ...

Fernau.

Ja — ja, richtig ... er ist ja verunglückt, der arme Mensch ... verunglückt ... na ja ... das ist eben nicht mehr zu ändern. Und Sie haben eine Tochter, wie ich höre.

Brunner.

Es ist ein Mädchen von sechzehn Jahren.



Fernau.

Wie ... wie heißt denn das Mädel?

Brunner.

Katharina, Herr Baron ...

Fernau.

Also Kathi — eigentlich Kathi. Sie soll ja sehr hübsch sein, wie ich höre.

Brunner.

Ja — sie ist ein braves Kind. O ja — das muß ich schon sagen. Gut, still, häuslich.

Fernau.

Ja, das glaub' ich — das glaub' ich alles. Und ... wo — wo ist sie denn?

Brunner.

Sie ... die Kathi ist nicht zu Hause.

Fernau.

Ei — nicht zu Hause ... das häusliche Mädchen. Ja — wo steckt es denn? in aller Frühe?

Brunner :/mit unterdrückter Verzweiflung/:

Ich — weiß — nicht!

Fernau.

Was? Sie wissen es nicht? Seit wann ist Ihre Tochter denn fort?

Brunner.

Seit ...

Fernau.

Nun?

Brunner :/senkt den Blick und sagt rasch/:

Seit zwei Stunden.

Fernau.

So? Wissen Sie das bestimmt?

Brunner :/wirft sich plötzlich vor Fernau nieder/:

Herr Baron — ich bitte Sie ... Sie haben vielleicht Nachricht. Was ist mit meinem Kinde? Was ist ihm geschehen?

Fernau :/hilft Frau Brunner empor/:

Nur Geduld, liebe Frau, nur Geduld ... Sie sagen also, das Mädchen habe Sie vor zwei Stunden verlassen?



Brunner.

Ich hab' mich geschämt, Ihnen die Wahrheit zu sagen.

Fernau.

Aha!

Brunner.

Kathi ist seit vorgestern abends fort.

Fernau.

Also — also — sie ist zwei Nächte nicht zu Hause gewesen?

Brunner :/tonlos/:

Nein.

Fernau.

Na ... wissen Sie ... das ist seltsam ... Für ein sogenanntes braves Mädchen höchst seltsam sogar ... denn ... Sie entschuldigen, meine liebe Frau Brunner, wa ... was bleibt denn dann für die andern übrig — na, Sie wissen schon — eh — für die andern, die nicht brav sind? Übrigens ... Sie sind ja die Mutter ... wenn es Ihnen recht ist ... Macht Ihre Tochter solche Eskapaden öfter? Was? Wie?

Brunner.

Es ist das erste Mal.

Fernau.

Na ja .. na ja! Was sollen Sie denn sagen! Sie sind ja die Mutter ... Also freilich — in der Ordnung, wissen Sie, in der Ordnung ... :/Er fährt sich wieder mit dem Tuche über das Gesicht/: Und ... mit wem treibt sie sich denn herum?

Brunner :/erhebt sich/:

Herr Baron — meine Tochter treibt sich mit einem gewissenlosen jungen Menschen herum!

Fernau :/springt auf/:

Wie können Sie sich erfrechen ... Na — lassen wir das ... :/Er setzt sich wieder/: Also Sie wußten von dem Verhältnis?

Brunner.

Ich weiß es seit gestern. :/Sie setzt sich wieder./:

Fernau.

Tun sie doch nicht so! Sie werden schon früher etwas gemerkt haben.

Brunner.

Wenn ich etwas gemerkt hätte — dann hätte ich Ihrem Herrn Söhnchen Arme und Beine gebrochen — das kann ich Ihnen sagen.



Fernau.

Na — Na! Sie hätten sich mit Abfertigung begnügt.

Brunner :/steht langsam auf/:

Herr Baron — diese Bemerkung zeigt mir, daß Sie ihres Sohnes würdig sind. Übrigens — wohin soll diese Unterredung führen?

Fernau.

Wohin sie führen soll? Wohin sie führen soll? Ja — merken Sie es denn noch nicht? Ihre Kathi und mein Egon ... mein Egon ... er ist mit Ihrer Tochter durchgegangen!

Brunner.

Durchgegangen?

Fernau.

Ja — ja — durchgegangen. Er hat einen Brief zurückgelassen. In diesem Briefe hat er mir geschrieben, er hätte Fräulein Kathi Brunner verführt. Die Folgen hätten sich eingestellt. Daran hätte die Mutter alles entdeckt. Die Tochter wolle nun nicht mehr heim — weil sie sich vor der Alten schäme. Ich solle sofort telegraphisch in das Hotel „Kaiserkrone" in Wien antworten, ob ich das Mädchen als meine Schwiegertochter anerkenne. Sonst werde ... sonst ... mein Gott ... e ... er drohte mit einem Doppelselbstmord.

Brunner.

Nun ... und?

Fernau.

Ja — das ist eine schwere Stunde für mich!

Brunner.

Sie haben geantwortet?

Fernau.

Nein. Ich habe geschwiegen. Na ja — ich habe mir gedacht, ich kann mich doch von dem jungen Menschen nicht so mir nichts — dir nichts ins Bocks-horn jagen lassen ... Und ... er wird sich schon austoben ... Und solche Sachen dachte ich mir ... dann habe ich gemeint, ich werde heute hinfahren und den Schlingel bei den Ohren nehmen. Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen. Die ganze Nacht. Heute morgens ... bekomme ich eine Depesche. In aller Früh ...

Brunner.

Sie sind tot!

Fernau :/nickt stumm/:



Brunner.

Tot! Meine arme Kathi! Mein einziges — mein liebes Kind! Blühend wie eine Knospe — frisch wie ein Maientag — jung wie ein Frühlingsmorgen — und tot! Und wie sie gestorben ist! An ihrem Herzen — an ihrer Liebe — an dem Besten, was wir Menschen — was wir Weiber haben, so zugrunde zu gehen.

Fernau.

Mein Sohn ist auch so gestorben — er war auch mein einziges Kind.

Brunner.

Ja — Ihnen ist aber kein Unrecht geschehen.

Fernau.

Wieso?

Brunner.

Sie haben halt eines begangen. Warum haben Sie geschwiegen?

Fernau.

Ich hab' gemeint ... er muß doch das Mädel nicht gleich heiraten ... Also ... das ist doch kein Mord.

Brunner.

Natürlich. Ein Mord ist es nicht. Aber so gut wie ein Mord ist es. Und — daß ich es nur sag': es ist Ihnen recht geschehen; ihm auch.

Fernau.

Gehen Sie doch — gehen Sie ... Sie ... ich halte das Ihrem Schmerz zugute ... Wa ... was hat denn der Bursche angestellt? Daß er so ein ... eh ... so ein Blümchen am Wege gepflückt hat? Eh — das ist kein Verbrechen.

Brunner.

Warum haben Sie ihn dann bei den Ohren nehmen wollen?

Fernau.

Weil ... weil er mir Vorschriften gemacht hat ... Bedingungen ... Drohungen ... deshalb ... Schließlich — schwerer — viel schwerer ist da die Schuld des Mädchens.

Brunner.

So!

Fernau.

Er hat sie doch nur zur Liebe verführt — aber sie ihn zum Tode.

Brunner.

Woher wissen Sie das?



Fernau.

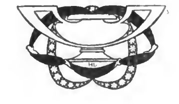
Aber ... aber ... Das kann man ja greifen. Sie war ja in der Schande. Sie wollte sterben. Er hat sie nicht allein fortlassen wollen. Er hat sie zu sehr geliebt. So hat sie ihn mitgezogen — in den Abgrund — in das Grab ... so einen jungen, hoffnungsvollen Menschen!

Brunner.

Rechten wir nicht miteinander, Herr Baron. Der Himmel hat es so gefügt, daß arm und reich, Herr und Dienerin ihre Tränen gemeinsam vergießen.

Fernau.

Na ja — na ja — ich verstehe ja, daß Ihnen diese Ehre, an dem Unglück meines Hauses teilnehmen zu dürfen, ein Trost im Schmerze ist ... Aber schauen Sie mich an ... was bleibt mir?



Emil Marro.

Elegie.

Vieler Wesen Bilder stürmten auf mich ein,
Seit des hohen Sehnens Gewalt
In jungen Jahren mich ergriff,
Seit des ersten Frühlings
Schwellender Flötenklang und das Zittern des Taus
Auf gelben und blauen Blumen mich wissend machte.

* * *

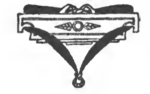
Ich kenne die Stunden des Jubels,
Wo wie ein wogender Strom der Seligkeit
Das Leben braust,
Wo Welle der Welle leuchtende Blüten
In die quellenden Augen spritzt,
Wo ewiges Neuerleben und Neugebären
Jeder Tag mit sich bringt
Und jede ambrosische Nacht.

* * *

Doch nichts kenne ich, das herrlicher wäre,
Das so aufwühlend mein Herz ergriffe
Als das hehre Bild trauernder Schönheit.
Gleich dem Hofe des Mondes,
Der in alabasterner Winternacht
Die sanften Kreise um die
Silberne Scheibe zieht —
Ihr Strahl in mildem Zwang gebrochen hüllt
In bräunlich samtenen Dunst das Firmament —
So flüchtig ist die Leuchte ihres Lächelns.

* * *

Sie thront, von tiefster Einsamkeit umflossen,
Über der Menge, unbewegt und unerreicht,
Denn zu fein, zu innig ist
Die Schwingung ihrer Seele,
Und zu weisheitsvoll der Traum,
Der, Seligkeit verheißend, ihr
Im Auge ruht.
In ewiger Klarheit und Stille
Harrt sie, bis einst ihr Blick
Den Helden ersieht, der ihr naht,
Der mit sanftzwingendem Griff ihr Gelenk umspannt
Und ihr heimlich liebreich sagt:
Mein bist du, o du zitternde Braut.





Heinrich von Schullern.

Samariter.

„Verdanke doch niemand anderem als Ihnen, Herr Doktor, daß es mir heute exquisit gut geht," sagte die schöne Luison zu ihrem Hausarzte. Dieser verstand, was sie sagen wollte, wartete jedoch mit einem erstaunten Gesichte auf.

„Aber! — Haben Sie das halbwüchsige zarte Luischen, das unglückliche Überbleibsel aus sogenannt gutem Hause, vergessen, das bei der stolzen Frau Rätin Karlstein" — sie verneigte sich bei Nennung dieses Namens — „im Dienste stand? Das üppige Stubenmädchen und die wohlgenährte Mademoiselle Köchin, die schliefen in behaglich erwärmten Kammern im ersten Stocke, aber ich mußte in einem nassen Verschlage im Souterrain übernachten. War doch so gänzlich unentwickelt damals, so mager und schwächlich. Es lagerte noch dazu ein grausam strenger Winter über unserer Stadt. Um die Weihnachtszeit erkrankte ich und es quälten mich Schmerzen in allen Gelenken. Sie sagten damals, lieber Doktor, ich dürfe unter keiner Bedingung mehr in dem unterirdischen Loche schlafen."

„Ja, ja — erinnere mich. — Auch mit der gestrengen Frau Rätin verhandelte ich wegen dieser Sache."

„Gewiß — Sie sprachen mit der ‚Gnädigen' und führten mich ihr vor. Die zuckte gleichmütig die Achseln und sagte giftig, ich solle einfach aus dem Dienste treten, falls ich so etwas nicht aushalten könne. Tausende von Dienstmädchen müßten mit ähnlichen Kammern zufrieden sein. So würde denn Luise, die Prinzessin, sich auch begnügen müssen. — Ha, ha, Sie sind dann böse mit der Gnädigen geworden. Sehen Sie, das halte ich Ihnen heute noch zugute. Denn es war wacker von Ihnen, Sie wußten ja, daß man zur Strafe auf Ihre weiteren Dienste verzichten würde. Man zog auch plötzlich Ihre Berufstüchtigkeit in Zweifel und riet jedermann ab, sich Ihrer zu bedienen. Vor allem wurde natürlich für das edle Haus Karlstein selbst mit Beschleunigung ein anderer Heilkünstler engagiert . . ."

„Ja und wer? Ich habe mich seit langer Zeit um die ganze Familie Karlstein nicht einen Pfifferling mehr bekümmert."

„Nun, wer anders als Doktor Heßler, jener Schwadroneur erster Klasse. — Oh, der war aber nur für vornehme Leute! Um mich kümmerte er sich wenig oder gar nicht. Ich bekam einen anderen, einen billigeren Doktor. Der war ein armer, patientenhungriger, lendenlahmer Kerl, ließ



sich von der Gnädigen beschwatzen und fand schließlich, ich könne wohl ohne ernstlichen Schaden für die Gesundheit in meiner Tropfsteingrotte verbleiben. Der Mann schrieb mir natürlich zum Troste Medizinen auf. Die mögen ja ganz gut gewesen sein, aber wie hätten sie wirken sollen? — — Damals traf ich Sie auf der Straße . . ."

„Richtig und ich gab Ihnen zu bedenken, Ihre Gesundheit könne für immer zerstört werden . . . Erinnere mich ganz lebhaft daran."

„Ich arme Waise wollte mir einen anderen Platz suchen, fand aber keinen. Ich war ja so unerfahren und ängstlich. Mit den Frauen, die mich alle furchtbar kalt und von oben herab musterten, getraute ich mich nicht einmal zu sprechen. Ich war der Verzweiflung nahe. Der Winter wurde immer strenger. Von den Wänden meiner Kammer hingen silbergraue Fetzen herab wie bereifter Baumbart. Die Schmerzen wurden immer quälender und ich fühlte, wie schon das Fieber heranschlich. Da fielen mir immer Ihre Worte ein und in den schrecklichen Nächten kam mir mein Schicksal furchtbar traurig vor. Einmal überkam mich ein Gefühl wie Todesangst. Ich warf mir die Kleider um und stieg hinauf in den Hausflur. Kauerte mich dort auf eine Kohlenkiste, die in der Ecke stand. Es war da viel wärmer und ich hoffte Schlaf zu finden.

Nach geraumer Zeit knirschte es im Schlosse des Haustores und ein Herr wand sich eilig herein wie auf der Flucht vor der Kälte. Er kam wohl aus dem Klub und da er gewiß auch ein wenig zu viel Spirituosen geschlürft hatte, so war er in einer sehr mitleidigen Stimmung und interessierte sich in hohem Grade für meine Ärmseligkeit. Er streichelte meine Wangen. Die Wärme seiner Hand rieselte mir wohlig durch den ganzen Körper. Er drückte mich an sich und küßte die gefrorenen Tränen von meinen Augen. Oh, da wurde mir wonnevoll ums Herz. Und er trug mir an, zu ihm hinauf zu kommen. Er wolle mich in sein weiches, feines Bett legen, er wolle mich mit heißen süßen Getränken erwärmen und mit seinen Küssen. Ich hatte eine solche Sehnsucht nach Wärme und Liebe, daß ich kaum ein paar Augenblicke zögerte . . . Ha, ha, dieser mitleidige Herr war zum Glücke der später durch günstige Spekulationen steinreich gewordene . . . nun, der Besitzer dieser Villa, in der ich ein so reizendes Obdach gefunden habe. Er ist übrigens jetzt alt und kränklich und besucht mich selten. Sehr selten. Gott sei Dank! — hätte ich beinahe gesagt. Ich will aber erkenntlich sein und es lieber nicht sagen. Habe es ja so wunderschön, so pickfein hier, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Großartig, großartig!" rief der Hausarzt. „Darf man aber fragen, wie — Sie es Ihren Dienstmädchen gegenüber halten? Am Ende müssen diese im Winter auch in kalten Kellerräumen schlafen?"

„Aber nein, was denken Sie! Die haben es so gut wie ich selbst."



„Und der Diener?"

„Der Diener? — — — Der hat's vielleicht noch besser und noch — wärmer. Im Vertrauen, Herr Doktor: Er war früher ein Kastanienverkäufer, der ohne Mäntelchen in der grausamsten Kälte umherlaufen mußte. Ich bitte Sie: ein armes wälsches Kind, an ein ganz anderes Klima gewöhnt. Mir sind die Tränen gekommen, als mich der reizende kleine Italiener bei bitterster Kälte anflehte, ich möchte ihm doch seine restlichen Maroni abkaufen. — Habe ihm mit meiner warmen, weichen Hand die eisigen Wangen gestreichelt und ... Nun, es ist dann mit ihm alles gerade so gekommen, wie es mir im Hause Karlstein erging. Ha, ha, ha, ha, so lange die Welt voll von Elend steckt, ist die Moralsimpelei — Luxus!"

„Ah, das ist das Höchste!" rief der Arzt, „und jetzt ist er Ihr Lakai und nebenbei sozusagen Ihr . . .?"

Beide lachten eine Weile. Dann lehnte sich die schöne Louison zurück und schaute den Doktor forschend an. Plötzlich wurde sie ernst und frug:

„Sie verachten mich jetzt tief, nicht wahr?"

„Ich nicht; allenfalls besorgt das die sittenstrenge Frau Rätin Karlstein."

Da machte Louison eine wegwerfende Geste und rief:

„Mag sein; beruht aber vollständig auf Gegenseitigkeit. Hm, damit ich nicht vergesse: Wir zwei sind ja schon längst miteinander quitt. Der Herr, welcher in der eiskalten Winternacht champagnermutig aus dem Klub kam und mich auf sein Zimmer zog, war ja niemand anderer als der Kommerzienrat — Karlstein. Die Gnädige sieht mich natürlich als die Unglücksfee ihres Gatten an und erachtet es unter ihrer Würde, auch nur auf die Stelle zu spucken, die mein Fuß berührt hat. War es denn etwas arg Böses, was ich tat? — Nein, im Gegenteile. Die Hartherzigkeit war nie meine Sache. Ich habe diesen armen Ehemann, als er sich damals frierend an mich schmiegte und in seinem Eigensinne nicht mehr von mir lassen wollte, mit Aufopferung, ha, ha, ha — mit wahrer Hingebung an meinem jungen Herzen mitleidsvoll — erwärmt. — War es denn etwas so arg Böses, lieber Herr Doktor, was ich tat?"



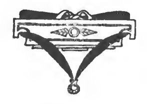
Leo Grünstein.

Altweibersommer.

Altweibersommer! Durch die Lüfte weht
Ein müder Hauch von überreifen Garben;
Ein Bild des Leids im Herzen mir ersteht
Ob all den Keimen, die im Licht verdarben.

Die Träume hat der Sturmwind weggefegt,
Den Blüten gleich, die um die Sonne rangen;
Und was in mir an Jugend sich geregt,
Blieb wie ein Flaum am Netz der Gärten hangen.

Altweibersommer! Bettelstrahlen sind
Die lichten Fluten, die die Sonne spendet;
Und doch am Spiel, das gleißend sie vollendet,
Erfreu' ich mich und dank' ihr wie ein Kind.



Josef Ritir.

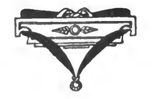
Die Türglocke.

An meiner Tür die Glocke klingt,
Bald laut und grell, bald zag im Ton,
Zumeist, von wem sie Kunde bringt,
Verräth ihr Hall mir schon.

Und dich erkannt' ich gleich am Klang,
Denn niemals bebte noch in ihr
So ungestüm ein Herzensdrang
Wie einst, bewegt von dir.

Wohl horch' ich heut' noch oftmals hin,
Als müßt' sie klingen seltsam, schrill,
Da pocht mein Herz, da bebt mein Sinn
Die Glocke nur bleibt still.

Und ruft mich wohl zu mancher Zeit,
Trägt der und die nach mir Begehr,
Doch so, in lauter Liebe, schreit
Nach mir sie längst nicht mehr.



Emil Rechert.

Der Nachtdienst.

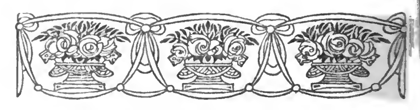
Im Verlaufe meines reichbewegten Lebens habe ich auch die Stelle eines Redakteurs bekleidet. Die Stelle bekleidete auch mich einigermaßen; sie war bei einer angesehenen Zeitung. Einen Fehler teilte sie mit so ziemlich allen Stellen, die ich kenne: die täglichen Bureaustunden. Ich würde ja gerne selbst an den Sonntagen ein Bureau in Kauf nehmen, wären nur die Wochentage frei. An Sonntagen, wo alles faullenzt, macht mir das Nichtstun gar kein Vergnügen. Aber diesem edlen und aristokratischen Grundzuge meiner Natur konnte ich bisher nicht Genüge leisten. Sollte jemand einen gut bezahlten Posten mit Feiertagsarbeit und freien Wochentagen wissen, möge er mich nur postwendend verständigen. Kein Mensch könnte diesen Posten besser ausfüllen als ich — besonders an den Wochentagen.

Daß meine Redakteurstelle täglich versehen sein wollte, war traurig, aber unabänderlich, denn der Chefredakteur wollte sich trotz meines Zuredens nicht entschließen, seine Zeitung aus einer täglich erscheinenden in ein Wochenblatt zu verwandeln. Immerhin war dieser Übelstand, wie gesagt, nichts Auffallendes.

Dagegen hatte die Stellung einen Nachteil, der sie vor den meisten anderen Posten auszeichnete: einmal in der Woche kam an jedes Redaktionsmitglied die Reihe, Nachtdienst zu halten. Als ich das erstemal darankam, wappnete ich mich durch ein andächtiges Souper gegen die angesagten nächtlichen Abenteuer und schlug dann durch die noch menschenwimmelnden Straßen den Weg nach meiner Wachtstube ein.

Lauter glückliche Menschen, Menschen, die keinen Nachtdienst halten mußten, kreuzten meinen Weg. Die nettesten Damen kamen aus den Geschäften, die gerade geschlossen wurden. Ich kam mir wie ein Verbannter vor, der nicht mehr zu der übrigen Welt gehörte. Da ich nicht verheiratet bin, kam ich um den einzigen Trost, den mir der Gedanke, meiner Xanthippe und ihren häuslichen Freuden einmal zu entrinnen, sonst gewährt hätte. So aber gaukelte mir die Phantasie nur die erlesensten Lustbarkeiten, lauter „Abreisen nach der Insel Cythera", schöner als Watteau sie gepinselt, vor, zu denen ich den Anschluß wegen meines Nachtdienstes versäumte. Dabei war es der wunderbarste Abend, langsam und lächelnd stieg der Vollmond herauf in nie geschauter Größe — in solcher Nacht.

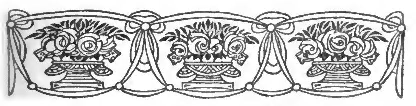
Erstieg wohl Troilus die Mauern Trojas
Und seufzte seine Seele zu den Zelten
Der Griechen hin, wo seine Kressida
Die Nacht im Schlummer lag.



Und ich ging zum Nachtdienst! Während Jessica in solcher Nacht „mit einem ausgelassenen Liebsten bis Belmont von Venedig lief“, durfte ich in solcher Nacht nicht einmal nach „Venedig in Wien“, wo so manche Kressida und Jessika zu finden gewesen wäre, sondern mußte in den Nachtdienst!

Die Redaktion befand sich in einer altertümlichen Straße in einem steinalten Gebäude. Ich liebe sonst solche alte Winkel und habe dieser Vorliebe oft genug auch Ausdruck gegeben. Zur Steuer der Wahrheit muß ich aber erklären, daß ich alte Straßen nur malerisch finde, wenn ich darin in Gesellschaft einer umso jüngeren Dame spazieren gehen kann, und dicke Mauern nur, wenn zwischen ihnen gemütliche Abendgesellschaften mit echten Weinen stattfinden, nicht wenn man in altem Mauerwerk Nachtdienst halten muß; da ist mir ein gestern eröffnetes Café, wo ich Karambole spielen kann, lieber und wenn es in der modernsten Zinskaserne liegt.

Während die Welt ringsum sich zum Nachtmahl niedersetzt, nehme ich an meinem Schreibtische Platz, um als Vorspeise zu dem in Aussicht stehenden Menu in so und so viel Gängen (der Telegraphenboten, Korrespondenzenzuträger) einige Lokalnotizen zu vertilgen. „Vertilgen“ ist der richtige Ausdruck, denn erbarmungslos machte ich meinem Ärger durch energische Streichungen der Erzeugnisse hektographierter Reporterphantasie Luft. Die Selbstmordversuche ließ ich verächtlich weg und einen Selbstmord führte ich auf unansehnliche Dimensionen zurück. Diese Reporter betrachten alle Vorfälle so, als ob sie die ersten in ihrer Art wären. Sie können sich über nichts fassen und lassen die Zeilen regnen. Nach dem Selbstmord drehte ich mir die erste Zigarette und überdachte die Lage. Die Lage nämlich, die das schwarze Ledersofa der in die Sinne fallenden Verkörperung meines Ichs gewähren würde. Der Gott, der den Nachtdienst schuf, hat fürsorglich auch die Ledersofas erschaffen. Als ich den ersten Schritt in der Richtung dieses Anziehungspunktes machte, trat der Diener ein und brachte den Bericht über die Sitzung des Gemeinderates, dreißig Seiten. Dieser Gemeinderat, der sich so unglücklich zwischen mich und mein Kanapee zu stellen wagte, forderte meinen gerechten Zorn heraus. Und ich zermalmte ihn. Ich unterdrückte die Anträge und unterschlug alle Interpellationen. Ich strich sogar die Worte des Bürgermeisters. Ich warf die Redner hinaus. Ich veranstaltete eine verhängnisvolle Bartholomäusnacht im Gemeinderat. In wenigen Minuten stand er so klein da — ein Rumpf nur noch, der von meinem Rotstift blutete. Dafür nahm ich die Henkermahlzeit, bestehend in einem Apfel, ein. Jetzt trat ich zum Sofa, prüfte seine Elastizität und ich sah, daß es gut war. Als ich



mein Bein aufhob, kamen Telegramme von den Samoainseln. Mußte der aus Samoa gerade so telegraphieren, daß das Telegramm in dem Augenblick eintraf, wo ich mich aufs Sofa legen wollte! Die menschliche Bosheit nimmt doch den Kampf mit jeder Entfernung auf! Aus Rache ließ ich nur den Schluß der Depesche stehen. Sie erhielt dadurch ein eigentümliches Gepräge: niemand konnte sie verstehen und sicher würde sie daher von jedermann zweimal gelesen, während man sie sonst achtlos überflogen hätte. Ja, man muß die Kunst verstehen, etwas interessant zu machen.

Dann legte ich mich befriedigt auf das Sofa. Mein grenzenloses Staunen, daß trotzdem kein neuer Bote eintrat, wurde durch das Läuten des Telephons jäh abgeschnitten. Dabei hatte ich noch nicht einmal Zeit gehabt, die Beine auszustrecken. Ich blieb indes liegen, indem ich mit Recht annahm, daß, wenn es sich um etwas Wichtiges handelte, noch mehrmals geläutet werden würde. Diese Befürchtung erwies sich als richtig, es läutete von neuem und nochmals und nochmals und dann ging es ununterbrochen fort. Eine Zeitlang amüsierte mich das Konzert: es ist ja nachts so stille in dem Redaktionssaale, daß man für die geringste Zerstreuung dankbar ist. Endlich stand ich auf und ging ans Telephon. Ein Unbekannter wollte wissen, wie hoch der Kahlenberg ist. Wahrscheinlich eine Wette im Kaffeehause. Ich antwortete, daß die Höhe der Gebirge bei Nacht sich nicht bestimmen lasse. Nach dem Abläuten rief ich dem Frager noch verschiedene Ehrenbeleidigungen nach. Auch einer, der leider meiner Rache entgeht, dachte ich. Würde ich ihn kennen, müßte er sich hüten, mir auf dem Kahlenberge zu begegnen; er müßte sich hüten, mit mir in einem menschenleeren Walde zusammenzutreffen, vorausgesetzt, daß ich der Stärkere und er ein Knirps wäre. Warum ist für Leute, die bei der Nacht eine Redaktion nach der Höhe der Gebirge fragen, nicht die Strafe des Lebendiggeröstetwerdens eingeführt?

Diese sympathischen Gedanken beschäftigten mich, weil mich sonst nichts beschäftigte. Auch die Telegraphendrähte schienen sich eine Ruhepause zu vergönnen. Ich gönnte sie ihnen. Im Geiste schnitt ich sämtliche Telegraphendrähte der Welt sowie das transatlantische Kabel durch ... Wonneträume eines zum Nachtdienst Verurteilten!



Marie von Najmájer.

Ich bin ein Weib.

In dieser Zeit der streitenden Parteien,
Da nicht der Mensch, da nur die Masse gilt,
Ein hohles Schlagwort treibt der Kämpfer Reihen,
Ein Volksstamm blind erregt den andern schilt —
Wie dank' ich's meinem weiblichen Geschlechte,
Zu kämpfen frei, allein für Menschenrechte!

Für Menschenadel brech' ich eine Lanze,
Von keinem feigen Kompromiß entweiht;
Ich achte nur das Große, nur das Ganze,
Nicht Stamm und Stand und deren Zwistigkeit.
Und zwingt man auch den Mann dafür, dagegen —
Ich bin ein Weib und geh' auf eig'nen Wegen.

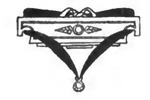
Was je als Heiligtum die Völker ehrten,
Das fromm zu schützen scheint mir heil'ge Pflicht.
Doch wo sie Freiheit dem Gedanken wehrten,
Da fühl' ich: Göttlich ist allein das Licht!
Ich bin ein Weib, dem des Gemütes Sphären
Ein Gottbewußtsein ohne Dogmen lehren.

Ich brauch' vor Thronen nicht gebückt zu heucheln,
Verdienstlos schmachtend nach des Ordens Zier,
Ich brauch' gemeinem Pöbel nicht zu schmeicheln,
Unmögliches versprechend seiner Gier —
Mit Menschen nur kann sich mein Sinn verbinden
Und kann auf Thronen sie, in Hütten finden.

Ein Mensch! ein Sandkorn nur in jeder Zone,
Wenn nichts er als der Gattung Stempel trägt;

Ein Mensch! der Erde wunderbare Krone,
Wenn Eigenart sein ganzes Sein bewegt!
Aus Menschenherzen einen Schatz zu heben,
Gehört zum besten wohl, das wir erleben.

Und seh' ich, wie im steten Kampf die Würde
Auch tücht'ger Männer leicht verloren geht,
Wie unentrinnbar die Partei als Bürde
Auf ihren schwergebeugten Nacken steht —
So will's in mir sich stolz und freudig regen:
Ich bin ein Weib und geh' auf eig'nen Wegen!





Sil Vara.

Liebesnacht.

In der großen, palmenumstandenen Halle des Hotel „Métropole" in Brighton saß eine junge Frau in Abendtoilette und starrte weltverloren auf den Pier hinaus. Hinter ihr, auf die breite, hochgeschwungene Lehne ihres strandkorbartigen Sitzes stützte sich ein schlanker, athletisch gebauter Marineoffizier, der mit leisen, doch eindringlichen Worten auf sie einsprach. — —

„Wo ist Ihr Gatte?" fragte er jetzt.

„Dort drinnen, er spielt Billard," gab sie eintönig zurück.

„Können wir nicht am Strande spazieren gehen?"

„Nein, das können wir nicht; Sie wissen doch, er erlaubt es nicht." — —

Da keuchte der Mann an ihrer Seite plötzlich hervor: „Lizzie, ich kann es nicht länger ertragen, ich kann nicht! Und du weißt, ich muß übermorgen abreisen, Du weißt, ich muß. Mein Schiff verläßt Liverpool in einer Woche; ich habe meine Abreise von hier ohnedies schon über Gebühr aufgeschoben, weil ich mich verzehre in Sehnsucht nach dir, weil ich nicht weiterleben kann, ohne dich in meinen Armen gehalten zu haben — Lizzie!"

Die junge Frau drehte langsam den Kopf nach ihm und sah ihm voll in die Augen. Es war ein schmerzlicher, ein süßer Blick.

„Jack," sagte sie ruhig, „du wohnst im zweiten Stock, wir im ersten. Ich habe einen Vorwand gefunden, die Wohnung zu wechseln, wir ziehen morgen in den zweiten Stock hinauf; nicht weit von deinem Zimmer sind einige Appartements frei. Und in der Nacht, wenn alles schläft, komm' ich zu dir."

Jakob fuhr heftig zusammen.

„Lizzie," stieß er hervor, „du wolltest von der Seite deines Mannes —"

„Ich werde morgen Nacht zu dir kommen," sagte die junge Frau ruhig, stand auf und ging heiter lächelnd ihrem Gatten entgegen, der eben, mit einigen Freunden im Gespräch, aus dem Billardzimmer trat.

* * *



Jack ging in Gedanken versunken am Strande spazieren. Es war nach dem Lunch und noch trennten ihn zumindest acht bis zehn Stundeu von seiner Geliebten. Eine Nacht nur sollte ihm vergönnt sein, eine Nacht! — O, wie hatte er sie ersehnt! ... Wie liebte er diese herrliche Frau des kleinen, vertrockneten Londoner Advokaten! ... Und heute, endlich heute sollte seiner Liebe Erfüllung werden.

Eine innere Unrast, ein verzehrendes Fieber drängte ihn, sich irgendwie zu betätigen. Mit schnellen Schritten eilte er daher die Promenade hinab an den fashionablen Hotels vorbei bis zu den Fischerhütten, um hier ein Boot zu mieten und aufs Meer hinauszurudern. — Da erblickte er plötzlich Mr. Andrew Black und dessen Gemahlin Lizzie, die von entgegengesetzter Richtung auf ihn zukamen. Alles Blut stieg ihm zu Herzen; ein wenig beklommen, doch aufs höchste erfreut, begrüßte er die beiden und lud sie ein, das Boot mit ihm zu teilen. Lizzie war sofort bereit, doch der Gatte protestierte.

„Das Meer ist mir zu bewegt; sehen Sie doch, mit welcher Gewalt es gegen die Steinmauern anprallt. Sieht es nicht aus, als ob ein Sturm im Anzug wäre?“ fragte er dann, zum Fischer gewendet.

Der zuckte die Achseln.

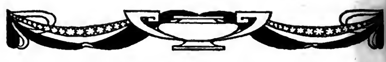
„Einem Seemann dürfen Sie sich anvertrauen,“ rief Jack, „wir können zwei Stunden nicht schöner verbringen als auf dem Meer.“

„Wir sind doch alle drei seetüchtig,“ lachte Lizzie, „krank wird keiner von uns werden. Komm, Andrew!“

Der Gatte war leicht zu überreden, denn auch er liebte die See. So wurde der Handel rasch erledigt, die drei stiegen ein und der Fischer löste die Taue. Mr. Black saß am Steuer, Jack ruderte, Lizzie stand an den Mastbaum gelehnt und lachte und scherzte, während das kleine, doch breitgebaute Fahrzeug sich seinen Weg durch die eisiggrünen Wellen bahnte.

Man konnte sich zwar bald nur mehr schreiend verständigen, denn das Rollen und Brüllen der Wogen übertönte jeden anderen Laut, aber die Fahrt war ganz herrlich; der Wind blies mit stetig wachsender Macht, hob das Boot auf den Kamm der Wellen, warf es in sanfte Schluchten hinab und trieb es rasch von der Küste, die dem Auge bald nur wie ein lichtgrauer Streifen erschien.

Anfangs begegnete man einigen Fischerkähnen, die dem schützenden Hafen zueilten; dann wurde es ganz einsam ...; noch einmal schaukelte später ein Fahrzeug, eine winzige Schaluppe an ihnen vorbei; drin saß ein alter Matrose, der der Gesellschaft einige Worte zurief und mit der Hand nach dem Horizont wies ... Aber Jack lachte. Und von jetzt ab, soweit das Auge reichte, sah man nur Wellen und Wasser, Möwen und Meer ... Doch je ärger die See



tobte, je ärger der Wind sauste, desto heiterer wurde die Laune der drei; waren sie doch alle seit frühester Jugend mit dem Meere vertraut.

Mit kundiger Hand vermied Mr. Black die tückischen Sturzwellen; so kraftvoll Jack das Ruder handhabte, so geschickt und sicher wurde das Steuer geführt.

Jack trieb das Schifflein mit mächtigen Zügen durchs Wasser, doch seine Aufmerksamkeit war weniger dem unruhigen Elemente gewidmet als der geliebten Frau vor ihm, die mit gerötetem Antlitz und wehendem Haar beim Mastbaume stand.

„Hoi ho!" schrie er im Übermut, „Lizzie, ich liebe dich!"

Lizzie hatte die Worte zwar nicht verstanden, aber sein leuchtendes Auge sprach ihr deutlich genug.

„Heut' Nacht, heut' Nacht!" rief sie als Antwort zurück und schwenkte den Arm gegen ihn.

Ein unvermittelter wütender Windstoß fuhr über sie weg, preßte ihr die Kleider eng an den Leib und ließ ihre prächtigen Formen plastisch hervortreten.

„Hoi ho! Lizzie, ich liebe dich!"

In dem Augenblicke der Stille, die diesem Sturmanpralle folgte, hörte man jetzt einen kräftigen Fluch und den erschreckten Ausruf Mr. Blacks: „Das Steuer ist gebrochen!"

Wieder fegte der Sturm einher und peitschte in mächtigen Stößen Wassermassen schroff gegen das Boot. Lizzie hatte sich auf den Boden gesetzt und sah erschreckt ihren Gatten an, der mit verblüffter Miene dasaß und den Holzgriff des Steuers nach rechts und nach links drehte, ohne im Wasser den geringsten Widerstand zu verspüren.

„Das Holz muß morsch gewesen sein," schrie Lizzie.

„Kapitän, rudern Sie sofort dem Strande zu, sonst sind wir verloren," brüllte ihr Mann.

Jack blickte erstaunt um sich; er, der die Sturmesgefahr längst hätte erkennen sollen, wachte nun erst aus seinem Taumel und seinen Träumen auf. Er legte sofort mit aller Macht los, denn es hieß jetzt das schwere Boot mit einem Paar Ruder allein nach Hause zu führen, bevor der Orkan mit voller Wucht über sie losbrechen würde. Von der Küste war infolge des hohen Wellenganges natürlich nichts mehr zu sehen, aber es gelang ihm nach vieler Mühe, den Kurs des Bootes zu ändern und — wie er dachte — dem Strande zuzueilen. — — Man sprach nicht mehr. — — Der Advokat spähte mit besorgter Miene nach den düsteren Wolken, Lizzie sah mit Beklemmung bald auf die jählings in Aufruhr tobenden Fluten, bald auf die Männer im Boote.

Der Himmel verfinsterte sich und der Sturm brauste mit verstärkter Gewalt; mit hohlem Getöse schlugen die Wellen jetzt hoch über die Wände



des Kahnes. Der Wind sauste über die dunkelgrünen Flächen, riß die Wogen zur Höhe empor und zog sie in sprudelnden Trichtern nach abwärts.

Jack perlte der Schweiß auf der Stirne, er arbeitete mit dem Aufgebot aller Kräfte, um nur bald wieder in den Bereich der Küste zu gelangen, die seiner Berechnung nach kaum eine halbe Stunde entfernt sein konnte. Als aber nach Ablauf einer ganzen Stunde noch keinerlei Anzeichen auf die Nähe des Strandes hinwiesen, da hielt er erschöpft ein — ein banges Gefühl preßte ihm die Brust zusammen und er begann zu fürchten, daß seine Mühe nutzlos gewesen sei.

Vor Nässe und Kälte erschauernd, kauerten die anderen im Boote. Mr. Black hielt krampfhaft den Steuergriff, während seine Lippen sich mechanisch bewegten; er betete oder fluchte. Seine Frau hatte den Mastbaum umklammert, aber ihr wirrer, ängstlicher Blick war stets auf ihren Geliebten gerichtet.

Mit Donnergetöse überstürzte eine Woge die andere, mit kühnem Schwunge wurde das kleine Fahrzeug nach oben gerissen, dann fiel es in einen klaffenden, schwarzgähnenden Spalt. Prasselnd stürzte das Wasser in das Boot. — Die drei Menschen erbebten in Todesahnung.

Mr. Black, aus dessen Auge schon der Wahnsinn sprach, brüllte jetzt vergebens um Hilfe; wer sollte ihn hören? Wer sollte in diesem Sturme den Weg wagen und finden? Nur ein Wunder konnte sie retten ...

Aus der Tiefe braust es herauf, die Wellen türmen sich, sie drängen, sie treiben, die Wassermassen zersplittern am Kahne.

Jack hatte wieder weitergerudert, mit keuchender Brust und fliegendem Atem; aber gegen die rasenden, wilden Gewalten gibt's kein Erwehren. Als Seemann wußte er, was ihm bevorstand. Er blickte nach Lizzie und sah ihr Auge wiederum voll in dem seinen ruhen.

Heut' Nacht, heut' Nacht?!? ...

Da faßte ihn wilde, verzweifelte Lust, ein gigantischer Trotz gegen das feindliche Schicksal. Er packte seine Ruder und warf sie mit weitem Schwunge hinaus auf die schwarzgrüne, weißschäumende, brüllende See. Dann aber, mit einem Sprunge, warf er sich auf das zitternde Weib, das sofort die Arme um seinen Hals schlang.

Angesichts der entfesselten, wildwütigen Elemente, Todesgrausen in den Mienen, umarmten sich zwei Liebende, weltvergessen, nur ihrer Liebe gedenkend.

Durch das Pfeifen und Sausen des Sturmes hindurch hörte man einen gellenden Schrei. Der Wahnsinnige war aus seiner Ecke hervorgekrochen und fiel nun wie ein wildes Tier den Ehebrechern in die Arme. Jack schlug ihm mit der Faust ins Gesicht, daß er taumelte. Eben fiel eine Woge donnernd



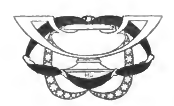
über das Schiffchen. Sie schwemmte den wankenden Mann hinweg in den weitaufgerissenen wirbelnden Schlund, ins Bodenlose.

„Jack!!"

„Lizzie!!"

Der Gischt spritzt zum Himmel. Das Schiffchen schaukelt auf dem Kamme einer riesigen Woge; dann liegt's im Abgrunde.

Jetzt bersten die Balken ... Inmitten des brausenden, sausenden, schaurig pfeifenden Getöses, in inniger Umarmung umschlungen, verschwinden ein Mann und ein Weib zur Liebesnacht in den dunklen Tiefen des Meeres.



Anna Werchota.

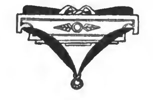
Steirisches Lied.



S Fruahjohr is kämm,
Ma g'spürts überoll,
Die Bleamerln, dö blüahn
Am Berg und im Tol.

D' Vögerln, dö furt worn,
Bau'n wieder eah Nest,
's is netta a so just,
Wia's fertn*) is g'west.

Die Wasserln, dö rausch'n
Und 's kimmt mir im Sinn,
Daß ih just wia fertn
Valiabt wieder bin.



*) Im Vorjahr

Hugo Klein.

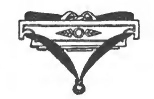
Reue.

Kennst du nicht jene Bleiche dort?
Sie folgt dem Leichtsinn auf dem Fuße . . .
Es ist die Reue . . . jag' sie fort,
Sonst führt sie dich voll Gram zur Buße.

Sie faßt nach dir mit kalter Hand,
Mischt Tränen dir in jeden Becher.
Sie sitzt an deines Bettes Rand,
Sie ist dein Quäler, ist der Rächer.

Naht dir der Schlaf, sie hält dich wach,
Sie ist bei jedem Festesreigen.
Schleichst du davon, sie schleicht dir nach,
Willst du dich still zu Gräbern neigen.

Jag' sie davon mit rauhem Wort,
Berausche dich an Wein und Küssen —
Nur wenn du glücklich, schwankt sie fort
Und wird dich nicht zu finden wissen.



Balduin Groller.

Eine Ehrenaffaire.

In dem Arbeitszimmer seiner vornehmen Villa in Potsdam saß der Oberst von den Gardekürassieren Ewald Ohnefalsch Freiherr von der Werra und ihm gegenüber Graf Eberhard Ohlsen, Rittmeister im selben Regimente.

„Ich habe Sie zu mir gebeten, lieber Ohlsen," begann der Oberst, „um Ihre Mithilfe in einer Ehrenangelegenheit anzurufen."

„Stehe selbstverständlich ganz zu Diensten, Herr Oberst," erwiderte der Rittmeister, selbst im Sitzen seine gespornten Hacken gegeneinander schlagend.

„Sie wissen, Herr Rittmeister, unsere sogenannten Ehrenaffairen sind häufig Schandaffairen."

„Kommt vor, Herr Oberst."

„Da muß man denn trachten, wenigstens mit Ehren, ich meine so halbwegs anständig, herauszukommen."

„Begreife vollkommen, Herr Oberst."

„Das ist nun so eine Sache! Nehmen Sie an, es handelt sich um eine Frau, um eine treulose Frau und um einen Verführer."

„Ich verstehe, Herr Oberst."

„Gut. Nehmen Sie weiter an — es handelt sich um meine Frau."

„Herr Oberst —!"

„Nun — was ist Ihre Ansicht, Herr Rittmeister?"

„Da gibt es nicht viele Ansichten. Man zieht die Konsequenzen; man schießt sich."

„Also Sie meinen, wir sollen uns schießen? Bleiben Sie nur ruhig sitzen, Herr Rittmeister! Warum tun Sie denn so furchtbar überrascht?"

„Ich war nicht darauf gefaßt, Herr Oberst —."

„Sie dachten, es sei etwas anderes. Ja, Ihre Sache ist schon ein wenig lange her — so anderthalb Jahre. Ein Zufall brachte mich darauf — ein Brief."

„Ein Brief — und wahrscheinlich anonym! Anonyme Briefe sollten keiner Beachtung gewürdigt werden."

„Sehr richtig, Herr Rittmeister. Aber geben Sie sich keiner trügerischen Hoffnung hin. Es war kein anonymer Brief. Man sollte in solchen Fällen überhaupt nicht schreiben. Die Schreibseligkeit ist sonst ein Fehler der verliebten Weiber. Hier hat der Mann geschrieben. Der Brief ist unterzeichnet, von Ihnen unterzeichnet."

„Herr Oberst, befehlen Sie über mich. Ich stehe zur Verfügung."



„Ich weiß. Sehr einfach. Wir schlagen uns und die Sache ist erledigt, der Ehre ist Genüge geschehen. Und wie bequem das ist — namentlich für Sie!"

„Man setzt sein Leben ein, Herr Oberst; man kann nicht mehr tun."

„Wenn die Sache damit nur erledigt wäre!"

„Sie wird damit erledigt sein, Herr Oberst."

„Für Sie!"

„Auch für Sie und für die ganze Welt."

„Durchaus nicht! Jetzt fühle ich mich — trotz alledem und alledem — noch im Vollbesitz meiner Ehre. In dem Moment aber, wo wir, wie es sich nun gebühren würde, hier aufhören, miteinander zu reden und jeder unsere zwei Zeugen wählen, die Anzeige beim Regimentskommando machen —"

„Wir werden natürlich einen anderen Grund anführen."

„Und so das Werk der Ehrenrettung auf die Basis einer Lüge stellen — gut, wenn es nur etwas nützte! So dumm sind aber die Leute nicht, daß sie sich jeden beliebigen Unsinn aufschwatzen lassen. Man wird munkeln, tuscheln, flüstern, reden, schreien und man wird doch auf das Richtige kommen. Ich aber werde die Ehre haben, vor der geehrten Mitwelt als der gehörnte — Siegfried hätte ich beinahe gesagt, gemeint habe ich aber Menelaus — die Parade aufzuziehen!"

„Und doch, Herr Oberst — ich glaube, daß diese Unterhaltung . . ."

„Sie werden jetzt sitzen bleiben, mein Lieber! Es geht um meine Ehre und da werden Sie mir schon gestatten, jene Maßregeln zu überdenken, die ich für angemessen erachte. Wir werden uns schießen! Sehen Sie denn nicht, daß das die Sache an die große Glocke hängen heißt?! Sehen Sie denn nicht, daß, indem ich meine Ehre so zu retten versuche, ich erst recht selber mit den eigenen Füßen auf ihr herumtrample und sie nur noch tiefer in den Kot trete — Sie Kindskopf, Sie?!"

„Herr Oberst!"

„Bah, keine großen Gesten und keine heroischen Blicke! Mir imponieren Sie damit nicht, mein Lieber! Übrigens — ich gehe nicht darauf aus, einen anderen Anlaß zu schaffen. Lassen Sie sich's also nicht anfechten, wenn ich ein wenig über die Schnur haue und ein bißchen grob werden sollte. Ich bin ja wütend und Sie wissen nicht einmal, weshalb?"

„Ich kann mir denken, Herr Oberst . . ."

„Nichts können Sie sich denken! Verstehen Sie mich? Ich bin wütend über mich, daß ich über die ganze Sache nicht wütend sein kann. Sonst ging's ja wunderschön! Ich schieße den elenden Verführer über den Haufen — und alles ist gerettet!"



„Was soll denn aber nun sein, Herr Oberst?"

„Darüber zerbreche ich mir eben den Kopf. Wie ich die Sache auch drehe und wende, immer bleibe ich der blamierte Europäer. Wissen Sie, mein Lieber, daß Sie im Vergleich zu mir in einer beneidenswerten Position sind? Ich wollt', ich wäre der elende Verführer und Sie der große Ehrenmann, der in seinen heiligsten Gefühlen gekränkte Gatte. Das wäre viel hübscher. Es ist scheußlich und das Scheußlichste, daß ich nicht einmal die entsprechende Wut aufbringe, um Sie mit Wonne vom Erdboden zu vertilgen."

„Es wird doch am einfachsten sein, es auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen, Herr Oberst."

„Ich danke Ihnen! Und damit meine Schande austrommeln! Jetzt wird mir ordentlich wohler, weil sich nach und nach doch der nötige Ingrimm bei mir einstellt. Ihnen habe ich die ganze Bescherung zu danken! Wir werden uns schießen, Herr Kamerad, und Sie sollen mich kennen lernen!"

„Dann, Herr Oberst —"

„Nein, Sie bleiben! Wenn die Sache nur nicht so hirnverbrannt blödsinnig wäre: Meine Frau begeht eine Ehrlosigkeit, mein Adjutant begeht eine Ehrlosigkeit und nun soll doch ich es sein, der seine Ehre verloren hat!"

„Herr Oberst, ich habe mich bereits zur Verfügung gestellt. Es hat keinen Zweck, mit weiteren Insulten vorzugehen."

„Jetzt halten Sie gefälligst den Mund, mein Lieber, jetzt rede ich! Übrigens nehme ich die Ehrlosigkeit, soweit es sich um Ihre Person handelt, zurück. Vielleicht nur dumm, vielleicht nicht einmal das. Sie haben ganz Recht gehabt. Wenn ich Adjutant wäre — ich wollt', ich wär's noch — und die Kommandeuse zeigte sich nicht abgeneigt — ich stünde für nichts!"

„Es nützt nichts, Herr Oberst, wenn wir so weiter verhandeln. Ich habe Sie tausendmal um Verzeihung zu bitten; ich habe Ihnen tausendmal zu danken für die Güte und Nachsicht, aber es bleibt nun doch wohl nichts anderes übrig —"

„Als zu schießen — ich weiß. Ich möchte — ehrlich gestanden — drum rumkommen."

„Herr Oberst?"

„Sie trauen mir doch hoffentlich nicht zu, daß ich mich vor der Schießerei fürchte?"

„Aber, Herr Oberst!!"

„Sie können sich denken, daß meine Stimmung nicht eben die beste ist. Es gibt Momente, wo man das Leben bis da herauf satt hat, und Sie wissen vielleicht gar nicht, was Sie mir für einen Dienst erweisen könnten,



wenn Sie mich über den Haufen schössen. Dann wäre doch wenigstens alles auf einmal vorbei und die Leute könnten reden, was sie wollten. Gelingt Ihnen das aber nicht, dann werden sie doch mit den Fingern auf mich weisen: Das ist der Mann, dem die gelungene Geschichte passiert ist! — Ich danke Ihnen für eine solche Ehrenrettung!"

„Ich kann nur wiederholen, Herr Oberst, daß ich in tiefster Seele bereue, Ihnen diesen Kummer bereitet zu haben."

„Das ist sehr schön von Ihnen, Herr Rittmeister, aber ich habe nichts davon. Meine Pflicht ist es nun, Sie umzubringen, zu vertilgen, auszurotten."

„Bitte, Herr Oberst, bedienen Sie sich."

„Hol's der Henker, ich habe nicht das Gemüt dazu! Ich habe nicht die Stimmung. Sehen Sie mal, ich halte das Duell ja auch für eine ganz ausgezeichnete Einrichtung. Es kann einem ganz famos über mancherlei Schwierigkeiten hinweghelfen. Nur mir kann es nichts helfen, jetzt nicht wenigstens. Meine Leute haben sich genug dagegen gesträubt, daß ich die Schauspielerin heirate, und haben sich schließlich ganz von mir abgewendet. Nun werden sie, die Neunmalweisen, Recht behalten auf der ganzen Linie und mich nicht einmal mitleidig sondern nur schadenfroh belächeln. Sie hatten es ja gleich gesagt, daß es kein gutes Ende nehmen werde! Ich habe es dann ja selber erkannt, daß ich eine Dummheit gemacht hatte, die größte Dummheit meines Lebens, aber ich hatte gehofft, es wenigstens vor der Welt verbergen zu können."

„Ich brauche nicht zu sagen, Herr Oberst, daß mir die Sache außerordentlich peinlich ist und daß ich zu allem bereit bin, was der Herr Oberst befehlen werden. Wenn nun der Herr Oberst den Eklat so sehr scheuen — es wissen nur zwei Menschen um die Sache, der Herr Oberst und ich. Was mich betrifft, so genügt wohl mein Wort als Kavalier —"

„Nein, mein Lieber! Daß Sie mir dann ins Gesicht spucken können! Es genügt, daß ich es weiß. Das legt mir die Verpflichtung auf, die Angelegenheit den Gesetzen der Ehre entsprechend zu erledigen."

„Dann wären wir ja einig, Herr Oberst."

„Ich wiederhole aber, daß mir mit einer solchen Ehrenrettung nicht gedient ist. Sie zucken die Achsel und verstehen mich nicht. Mir fehlt eben etwas, was solche Lösungen erst plausibel macht, und das ist die rasende Wut. Mein Weib beurteile ich heute nicht anders, als ich sie im Stillen schon lange beurteilt habe. Der Rausch war sehr bald verflogen und der Katzenjammer ist seither ein permanenter. Ich habe jetzt keinen neuen, niederschmetternden Verlust zu beklagen. Daß sie mir verloren sei, wußte ich längst. Es steckt in ihr, sie kann nichts dafür."



„Aber, Herr Oberst, ich möchte die Hand ins Feuer stecken, daß hochverehrte Frau Gemahlin nur jenes eine Mal in einem Augenblick der Selbstvergessenheit —"

„Ich fürchte, Sie würden sich die Hand arg verbrennen, Herr Rittmeister."

„Hm!"

„Und ich soll nun rasen, wo mir das Frauenzimmer furchtbar gleichgültig ist. Wenn ich's nur könnte! Dann ist man leicht zu jedem Unsinn zu haben. Eifersucht halte ich für vollkommen berechtigt, wenn ich sie auch nicht verstehe. Mir fehlt das Organ dafür. Seh'n Sie mal: eifersüchtig kann man doch nur dort sein, wo man liebt. Es ist mir aber unfaßbar, wie man noch lieben kann, wo man zur Eifersucht Grund zu haben glaubt. Ein solcher Grund wirkt doch wie die Wasserspritze auf den Feuerherd. Wenn aber die Liebe erlischt, kann auch die Eifersucht nicht mehr aufkommen. Darum verstehe ich's nicht. Ich weiß, die Dichter dichten davon und auch im Leben soll's vorkommen, aber mir fehlt der Sinn dafür."

„Ich kann mich sehr wohl hineindenken, Herr Oberst. Ich kann mir schon vorstellen, daß es einem Manne unter Umständen eine wahre Wollust sein muß, einen anderen Mann zu erwürgen."

„Wenn man die nötige Begeisterung hat, dann kann es ja ein ganz hübsches Vergnügen sein. Ich muß aber ohne Begeisterung hineinsteigen. Es gibt da verschiedene ganz annehmbare Fälle. Zwei Männer, die rasend in ein und dasselbe Frauenzimmer verliebt sind, von denen ist einer zuviel auf der Welt. Die müssen kämpfen wie zwei Hirsche in der Brunft. Einer muß hinaus aus dieser Welt. Oder Einer ist wahnsinnig vor Eifersucht, vor Rachedurst, vor Wut — was weiß ich? Er muß einen roten Schleier vor den Augen haben, blutunterlaufene Augen, womöglich Schaum vor dem Munde, dann ist's ja gut und alles in der schönsten Ordnung. Mir fehlt die Begeisterung, ich soll Sie in aller Gemütsruhe, mit kaltem Blute erwürgen."

„Habe mir erlaubt, figürlich, nur so — bildlich zu meinen, Herr Oberst."

„Natürlich, nur so bildlich! Ich werde Sie nicht erwürgen, sondern auf Sie schießen, Sie erschießen! Verstehen Sie mich?"

„Bin so frei, Herr Oberst."

„Und doch ist's eine dumme Geschichte. Wenn ich nur das mindeste gegen Sie hätte! Ein Tor ist immer willig, wenn eine Törin will. Ich an Ihrer Stelle hätte es wahrscheinlich nicht anders gemacht. Können wir uns nicht anders helfen? Ich verehre Ihre Frau Mutter seit langer Zeit und nun soll ich auf ihren Sohn schießen?! Ich will Ihnen was sagen: so heiraten Sie doch das Frauenzimmer! Ich lasse mich scheiden, Sie heiraten sie. Zu schweigen werden wir alle wissen — was meinen Sie dazu?"



„Verzeihung, Herr Oberst, ich glaube — ich möchte — ich weiß nicht.“
„Ich will nicht drängen — überlegen Sie's!“
„Habe mir bereits überlegt, Herr Oberst.“
„Nun, dann heraus mit der Sprache!“
„Wenn ich bitten dürfte, Herr Oberst — lieber schießen!“
„Schade! Also wählen Sie sich Ihre zwei Zeugen.“
„Werde so frei sein, Herr Oberst!“
„Auf morgen denn!“
Es folgte eine förmliche Begrüßung und die Unterredung war beendet.



Ottilie Siebenlist.

Der nächste Morgen.

Goldschimmernd wird er sich wie heut' erheben,
Von all der Herrlichkeit wie heut' umsäumt:
Die andern alle werden jauchzend leben
Und nur mein Erdentraum ist ausgeträumt,
Nur ich bin nicht mehr da!

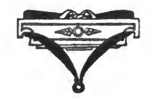
Seltsame Schauer meine Seele füllen,
Spür' ich den Rätseln jenes Morgens nach:
Was wird dann sein? Was wird sich mir enthüllen?
Umfängt mich Nacht, wenn erst mein Auge brach?
Schweb' selig ich im Licht?

Eins ist gewiß! Wenn all mein Hoffen, Wagen
Im Sand verläuft, kein Einsatz je gewinnt:
Unwiderruflich wird der Morgen tagen,
An dem die Stunde spurlos mir zerrinnt,
Mein Herzschlag inne hält —

Ich stumm und kalt — — das Grab wird mir gegraben —
Ein Flüstern: Vater unser, der du bist — — —:
Der letzte Bettler darf sich stolz gehaben
Im Vollgefühle dessen, daß er ist
Und noch die Erde sein!

Entflattert, Schreckgebilde, fröstelnde Gedanken,
Geboren aus dem Grau'n des Augenblicks;
Die sich wie feucht Gewürm mir um die Seele ranken!
Mahnboten des entsetzlichen Geschicks,
Fort! 's ist nur Ammenspuk.

Noch atme ich! Noch stürzen rote Wellen,
Wie Flammen heiß, mir durch der Adern Netz,
Noch fühl' ich Tatkraft meine Glieder schwellen,
Dir trotz ich kühn, urewiges Gesetz:
Ein Evoe dem Heut'! —



Rudolf Holzer.

Hans Kohlhase.

Deutsches Trauerspiel. :/Aus dem IV. Aufzug./:

:/Dr. Martinus liest in der Nische in einem Folianten, wippt mit einem Fuße eine Wiege. Paul, ein fünfjähriges Kind, sitzt auf dem Boden, hat im Arm ein weißes Hündchen mit dem es spielt./:

Dr. Martinus.

Ich, wiewohl ein alter Doktor der heiligen Schrift, bin noch nicht aus der Kinderlehr' kommen. Ich kann's nicht auslernen und studier' doch täglich daran und bete den Katechismum mit meinem Sohn Hansen und mit meinem Töchterlein Magdalena! ... Wenn Adams Fall nicht alles verderbt und irdisch gemacht hätt'! Tät' heut' keiner den andern fressen! Da wären die Augen klar, der Sinn fröhlich blieben! Wie herrlich hätt's sich gelebt ohne Müh', Krankheit, Seelenpein, hätt' ohne Schmerz das zeitliche Leben abgelegt! So aber ... ein grauer Kranz von Sorgen, Not und Betrübsal schlingt sich als Lebenslohn um Menschenstirn!

Paul :/sang erst leise, dann immer lauter/:

„Vom himmel kam der engel schar,
Erschien den hirten offenbar,
Sie sagten jn, ein kindlein zart,
Das liegt dort in der krippen hart."

Dr. Martinus.

St—! ... Sei immerzu fröhlich und singend, indes mit Furcht und Ehrerbietung!

Paul :/sieht ihn furchtlos an, singt ungestört weiter, nur leise, wie zu Anfang/:

„Ah mein hertzliebes Jhesulin,
Mach' dir ein rein sanfft bettelin,
Zu rugen in meins hertzen schrein,
Das ich nimer vergesse dein."

2. Szene.

Frau Käthe.

Mein Herr Doktor im Gehäuse! ... Hie Welt, hie Himmel! ... Mein guter, trauter Herre! :/Alles halb in der Tür./: Ist verstattet?



Dr. Martinus.

Immerhin Herr Käthe! . . . Die zwei :/weist auf das Kind und das Hündchen:/ predigten itzo Gottes Wort mit der Tat und im Werk, da Gott spricht: „Herrschet über die Fische im Meer und Tier auf Erden." Das Hündlein leidet alles von dem Kindchen.

Frau Käthe :/beim Fenster/:

Nu sind die Feuer niedergan! .. Die Sorg' und Fahr vorüber!

Dr. Martinus.

Hast dich geängstiget?

Frau Käthe.

Um euch!

Dr. Martinus.

Meine Lieb!

Frau Käthe :/weichmütig, sanft/:

Herr Doktor, weiß nit, was für ein Sinn heut' mir im Herzen webt: so mildiglichweich und dankeshoh drängt's mich im Sturm zu euch, zu euch, in Arm . . . Der wilde, unglückliche Kohlhase — hat er kein Weib, kein Kind?

Dr. Martinus.

Zehnfach unglückselig, weil's so ist . . . Muß heut' auch immer an ihn denken.

Frau Käthe.

Ein so braver Mensch, daß just ihn der Teufel aufs Korn genommen?

3. Szene.

Wolf.

Herr Doktor, ein Mann, mir fremd, will durchaus in eigener Person euch sprechen.

Frau Käthe.

Geliebter Herr — ich bitt' . . .

Wolf.

Ich sagt', sei Nacht und Ihr über Tisch; er ließ sich nicht verweisen.

Dr. Martinus.

Wird ein Studiosus sein! :/Frau Käthe zögernd ab./:

4. Szene.

:/Kohlhase in der Verkleidung mit Famulus Wolf zurück. Bleibt bei der Tür ehrfurchtsvoll stehen, den Kopf gesenkt. Scheu./:

Dr. Martinus.

Der Herr leite Euern Eingang!



Kohlhase.

Ich erbitt's.

Dr. Martinus.

Kommt zur Lampe vor!

Kohlhase.

So wag' ich's.

Dr. Martinus.

Wer seid Ihr? Setzt euch! Was ist Euer Begehr'?

Kohlhase.

Ehrwürdiger, geliebter Doktor ... denkt Ihr in Wahrheit, ich mein', ohn' Gran mildernd Einsicht, zuständliches Bedenken über den Kohlhasen so, denn Ihr geäußert?

Dr. Martinus.

Noch schwärzer, im Innersten durchweht von Abscheu! ... Bist du etwa der Kohlhase?

Kohlhase.

Sum Domine Doctor! Der Kohlhase bin ich! :/Schaut jetzt empor./:

Dr. Martinus :/heftig/:

Weiche hinweg! :/Eilt gegen die Tür./: Dein Odem ist Pestilenz, deine Nähe Verderben!

Kohlhase :/ohne vom Platz zu weichen, zieht ein Pistol aus dem Gürtel und legt auf sich an/:

Hochwürdiger Herr, beim ersten Ruf lieg' ich zu Euern Füßen! ... Ich bitt' Euch, hört mich an und dann verdammt!

Dr. Martinus.

Was soll ich mit dir?

Kohlhase.

Möcht' Euern Sinn, daß ich ein Ungerechter bin, bewenden.

Dr. Martinus.

So sieht's mich an.

Kohlhase.

Hat die Armatur ein Recht?

Dr. Martinus.

Faß' ich ihr weltlich Sein ins Aug' — wohl ja!

Kohlhase.

Wohl. Mir ward's verweigert, getreten und gar entzogen!



Dr. Martinus :/zornig/:

Daß dein' Zung' dir faule! Du Erzverbrecher! Vom Kitzel schnöder Selbstrache gereizt, langst nach dem Schwerte und Schwefelfaden! Machst dich zum Gespeib der Hölle, Mörder deines Weibs — ich möcht' dich züchtigen!! ... Wer sagt dir denn, du Naseweis und Klügling, ob der gnädige Kurfürst mit allem Rechten, Guten von dem dir angefügten Unheil weiß? ... Traust du Tropf so auf Ehrlichkeit, daß du vermeinest, ein so hoher Herr könnt' nicht auch gebrennet werden? Meinst, die seien keine Schälke, so da Sammetbaretter auf ihren Lasterschädeln und Pelzschauben über den sündenschwangern Bauch tragen? Die Scharhansen und Juristen, die um die hohe Person herumscharwenzeln! Ist dir eine Bank voll Gerichtskerle, vertrackter Juristen, die das Gesetz eitel verfälschen und unterschlagen, item andere saubere Ohrenbläser, die bei Seiner kurfürstlichen Gnaden Lüge säen oder sonst seines geheiligten Namens in seiner Unwissenheit spotten, sind die deine allerletzt' Obrigkeit?

Kohlhase.

Wohlan, schafft mir freies Geleite, so stell' ich mich dem Kurfürsten und trag' mein' Sache vor.

Dr. Martinus :/mitleidig, gerührt und entsetzt/:

Heilloser, unglücklicher Mann! Dein Ungemach ist groß, aber 's war nach Satansrecht, kraft dem du frevelhaft die Gemeinschaft die Zeit her heimsuchtest!

Kohlhase.

Das Recht dazu, ich gab mir's selber, weil's mich im Innersten dazu berief!

Dr. Martinus.

Der Teufel und du, ihr tötet ohne Sendung.

Kohlhase.

Mein' Sendung ist mein verkümmert Recht!

Dr. Martinus.

Hast du unterschieden die privatas und publicas personas? — — Die Schlang' mag nicht vom Guten lassen!

Kohlhase :/in großer innerer Bewegung, fast erschreckend vor der Erkenntnis/:

Hochwürdiger Doktor! — Der Krieg, den ich geführet wider die Gemeinheit war eine himmelschreiend Missetat, so wie ich aus dem Menschentum nicht verstoßen gewesen wär'!!

Dr. Martinus :/bewegt/:

Verstoßen! Verstoßen!! Kohlhase, welche Raserei der Gedanken ist in dir! Ja — sag' mir ein' Fall, solange Staaten eingesetzt, daß ein' Seel', und wär's die schwärzeste, daraus verstoßen worden wär'!!



Kohlhase :/verzweifelt/:

Sie haben mich verstoßen, hohnvoll mit Füßen gestoßen! Versagten sie mir nicht die Gesetze? ... Soll ich ein Mensch sein, gedeihen mein Handeln, bedarf ich meines Menschenrechts. Das Recht selber ist's, dessenhalb ich mich mit dem Gut, das ich erworben, in der Menschen Gemeinschaft begab; wer mir's versagte, der stieß mich zu den Wilden, Verzweifelten der Gesetzlosen hinaus. Sie gaben mir, wie könnt Ihr das leugnen, die Keule, die mich schützen sollte, in die Hand zum Selbstgericht!

Dr. Martinus :/heftig, springt auf, geht erregt auf und nieder/:

Nie, nie, niemals!! Bist du, elendiglicher Menschenwurm, befugt zu richten? ... Wenn ich denke an die erhabene, milde Majestät Gottes, so erschreck' ich ob all der Herablassung, daß er so dulden mag so lange zu sehen und ungestraft lässet hingehen! ...

Kohlhase :/mit Empfindung, nach einigen Sekunden/:

Hochwürdiger Herr ... will mich zu mein' Herrgott wenden, mit Ernst vom Herzen; er kann nicht anders denn barmherzig sein. Hört' 's von Euch selbst predigen! ... daß Ihr mir Eure fromme, starke Hand herlangt, bin ich zur Stelle.

Dr. Martinus :/weich/:

Unbegreiflicher, was treibt dich zu einem Erkenntnis gegen den Junker, dessen Schärfe, wenn es zuletzt fällt, ihn mit einem Gewicht von so geringer Erheblichkeit nur trifft?

Kohlhase.

Hochwürdiger Herr — mein Weib ist tot, die Kinder aus dem Herzen gerissen, kein Gut, ja doch, ein blutend Herz hat's mich gekostet, drum mag der Kohlhase nicht ruh'n, bis er der Welt gezeigt, daß all sein Glück und Segen in keinem ungerechten Handel unterging. :/Weich./: Hochwürdiger, fügt Euch in diesen Wünschen meiner Bitt' und laßt den Gerichthof sprechen. In allem anderen meiner Schuld mag mich das Urtel treffen.

Dr. Martinus.

Seltsam Herz! Man lernet in der Seelenkunde doch niemalen aus! Hast mir ein' Lehr' gegeben! Will ich bedünken, ich bin all Dein himmelschreiend Tun ein lobesam Affektus; indem er sündiget, verteidiget er sein göttlich eingeblasen Christentum?! Der Fall ist scheußlich und im Innersten doch fürnehm, gleichwie sie zu Antwerpen aus dreckigem Graustein Demanten schleifen ... Kohlhase, überleg' doch, tät'st nicht besser, dem Junker nachzugeben?

Kohlhase.

Kann sein, kann sein auch nicht. Doch weil mir die Mähren nun einmal so

teuer kamen, so muß es denn, will ich, durchaus seinen Lauf haben. Ich will mein Erkenntnis, wie es mir zukömmt, und der Junker soll sein' Straf' haben!

Dr. Martinus.

Kohlhase, bist der Hölle Felsenschädel! ... Ich will deine Sach' bei Seiner kurfürstlichen Gnaden vorbringen. Ob er mich anhört, wie ich dich, ob ihn dein bloßer Nam' nicht schon zum Grimm erglüht — erbitt's vom Himmel! Wie mir der Landvoigt gekündigt, ist ein unzählbar Volk von Kundschaftern, Häschern aufgeboten, ein Heerhaufen wider dich ins Feld gestellt. Indes — im letzten Grund scheinst mir Christ, Mann und Deutscher zu sein — will's mit dir versuchen! :/Entläßt ihn. Kohlhase sinkt vor ihm auf das Knie./:

Kohlhase.

Hab' noch eine Bitt' auf dem Herzen ... Zu Pfingsten, da war's nicht möglich, an den Tisch des Herrn zu treten; lag grad vor Jüterbok auf der Lauer. Hochwürdiger, frommer Herr: ich möcht' die Brust durch mein Gebeicht geklärt, meine schwache Seel' gestärkt, erhoben wissen durch die Gnad' des heiligen Sakraments. Bevor ich mich jetzund wieder zur Menschheit wend', möcht' ich des Himmels Gnad' zuerst erfleh'n! Hochwürdiger Doktor ... ich bitt' Euch um die Absolutio.

Dr. Martinus.

Ja, Kohlhase, die geb' ich gern. Der Herr, nach dessen heiligem Leib dich sehnet, vergab indes sein' Feinden. Willst du, frag' ich dich jetzo, dem Junker gleichfalls vom Herzen aus vergeben?

Kohlhase :/noch kniend, mit sich kämpfend. Langt nach Dr. Martinus' Hand/:

... Hochwürdiger, gütiger Herr ...

Dr. Martinus.

Hab' nur das Ja zu hören!

Kohlhase.

Laßt mich dem Kurfürsten, den Herren Hinz und Kunz, wer immer mich in dieser Sach' gekränkt haben mag, vergeben, nur dem Junker nicht! :/Dr. Martinus stößt seine Hand zurück. Wendet sich mißvergnügt ab. Zieht eine Schelle. Kohlhase erhebt sich. Famulus Wolf kommt./:

5. Szene.

Dr. Martinus.

Leuchte!

:/Wolf ab. Kohlhase wieder scheu und ehrfurchtsvoll. Dr. Martinus setzt sich zu den Büchern in der Nische./:



Kohlhase.

So kann der Wohltat, versöhnt zu werden, nicht teilhaftig ich mich fühlen?

Dr. Martinus :/kurz, hart, ohne aufzusehen/:

Deinem Heiland, nein! Dem Landesherrn — das bleibt dem Versuche, wie ich dir versprach, anheimgestellt.

:/Wolf ist mit einer Laterne erschienen. Dr. Martinus hat sich sofort in das Studium versenkt. Kohlhase wendet sich langsam mit kummervollem Blick zur Tür. Ab mit Wolf. Man hört eine Turmuhr schlagen. Die Bühne bleibt offen, bis das schwere Tor ins Schloß fällt; indes noch die Stundenschläge klingen, fällt der Vorhang./:



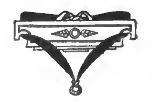
Elsa Zimmermann.

Im stillen Land.

Ich bin bei dir, und durch die Dunkelheit
Seh ich mein Herz, das sich in Flammen bricht.
So bin ich denn in deiner Ewigkeit,
So ist mein Herz nur mehr mein einzig Licht.

So ragend die Zypressen in dem Tal,
So seltsam still die Luft, so schwarz der Teich,
So drohend stehn die Felsen steil und kahl,
Und Hände winken nieder weiß und bleich.

„So kommst du?“ Ach, auf einem langen Strahl
Stieg ich hinab ins stille Totenland,
Und meine Seele tanzt nun, weiß und schmal,
Ein irres Licht am dunkeln Märchenstrand.



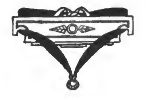
Karl Bienenstein.

Abseits.

Abseits von dem lauten Schwarme
Laß uns stille Pfade wandeln,
Wo die Luft, die sonnenwarme,
Leise geht auf Rosensandeln,

Wo die dunkeln Quellen tönen
Und im Grün die Götter stehen,
Weißt du, jene alten, schönen,
Die uns Menschen noch verstehen.

Wenn von fern dann durch das Schweigen
Traumverlorne Geigen beben,
Sollst du dich in Liebe neigen,
Und ich will mein Herz dir geben.



Alexander Engel.

Die Erfahrung.

Ein großer, stiller, blühender Garten. Ringsum alles in heiligem Frieden eingewiegt. Andacht liegt über den Bäumen, Gräsern und Blumen. Weit in der Ferne schlummert die Stadt.

Vor dem Garten ruht auf einem grauen Felsblock eine majestätische Sphinx in steinerner Unbeweglichkeit. Die Augen blicken so hart und starr, das Antlitz hat eine eigene Farbe erhalten, von den Strahlen der Sonne, von dem Hauche des Winters.

Lange schon thront hier die Sphinx, gleichgültig und unbekümmert.

Da geht ein blondes Kind vorüber. Ein Kind, in dessen schimmernden Locken die Sonne spielt, ein Kind, dessen leuchtende Stirne die hellen Gedanken des Kopfes verrät, ein Kind, dessen träumerische Augen die Zuckungen der Seele wiederspiegeln.

Nachdenklich bleibt ein Jüngling vor dem Tore stehen. Er kennt den Garten, dort hat er im Frühling sein Bestes gefunden, um es im Herbst wieder zu verlieren ... Der Jüngling sendet traurige Blicke zu der fahlen, stummen Sphinx. Und mit klagender Stimme ruft er aus: „Denk' dir nur, sie hat mich verlassen und unendliche Bangigkeit über mein Herz gebracht. Das Heimweh nach dem Lande der Seelen treibt mich zu dir, dunkle, schweigende Sphinx ... Hättest du es geglaubt, daß solche blaue, treue Augen, ein solcher blasser Mund und eine solche zitternde Stimme — die Stimme, die zu diesen Blicken, zu diesen Küssen gehört — jemals untreu werden können? So sprich doch, Sphinx, tröste mich mit einem Worte, sei nicht so ruhig und kalt, sag', warum sind die Weiber untreu?"

Doch die Sphinx blickte weiter hart und starr, sie reckte nicht die riesigen stummen Glieder.

Ein weicher, kosender Lufthauch kam vom Garten ...

In der Ferne verhallten die letzten weichen Schritte des unglücklichen Liebhabers.

Am nächsten Tage, als der Morgen graute, stand wieder der Jüngling da, er suchte das blonde Kind von gestern, in dessen schimmernden Locken die Sonne spielt ... Noch ein Blick zur Sphinx und fest entschlossen berührte seine Hand die eiserne Klinke, er befand sich wieder in dem großen, stillen, blühenden Garten, um es wieder mit dem Glücke zu versuchen, trotz der herben Enttäuschung, die es einmal seiner Seele bereitet!

Die majestätische Sphinx auf ihrem grauen Felsblock aber scheint jetzt zu lächeln über die Menschen, die so töricht sind, sich immer von neuem zu verlieben.



Max Morold.

Neujahrsspruch.

Die Welt ist herrlich jeden Tag,
Was schiert mich der Kalender;
Von meiner Hütte am Rosenhag
Flattern die bunten Bänder.

Der Himmel steht noch immer fest,
Die Erde schwankt nur leise
Und ist ein ganz famoses Nest
Trotz ihrer weiten Reise.

Da steht doch alles am rechten Platz —
Wo weiltest du anders gerne? —
Dein Vaterhaus, dein Hund, dein Schatz,
Die Gartenmauer, die Sterne.

Aus goldenen Trauben wird goldener Wein
Und feuriges Naß aus den Trebern,
Gar köstliche Früchte wachsen am Rain
Und Blumen über den Gräbern.

Im Wasserstaub, im Nebeldunst
Spürst du allmächtige Triebe.
Du hast die Arbeit, hast die Kunst
Und immer hast du die Liebe.

Und zwingt dich einmal auch der Schmerz
Und stöhnst du von der Not der Zeit,
So hast du doch dein Menschenherz
Und trägst in dir die Ewigkeit.

Ob altes oder neues Jahr —
Die Welt ist herrlich, wie sie war.



Alfred Gold.

Pfingstandacht.

Vor den Fenstern die schweren Gehänge,
Blaßrote schwellende Rosenpracht,
Drinnen im Hause die sterbenden Klänge
Einer Laute, die weint und lacht
Durch die Dämm'rung der sinkenden Nacht
Feiergesänge . . .

Von der Schönheit des Sommers, die blüht
In den üppigsten Garben,
Von der Stille des Abends, die glüht
In den blutigsten Farben,
Klingt es verloren im Abendlied:
Preiset das Fest, das vorüberzieht,
Grüßend mit heiligem Schweigen,
Spiel verstumme und Reigen.
Fühlt bloß des Sommers Schönheit und Blüh'n,
Fühlet des Abends stilles Verglüh'n . . .

Auf den niedrigen Polstern im Kreise
Sitzen Gestalten, vom Dunkel verhüllt,
Und mit der fernen, verklungenen Weise,
Die aus den Wolken der Träume quillt
Und ihre durstige Sehnsucht stillt,
Summen sie leise . . .



Rudolf Greinz.

Die Diamanten.

Skizze.

Sie beide hatten auch einmal von einer glänzenden Zukunft geträumt. Die Zukunft war allerdings herangekommen, der Glanz jedoch ausgeblieben. Ihr ganzes Leben waren sie durch ein ödes und trübes Nebelland gewandert, mit der heißen Sehnsucht nach dem goldenen Sonnenschein im Herzen.

Unermeßliche Fluten von Licht begehrten sie in ihren jungen Tagen. Dann wurde dieses Bedürfnis nach der Sonne des Glücks immer kleiner, immer bescheidener. Je älter sie wurden, desto zufriedener wären sie gewesen auch mit dem kleinsten Strahle auf ihren grauen Pfaden.

Und da sie ganz alte Leute geworden, hofften sie überhaupt auf keinen Schimmer mehr, der ihr Dasein erhellen sollte. Sie waren es gewohnt, immer in der Dämmerung dahin zu pilgern ... ohne Sonne, ohne Hoffnung, ohne Glück.

Als junger Musiker hatte Franz Eberhard seine Dorothee gefreit. Sie war ein mittelloses Mädchen und er besaß nichts als glänzende Zukunftsschlösser, Träume von Ruhm und Erfolg.

Das Glück war dem jungen Paare nie hold gewesen. Krankheit und Sorge baten sich bei ihnen zu Gaste. Ein einziges Kind starb im zarten Alter.

Das Kind war eine leise Ahnung von aufsteigendem Sonnenlicht gewesen. Aber auch dieses Glück verdüsterte der ewige Kummer um das tägliche Brot, bis endlich der Tod seine schweren Wolkenmassen über das letzte Fleckchen blauen Himmels schob.

Der junge Musiker mußte sich durch Lektionen ärmlich genug durchbringen. Was er sonst unternahm, mißglückte. Es war, als ob ein Fluch über all seinem Beginnen lasten würde. Oder war es doch nicht der Weihekuß der Muse, den er auf seiner Stirn zu fühlen glaubte?

Das große Heer der verkannten Genies hatte an Franz Eberhard bald ein neues Mitglied gewonnen. Je älter er wurde, desto spärlicher fand er Verdienst. Die Konkurrenz der jungen Kräfte war zu empfindlich.

Schließlich mußte er seine Violinstunden um wahre Bettelhonorare geben. Und das Ende — das Ende war das Bitterste.

Viele Jahre hatte er davon geträumt, als berühmter Mann, als ein Virtuose von Weltruf in seine Vaterstadt heimzukehren und den dortigen



Philistern den Beweis zu liefern, daß man ihn von jeher mit Unrecht verkannte. Nach einem unsteten Wanderleben kehrte er als alter, gebrochener Mann mit seinem Weibe, das alle Drangsale treu mit ihm geteilt hatte, zurück, um in seiner Heimat die letzte Versorgung zu finden.

Er erhielt eine kleine Stelle beim Kirchenchor, eigentlich nur eine Art Armenpfründe. Die Hände des alten Geigers waren zittrig geworden und der Chorregent hatte ihm schon mehrmals in bissiger Weise erklärt, daß er jederzeit mit Vergnügen auf seine Mitwirkung verzichte.

Das alte Ehepaar bewohnte eine armselige gemietete Stube im vierten Stockwerke einer der engen Gassen. Kamine, Feuermauern und Giebel bildeten fast die einzige Aussicht von den beiden Fenstern der Stube. Sonne und blauer Himmel schauten so spärlich herein, wie sie es von jeher in das Leben der beiden alten Leute getan hatten.

Trotzdem war es noch ein besonderer Stolz des armen Geigers, daß er sich aus seinem schmalen Verdienst den Zins für diese eigene Wohnung leisten konnte und nicht ins Armenhaus mußte. Davor bangte ihm jeden Tag.

Wenn er bei einem Hochamte oder bei einer Seelenmesse mitspielen mußte, konnte man ihn daheim stundenlang ein paar Sätze üben hören, die er früher in einigen Minuten bewältigt hätte. Die Violine in dem grünen Tuch unter dem Arme, schlich er sich dann zitternd auf den Chor der Pfarrkirche, mit einem Gefühle, als ob er ein Angeklagter sei, der vor seinem gestrengen Richter erscheinen mußte.

Nur nicht ins Armenhaus! Lieber sein letztes Besitztum verkaufen, das er noch sein eigen nannte! Es waren drei wertvollere Geigen, die er in seiner Jugend durch einen Zufall billig erstanden hatte.

Sie stellten immerhin einen Notpfennig dar, eine Summe, die ihn vielleicht vor dem Armenhause gerettet hätte. Vielleicht ... wenn er und seine Dorothee nicht mehr lange leben würden. Für das eine oder andere Jährlein hätte es am Ende gereicht.

Die Trennung von diesem Schatze bedeutete für den alten Geiger freilich den letzten Stoß, den ihm das Schicksal versetzen konnte. War es ihm doch eine Seligkeit, mit der zitternden Hand das braune Holz seiner Violinen zu liebkosen ... mit dem Bogen über ihre Saiten zu fahren und zu träumen, wie ihn diese drei Instrumente auf seinem Triumphzuge durch die Welt hätten begleiten sollen.

Der Gedanke, sie für Geld einmal aus der Hand geben zu müssen, war ihm so bitter, als wenn er leibliche Kinder in die Sklaverei verkaufen sollte.

Seine Dorothee hatte eigentlich nie hochfliegende Wünsche gehabt. Nur von etwas hatte sie immer geschwärmt und sich darnach gesehnt wie ein kleines Mädchen nach einer Puppe. Das waren diamantene Ohrgehänge.



Schon als Brautgeschenk standen diese Kleinodien auf dem Programm. Es wurde natürlich nichts daraus; denn das junge Paar hatte kaum so viel Geld, um sich die notwendigste Einrichtung auf Ratenzahlung anzuschaffen.

Deswegen wurden die Diamanten aber nicht gestrichen. Sie gingen mit durch das Leben der beiden, wie zwei in der Ferne schimmernde Sterne, die zwar unerreichbar sind, zu denen aber doch der kühnste Flug der Phantasie emporstrebt.

Wie prächtig hätten diese schimmernden Kleinodien zu dem hübschen Gesichte der jungen Musikerfrau gestanden!

Jahr um Jahr verging und Jahr um Jahr nährten sie beide die Hoffnung, daß das Glück doch endlich Einkehr halten würde und mit ihm die Diamanten der Dorothee.

Einstweilen behalf sie sich mit den billigen vergoldeten Ohrringlein ihrer Mädchenzeit, deren Gold immer mehr schwand und verblich. Als sich die ersten silbernen Haare auf ihrem Haupte zu zeigen begannen, da schimmerte auch ihr einziger Schmuck in unverkennbarem Silberglanze.

Wie oft hatten sie die Diamanten in Gedanken schon besessen. Wenn sie an einem Juwelierladen vorübergingen, dann trafen sie ihre Auswahl, wie Kinder vor einem Spielwarengeschäfte. Ja, sie konnten in einen ernstlichen und ganz erregten Meinungsaustausch geraten, ob dieser oder jener Stein den Vorzug verdiente.

Sogar in ihren alten Tagen schwelgten sie noch beide in dem erträumten Besitze der Diamanten. In der letzten Zeit hatten sie sich auf ein bestimmtes Paar Steine geeinigt, das in dem Schaufenster eines Juwelierladens ihrer Vaterstadt prangte.

Dann rechneten sie, wie teuer dieselben etwa zu stehen kämen. Es ergab sich stets eine Summe, vor der sie zurückschauderten. Aber vielleicht doch einmal ... vielleicht doch einmal ... wenn noch zuletzt ganz unvermutet über Nacht das Glück käme ... das sonnige Glück ... hoch vom Himmel her ......

Ja, hoch vom Himmel her kam das Glück über Nacht für die arme, alte Dorothee. Aber nicht in dem glänzenden weißen Kleide, wie sie es immer geträumt hatte ... jubelnd und jauchzend ... mit einem Füllhorn irdischer Güter.

Es kam still und ernst mit mächtigen schwarzen Schwingen als der Todesengel, der ihr die müden Augen schloß zum ewigen Schlaf und Frieden.

Eine kurze Krankheit hatte die alte Frau dahingerafft. In dem Fiebertraume, der ihr letzter Traum auf Erden sein sollte, sprach sie noch öfters von ihren Diamanten. Und mit einem seligen Lächeln schlummerte sie hinüber, als ob sie doch noch die ersehnten Kleinodien errungen hätte.

Mit diesem Lächeln lag sie aufgebahrt in ihrem schlichten Holzsarge mitten in der kleinen Stube. Zu beiden Seiten des Sarges brannten je



vier Wachslichter und ein Öllämpchen neben dem Weihbrunnkessel zu Füßen der Toten.

Es ging gegen Abend. Der alte Geiger war allein mit seinem Weibe, das ihn nun auch verlassen hatte.

Allein ... ganz allein war er auf der weiten Welt. Kein Herz mehr, das für ihn schlug ... Kein Mund, der für ihn ein gütiges Trostwort hatte. Allein weiter auf dem öden Pfade, wo sie ihm Gefährtin war. Allein weiter bis ans eigene Ziel.

Der alte Mann kauerte auf dem wackeligen Sofa in der Stube und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Dicke Tränen perlten ihm langsam durch die Finger.

Er dachte nach, wie freudlos das Leben seiner Dorothee gewesen. Da stand es ihm plötzlich vor der Seele, daß sie in ihrer letzten Stunde von den Diamanten sprach.

Der alte Geiger richtete sich empor. Ein jäher Entschluß schien über ihn gekommen zu sein. Gebeugt tastete er nach einer Truhe, die in einer Ecke des Gemaches stand.

Er öffnete den Deckel und kramte seine drei Violinen hervor. Dann nickte er gegen die Tote und sagte mit halblauter Stimme: „Du sollst die Diamanten haben, Dorothee. Du sollst die Diamanten haben."

Als ob er etwas versäumen würde, eilte er, so schnell ihn die Füße trugen, aus der Stube und über die vier Treppen hinunter.

Er wußte einen Händler, von dem er die drei Violinen schon einmal hatte schätzen lassen. Zu ihm ging er mit seinen Instrumenten. Das Geschäft war bald gemacht.

Ängstlich barg der alte Mann das Päckchen Banknoten, den Kaufpreis für sein letztes Besitztum, in der Brusttasche. Er hätte es nie geglaubt, daß es ihm so leicht fallen würde, sich von seinem Schatze zu trennen.

Leicht fiel es ihm, merkwürdig leicht. Es war ihm ordentlich wie eine Erlösung, daß er die Violinen in bares Geld umgesetzt hatte.

Wenn er jetzt an das Armenhaus dachte, so barg das kein bitteres Gefühl mehr für ihn. Er wollte gern ins Armenhaus. Wenn nur die Dorothee ihre Diamanten bekam.

Seine einzige Sorge, als er den Laden des Instrumentenhändlers verließ, war es, daß die Kaufsumme vielleicht nicht reichen würde, um die beiden Steine zu erstehen, die sie bei dem Juwelier bewundert hatten.

Das Geld reichte jedoch. Der Goldschmied machte freilich erstaunte Augen über seinen Kunden in der ärmlichen Kleidung, der sich den Luxus eines solchen Kaufes gestattete.

Krampfhaft umschloß der alte Mann das Etui mit den wertvollen Ohrgehängen in seiner rechten Hand und eilte nach Hause.



Es war Nacht geworden. Dichte Schneeflocken wirbelten vom Himmel hernieder und glänzten in dem Scheine der elektrischen Lampen wie die Diamanten der Dorothee.

Jetzt besaß sie die Diamanten. Gleich, gleich wollte er sie mit den kostbaren Steinen schmücken. Wenn er nur schon zu Hause wäre!

Mühsam keuchte er die vier steilen Treppen empor. Da lag die Tote im Schimmer der Kerzen.

Ihr glückliches Lächeln schien noch verklärter, schien ihn zu grüßen, als ob die Entschlafene es wüßte, was er mit nach Hause brachte.

Der alte Mann trat an den Sarg, löste behutsam die silbernen Ringlein von den Ohren der Toten und setzte an deren Stelle die schimmernden Diamanten.

Das Licht der Kerzen brach sich in den Steinen und warf funkelnde Reflexe durch die Stube.

Der alte Mann war zu Füßen des Sarges getreten und meinte mit unterdrücktem Schluchzen: „Dorothee ... die Diamanten ... die Diamanten ... die Diamanten ... Ich hab' sie dir doch noch gebracht ... die Diamanten ..."

Dann nahm er das grüne Buchsbaumzweiglein aus dem Weihbrunnkessel und sprengte das geweihte Wasser in Form des Kreuzes über die Tote. Ein paar Tropfen waren auf das stille, wachsbleiche Gesicht der alten Dorothee gefallen. Sie glänzten neben den Diamanten wie Tränen der Rührung und Freude in dem unbeweglichen Antlitz.

Weiter spielten die Kerzenflammen auf den Steinen. Ihr Glanz schien die ganze Stube zu erhellen, die einen solchen Schimmer wohl nie gesehen hatte.

Draußen fiel der Schnee dicht und dichter und breitete seine weißen Decken über die Felder und die Stadt mit ihren Dächern und Giebeln.

Drinnen in der Stube hatte sich der alte Geiger auf einen Stuhl niedergelassen, die Hände gefaltet und schaute unverwandt nach dem Lager der Toten, von dem zwei lichte Strahlen in wechselnden Farben ihm entgegenkamen.

Seine Seele war hell und sein Herz freudig.

Er trank wie ein Dürstender die ersten Strahlen Licht auf dem dunklen Pfade seines Lebens.



Arthur Pferhofer.

Die Märchenfee.

Ich hab' den Inhalt meines Lebens
Auf eine Stunde aufgebaut,
Nach der ich jahrelang vergebens
In stillem Warten ausgeschaut.

Ich wollte eine Seele finden
In einem reizumflossnen Leib
Mit gütig menschlichem Empfinden,
Mit einem Wort ein edles Weib. —

Wie in dem alten Märchensange
Die vielgepriesne Zauberfee,
Die mit der Stimme süßem Klange
Zum Tauen brachte Eis und Schnee.

Dies Weib aus längst verklungner Sage,
Des Frohsinns sonnig schöne Braut,
An einem Frühlingsnachmittage,
Da hab' ich plötzlich sie erschaut.

Sie schritt einher an meinem Arme
An einem dunkelblauen See,
Die Maienluft, die duftig warme,
Umkoste meine Märchenfee.

Sie sprach zu mir von fremden Ländern,
Von weiten Reisen kreuz und quer,
Ich sog von ihren Lippenrändern
Ein flutendes Gedankenmeer.

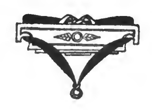
Sie sprach von tausend schönen Dingen,
Und ihre Stimme klang so weich,
Wie wenn die Nachtigallen singen
In ihrem grünen Blätterreich.

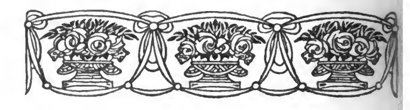
Ich blickte in zwei helle Sterne
Von einer ungeahnten Pracht,
Mir war's, als hätt' ein Engel ferne
Die Himmelstüre aufgemacht.

Ich blickte tief in ihre Seele
Und seufzte still: Mein Jugendtraum! —
Das Wort erstarb mir in der Kehle . . .
Ich sah in einen leeren Raum.

Verronnen war bereits die Stunde,
Die ich erpreßt dem strengen Glück,
Und nichts wie eine Todeswunde
Blieb als Erinnerung zurück.

Nun muß in wehmutsvollem Bangen
Ich stündlich denken an den See,
An dem ich einst einhergegangen
Mit der entschwundnen Märchenfee.





Rudolf Strauß.

Die Schwester.

Sie war vorzeitig heimgekehrt. Mit Schnee vermischter Regen hatte sie überrascht; so hatte sie sich eilig in den nächsten elektrischen Straßenwagen geflüchtet. In die Wohnung war sie eingetreten ohne anzuläuten. Sie hatte den Vorzimmerschlüssel mitgehabt und selbst geöffnet. Lautlos war sie dann über die dicken Teppiche des Speisezimmers und des Rauchzimmers geschritten und nun stand sie an der Schwelle des Salons, von dem sie nur die schweren dunklen Portieren trennten. Sie hatte plötzlich von dorther seltsam erregte, leidenschaftliche Stimmen gehört, die sich ihr in den Weg gestellt wie körperliche Hindernisse. Den Kopf energisch in die Höh' gerichtet, das rechte Ohr ganz nahe an den Stoff gedrückt, die Hände in den Muff vergraben, so stand sie jetzt da, in Boa und engem schwarzen Kleide und lauschte. Schön war sie nicht. Gewiß nicht. Aber die Blässe ihres länglichovalen Gesichtes, die dunklen Locken, die unter dem breiten schwarzen Hute sich widerspenstig um die Schläfen drängten, der scharfe Glanz ganz großer dunkler Augen, die starken schwarzen Brauen und ein sehr feiner Riß um bleiche, blutleere Lippen — das alles gab ihren regellosen Zügen etwas Besonderes.

Da drinnen sprach ihre Schwester Hermine, die berühmte Sängerin, deren Garde sie war, und Dr. Feller, ein reicher junger Arzt.

Anna Schulhof sah die Situation im Geiste klar vor sich: den kleinen hellen Salon in Gold und Weiß mit dem zierlichen, glitzernden Luster in der Deckenmitte, mit den zarten rotblonden Frauenköpfen Lenbachs um einem großen goldumrahmten Spiegel an der Mittelwand, mit dem mächtigen weißen Kamin in der rechten, der Tür gegenüberliegenden Ecke und mit den lichten, feinen, gebrechlichen Möbeln. Unter dem großen Spiegel stand eine schmale, mit gelber Seide überzogene Chaiselongue und darauf lag, wie sie's gewöhnlich tat, halb aufgerichtet und auf die rechte Hand gestützt, Hermine.

Der junge Arzt stand, dem Klange seiner Stimme nach, dicht neben ihr. Anna hatte ihn oft schon gesprochen. Ein schöner, blonder dreißigjähriger Mann mit sorgsam gepflegtem Schnurrbart, scharfen blauen Augen,



it gerader, kräftiger Nase und eckigem glattrasierten Kinne. Er sah stramm nd korrekt aus wie ein Gesandtschaftsattaché. Wenn er kam, war er zu-eist in schwarzer, peinlich genauer Besuchstoilette. Anna vernahm nun :utlich seine Worte.

„Ich halt's ja nicht mehr aus," rief er laut. „Ich trag's ja nicht ehr länger. So sagen Sie mir doch endlich, was soll ich tun, damit Sie ir glauben?"

Ein Geräusch wie von knisternder, hastig bewegter Seide zeigte der orchenden an, daß ihre Schwester jäh emporgefahren war.

„Was Sie tun sollen?" hörte sie Hermine fragen. „Nichts! Gar ichts! Ich will Ihnen einfach nicht glauben!"

„Ja aber warum denn nicht? Hassen Sie mich denn?" Es kam keine Antwort. „Oder bin ich Ihnen so vollständig gleichgültig?"

Die Schwester lachte wie gezwungen auf: „Aber ich bitte Sie! Sie erwechseln mich wohl mit Ihrer Frau."

Anna ward sich im gleichen Augenblicke bewußt, daß sie, die Garde, nverzüglich eintreten, Hermine der peinlichen Situation sofort entheben üßte. Aber sie blieb; sie rührte sich nicht; eine dunkle Macht hielt sie urück. War es Neugierde? War es ein lüsternes Interesse an der Pikanterie, ie die Szene bot? Oder wollte sie schadenfroh die Demütigung ausgenießen, ie ihrer Schwester allem Anscheine nach bevorstand? Sie war sich selbst icht klar, warum sie blieb; allein sie blieb.

Und wieder hörte sie deutliche Worte. Dr. Feller sprach kurz, sprach nit bebender Stimme, zögernd, abgebrochen, als suche er verwirrt nach lusdruck.

„Es ist wahr. Ja ... Meine Frau," stammelte er. „Verzeihen Sie, aß ich einen Augenblick daran vergessen hab' ... daß ich zu Ihnen trotzdem n diesem Tone ... Aber ich hab' nicht anders können ... Es hat mich ibermannt. Wirklich, es hat gesagt sein müssen ..."

Herminens Stimme klang da plötzlich so schrill und grell dazwischen, daß die Horcherin, zusammenzuckend, unwillkürlich einen Schritt nach rückwärts tat.

„Sie irren sich! Es hat nicht gesagt sein müssen. Sie sind einfach der Ansicht gewesen, daß man mir kommen kann wie jeder anderen. ‚Eine Theater-dame', haben Sie gedacht, ‚bah, was kann da sein! Es wird etwas kosten, viel kosten vielleicht. Also gut, meinetwegen! Die Hauptsache ist: sie gefällt mir. Geld hab' ich ja, auf Geld kommt's mir ja nicht an.' Das haben Sie



gedacht. Ich aber sage Ihnen: Ihre verzehrende Liebe, oder was Sie ∫ nennen, beleidigt mich. Jawohl, sie beleidigt mich. Und ich lass' mich nicht beleidigen! Verstehen Sie?! Ich sage Ihnen: Gehen Sie! Gehen Sie sofort oder ..."

Ein Schluchzen befiel sie, daß sie nicht weiterreden konnte.

Anna erschrak. Wenn der junge Mann jetzt der Aufforderung tatsächlich folgte, war sie entdeckt. Rasch entschlossen durchschritt sie den kleinen, eleganten Raum und erst an der gegenüberliegenden Tür machte sie in einer Stellung Halt, als wäre sie soeben eingetreten.

Aber der junge Mann folgte der Aufforderung nicht. Anna gewann nach einer Weile wieder ihren Mut und beruhigt ging sie schließlich zu dem Lauscherplatz zurück, auf dem sie vorhin gestanden. Ja, da sie an dem Klang der Worte bald erkannte, daß unvermutet Stimmungswechsel eingetreten, die Szene friedlich-still geworden war, so wagte sie sogar, die Portiere um einen Fingerbreit zurückzuschieben, um sich die Gruppe kritisch zu betrachten. Sie sah den jungen Mann, der nah bei ihrer Schwester stand, lebhaft ihre beiden Hände ergriffen hatte und flehentlich bittend ausrief:

„Um Gotteswillen, so beruhigen Sie sich doch! Ich schwör' Ihnen ja bei allem, was mir heilig ist, daß Sie sich irren. Ich lieb' Sie ja wirklich. Ich bin ja zu allem bereit, zu allem, wenn Sie nur mein sein wollen. Hören Sie? Ich bin sogar bereit, mich von meiner Frau scheiden zu lassen. Auch dazu bin ich bereit. Glauben Sie mir jetzt?"

Hermine hatte jäh den Kopf erhoben und sah dem jungen Mann mit überraschtem Blick ins Auge.

„Auch dazu sind Sie bereit?" fragte sie. „Auch dazu, trotz aller Konsequenzen?"

„Auch dazu," war die Antwort.

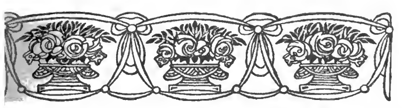
Das schlanke blonde Mädchen beugte den Kopf ein wenig zur Seite, schloß einen Moment lang, wie zum Nachdenken, die Augen, in denen glitzernd noch ein feuchter Schimmer lag, dann plötzlich, ihm wieder voll ins Gesicht schauend, sagte sie:

„Sie vergessen, daß Sie dann Bettler sind."

„Ich vergess' es nicht. Ich weiß es. Ich werde wieder arbeiten müssen wie vor meiner Ehe. Das Geld gehört ja meiner Frau."

„Und doch wollen Sie ..."

„Und doch will ich mich scheiden lassen. Ich will ja Sie heiraten. Denn ich hab' Sie ja lieb, ich hab' Sie wirklich lieb ..."



Anna sah in Herminens braunen Augen jetzt einen Stolz und eine Freude aufleuchten, und in ihr selbst erstanden bangste Zweifel. Um Himmelswillen, sagte sie sich, die Schwester wird doch nicht so kindisch sein, den Mann da im Ernste arm werden zu lassen und sich ihm zu versprechen. Das wäre ja Wahnsinn! Ihre Gage ist zwar groß. Aber was braucht sie nicht bloß für ihre Toiletten! Die Sache reicht ja kaum allein für sie. Und was würde dann aus ihr, aus Anna? Schon jetzt fühlte sie sich überflüssig Hermine gegenüber, als eine Last, die nur durch äußerlichen Schein, als sogenannte Garde, Existenzberechtigung besaß.

Wenn nun Hermine am Ende Frau ward, verflog auch dieser blasse Schein. Dann mußte sie entweder gehen, oder wenn sie blieb, so war es unvertuschbar klar, daß sie nichts war als eine Drohne. Noch mehr als jetzt würde sie sich von Hermine mißhandelt und geknechtet fühlen, noch bitterer als jetzt würde das bittere Brot der Gnade sein.

Eine starre Entschlossenheit erschien mit einemmale in ihren Zügen; sie biß sich auf die Unterlippe, ihre Brust ging heftig auf und nieder; sie war bereit zu kämpfen, dem jungen Mann von Angesicht zu Angesicht mit Mut ein Paroli zu bieten.

Aber da drangen wieder Worte an ihr Ohr, die ihrem Denken eine andere Richtung gaben.

Hermine, ihre Hände dem Griff des jungen Mannes entziehend und auf der Chaiselongue von neuem wieder Platz nehmend, sagte nämlich: „Also, das ist ja alles Unsinn! Setzen Sie sich jetzt ruhig neben mich ... Hier auf diesen Sessel ... so! Wir müssen jetzt vernünftig sein!"

„Wir? O, Sie sind ja vernünftig," war seine etwas vorwurfsvolle Antwort.

Eh' sie erwiderte, sah ihn Hermine einen Augenblick lang an.

„Vielleicht doch nicht so ganz, wie Sie meinen," entglitt es dann ihren Lippen.

Mit einem Ruck wendete der junge Mann sich ganz nahe an sie:

„Wie soll ich das verstehen?"

„Nun, ganz so, wie ich es gesagt hab'."

Und der Horchenden Unruhe erhob von neuem das Haupt. Zugleich aber stand ein alter Neid wieder in ihr auf, der heimliche Neid gegen ihre Schwester, der ein gütiger Gott Stimme, Erfolg, Schönheit und Glanz verliehen. Und nun noch gar die Liebe. Eine wilde, opferbereite Liebe, ohne Besinnen, ohne Grenzen. War das nicht fast zu viel? Und was war sie dagegen, sie, die Horchende? Ein Nichts, eine Null, immer verdunkelt vom

12*



Glorienscheine Herminens, zum Unbemerktsein verurteilt neben ihr, eine Sklavin ohne eigenes Heim, ohne eigenen Willen, ja ohne eigene Freude. War sie nicht ihrer glücklicheren Schwester auf Gnade oder Ungnade preisgegeben? War sie nicht jeder ihrer Launen wahllos dienstbar? Mußte Herminens Freude nicht auch die ihre sein? Herr Gott, sie haßte sie ja! Jawohl, sie haßte es, dieses tadellose Geschöpf, dessen Anmut, Güte und Reinheit ganz Wien zum Freunde geworben.

Im Salon nebenan war, während sie so dachte, das zärtliche Geplänkel weiter fortgeschritten. Mit Worten und mit Schwüren war Dr. Feller von neuem auf Hermine eingedrungen. Er hatte stürmisch ihre rechte Hand ergriffen und immer wieder ekstatisch mit Küssen bedeckt. Und Hermine wehrte ihm nicht. Seinem echten Bewundern gegenüber war auch der letzte Zweifel rasch in ihr erblichen. Was sie schon längst für ihn gefühlt, brach mächtig vor. Die brennenden Lippen auf ihrer Hand, das leise Kitzeln seines seidenweichen Schnurbarts, das alles jagte feine Schauer über ihre Haut. Eine zitternde Wollust hatte sie angefaßt, langend und süß, aber doch nicht stark genug, ihr Denken völlig auszuschalten. Sie fuhr ihm leicht mit der Linken durch das dichte blonde Haar und milde, fast mütterlich redete sie begütigend auf ihn ein:

„Ja, jetzt haben Sie mich überzeugt! Ja, jetzt glaube ich an Ihre Liebe! Aber was Sie da sagen, das geht ja doch nicht, das ist ja ganz unmöglich."

„Es ist nicht unmöglich! Bei Gott! Ich schwör's Ihnen: ich werd' es tun!"

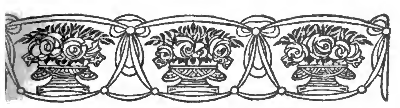
Der warme Glanz in Herminens Auge verstärkte sich noch: „Aber ich weiß ja: Sie würden es tun. Sie würden es bestimmt tun. Aber wenn Sie es getan haben, was soll denn dann sein? Sie sind das Armsein ja nicht mehr gewöhnt. Nein! Nein! Sie sind's nicht mehr gewöhnt," wehrte sie seinen Versuch zu protestieren ab. „Und wir wären arm, trotz meiner ziemlich hohen Gage. Aber wenn Sie es selbst gewöhnt wären, das Armsein, glauben Sie denn, daß ich ein solches Opfer annehmen würde? Niemals! Am allerwenigsten von Ihnen."

„Warum gerade nicht von mir?"

Hermine biß sich, zusammenzuckend, auf die Lippen. Dann, nach einer kleinen Pause, sagte sie leise:

„Aber Sie Kind, Sie, weil ich Sie auch gern hab'."

Da warf der junge Mann sich jauchzend ihr zu Füßen. „Hermine!" rief er, „Geliebte!"



Und wieder war ein Sturm im Hirn der Horchenden die ungewollte Wirkung dieses Wortes. „Geliebte?!" Herrgott! Hatte es nicht fast den Anschein, als ob Hermine planvoll ablehnte, die Frau des Armgewordenen zu werden, um die Geliebte des Reichgebliebenen zu sein? Anna verwarf den Gedanken, kaum daß er in ihr aufgetaucht. Sie kannte Hermine zu genau, als daß sie hätte glauben können, jene ließe in ihrem Tun irgend sich durch Gewinnsucht bestimmen. Nein; wenn die Schwester nun dem jungen Mann entgegenkam, so tat sie's, weil sie ihn wirklich gern hatte, weil er sie wirklich fesselte und packte. Aber änderte das irgend etwas an den Folgen? Nein und Nein! sagte sich Anna. Ob sich der Doktor Hermine etwa durch Geld gewann, ob sie aus Liebe seine Geliebte wurde, das war egal: wenn er sie überhaupt gewann ... Anna drängten sich die Vorteile dieser Möglichkeit sofort ins Bewußtsein. Hermine und sie stammten aus engen, kleinbürgerlichen Provinzverhältnissen, in denen die Unschuld noch galt. Hermine selbst war unverhohlen stolz auf ihre Reinheit. Wenn sie Geliebte dieses Menschen würde, wie würde sie sich schämen und wie würde sie, Anna, dann dastehen mit ihrer starken Tugend gegenüber der gefallenen Schwester! Sie hätte dann doch etwas voraus vor dieser, etwas Großes sogar, sie wäre plötzlich frei von allem Drucke, sie wäre jäh emporgehoben über Hermine, ihre Seele würde sie in die Gewalt bekommen, aus der demütig Abhängigen würde sie zur Gebieterin werden. Und ihre Funktion als Garde — kein Zweifel: wenn es zu spät und keine Tugend mehr zu hüten war, so würde sie erst recht einen Wert erhalten, einen reellen Wert, denn dann galt es nicht mehr die Tugend zu beschützen, die sich ja selbst beschützt, sondern den Ruf, den falschen Schein.

Indes das alles gleichzeitig und wirr durch Annas Gedanken wirbelte, hatte Hermine sich niedergebeugt zu dem Knienden und zärtlich und zart seine Stirn geküßt. Begriff sie die Gefahr, der sie sich damit ausgesetzt? Der Knieende war jählings aufgesprungen, hatte sie im Sturm an sich gezogen und ihr auf Mund und Hals und Ohren wilde Küsse gedrückt — wilde, betäubende Küsse, die immer wilder, immer kühner wurden. Hermine hatte die Küsse bedenkenlos zuerst erwidert, dann aber war sie unter der Wucht dieser Leidenschaft ganz stumm und reglos geworden, ihre großen Augen hatten sich müde geschlossen, eine süße Erschöpfung prägte sich in ihren Zügen aus und wie er sie jetzt auf die Chaiselongue setzte und sich selbst dicht neben sie, da war es Anna klar, daß Hermine alles mit sich geschehen lassen, daß sie dem schwülen Dufte dieser Stunde sicher erliegen würde, wenn sie nicht eine äußere Störung rasch aus der Betäubung löste.



Noch war es Zeit. Noch konnte sie gerettet werden. Anna brauchte nur in den Korridor zurück und auf den elektrischen Knopf der Wohnungstür zu drücken: der Klang der Glocke mußte die Schwester wecken.

Einen Moment lang schwankte Anna. Einen Moment lang. Dann überzeugte sie sich noch einmal mit einem letzten langen Blick von der Gefahr, ließ, die Stirn gekraust, den Vorhang frei und mit vorsichtigen, lautlosen Schritten, unbemerkt, wie sie gekommen, ging sie durch Rauch-, Speise- und Vorzimmer vor die Wohnungstür zurück, die sie behutsam schloß. Sekundenlang betrachtete sie hier den schwarzen Knopf der elektrischen Glocke, über dem auf weißer Tafel, einladend gleichsam, die Aufschrift stand: „Bitte zu drücken"; sekundenlang ließ sie den Daumen ihrer rechten Hand im Sinnen auf dem Taster ruhn; dann aber — man mordet ja so leicht, wenn nicht Gift, Dolch oder Revolver die Waffen sind — dann zuckte sie mürrisch die Achseln, wendete sich energisch ab und schritt an der Glocke vorbei, über den Korridor und die teppichbelegten Treppen, wieder hinaus in den trüben, nassen Wintertag, der sie mit Schnee und Regen kühl empfing. Durch zwei volle Stunden zog sie erregt durch die Straßen, ließ sie Wind und Wetter im Taumel auf sich einstürmen — und in dieser Zeit starb eine Seele.



Otto Fuchs=Talab.

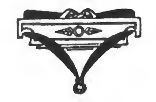
In der Frühlingsnacht.

Ging ein schlankes Fellahmädchen,
Als der Abend fiel,
Seinen Wasserkrug zu füllen,
Ging hinab zum Nil.
Kam ein Reiter angeritten,
Der die Lanze trug.
„Meine Zunge ist verdorret,
„Reich' mir deinen Krug!"
Und das schlanke Fellahmädchen
Gab zu trinken ihm,
Und der Reiter ritt von dannen,
Sprach: „Allah Kerim!"

Stand das schlanke Fellahmädchen,
Als die Sonne sank,
Müßig in die Fluten schauend
An der Uferbank.
Kam ein Jüngling her des Weges
Und er neigte sich:
„Meine Lippen sind verdorret,
„Mädchen, labe mich!"
Und das schlanke Fellahmädchen
Bot ihm Trunk vom Fluß,
Doch er lechzt nach beßrem Trunke:
Hascht sich einen Kuß.

So stand noch das Fellahmädchen
Bei der Sterne Schein,
Ließ vom Krug das Wasser laufen,
Schöpft' es wieder ein.

Kam ihr Liebster leis geschritten,
Bebend sprach sein Mund:
„Sieh, mein Herz ist ganz verdorret,
„Mach es mir gesund!"
Und das schlanke Fellahmädchen
Nahm des Krugs nicht acht . . .
Und der Nil trug ihn zum Meere
In der Frühlingsnacht.



Dora Hornau.

Frühlingshauch.

Frühlingshauch, den feuchten, warmen
Spür' ich in der weichen Luft
Und mit ausgespannten Armen
Atme ich den süßen Duft.

Rings hervor die Gräser quellen
In der Sonne warmem Blick
Und die frischen Knospen schwellen,
Jedes Blatt ein ganzes Glück.

Blütenstrauch im kühlen Grunde,
Ich betrachte dich mit Neid,
Fühlst du doch in einer Stunde
Alle Daseinsseligkeit.

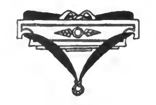
Ist das Leben denn das wahre,
Das man mir zu leben gibt?
Zwanzig Jahre, zwanzig Jahre
Nicht gelebt und nicht geliebt.

Fühl' die raschen Pulse klopfen
Voll von Maienseligkeit,
Fühl', wie jeder Blutestropfen
Laut nach Glück und Liebe schreit.

Knospen, Blätter frische Säfte,
Selig, selig man euch nennt,
Weil ihr keine andern Kräfte
Als den Trieb zum Dasein kennt,

Weil kein Wünschen und kein Mühen
Jemals wird in euch entstehen,
Als zu wachsen und zu blühen
Und im Herbste zu vergehen.

O ich wollt', ich könnt' euch gleichen,
O ich wollt', ich wär' so frei.
Doch mir bleibt, euch zu erreichen,
Nur ein heißer Sehnsuchtsschrei.



Karl Wolf.

's Gwasser und die Leut.

Im Süden des Tirolerlandes, wo sich die Weinberge, die Felder und Wiesen weit hinaufziehen in die Berge, so daß sie oft schon dicht umsäumt sind von den Tannen- und Fichtenwaldungen, da bauen die Bauern Leitungen für das Nutzwasser oft stundenweit aus Schluchten, durch Wälder, Gerölle und über tiefe Abgründe, um die Felder im zumeist trockenen Sommer bewässern zu können.

Zur Bewachung dieser Leitungen ist von den Interessenten gemeinschaftlich ein Aufseher bestellt, der die Bezeichnung „Waalhirt" führt und zumeist ein kleines einsames Häuschen, mitten auf seiner Strecke gelegen, bewohnt. Diese Leute führen ein förmliches Einsiedlerleben. Wochenlang sehen sie keinen Menschen, denn die Kirche besuchen sie nur an hohen Feiertagen; sie müssen ihre ganze Aufmerksamkeit der Wasserleitung zuwenden, denn ein Schaden ist im Entstehen leicht auszubessern, tiefer eingerissen verlangt er aber oft wochenlange, angestrengte Arbeit, ganz abgesehen davon, daß dann auch viele Höfe ohne Wasser sind. Auf gewisse Entfernungen haben die Waalhirten ein kleines Rad angebracht, das einen hölzernen Hammer in Bewegung setzt, welcher auf eine Schelle klopft und so anzeigt, daß die Leitung noch richtig funktioniert.

Einen solchen Waalhirten habe ich als guten Freund zu verzeichnen und manchen warmen Sommernachmittag flüchtete ich mich zu ihm, um, vor seinem Häuschen sitzend, mich der erfrischenden Waldeskühlung zu erfreuen und seinen Reden zu lauschen.

„In der Stadt und halt a sonst in andere Ortschaften soll's gestudierte Leut geben, die tun nix als nachdenken und simuliern. Die haben manches schon ausgekopft, wie 's ist und gwesen ist und sein wird."

„Halt so herenten auf der Welt und drenten in der andern Welt und wie 's Gold wachsen tut und halt 's Silber in die Berg drinnen."

„Und auskopfen tun sie, warum die Kreuzspinn a aufstehet's Netz macht und die Mauerspinn a hänglsacket's."

„Warum 's Murmentl (Murmeltier) in Winter schlafet wird und zwegen was 's Pulver in stärksten Fels auseinander reißt."

„Söttene Sach'n gstudierns und kopfens aus."

„Und wenn i auf die Gstudi kommen wär, so einer wär i a gworden, ja grad so ein Simuliereter."

So plauderte mein alter Freund. Seine Phantasie war eine ungemein lebhafte und am schönsten waren seine Vergleiche der Menschen mit dem



Wasser. „Wie 's Wasser, so sein die Leut. Schau so ein kleins Bergwasserl an. Wie a Silberfaderl fangt's an ganz zuhinterst in die Schroffen. Fein klug und staat rinnt's von ein Absatz zum andern und dann halt wieder eben aus." „Jetzt kummt a Wetter. 's tropft erst, nit lang, so ist 's Gwasser schon triab und aufgschwellen tut's und rauschen tut's und an Lärm macht's wie a gachzorniger Mensch."

„Ja, grad so. 's gibt Leut, staat sein's und fein und wenn aber a Wölkerl kummt im Leben, runzlen's die Stirn und wird aus'n Wölkerl a Wolken, mei, alleweil kann nit Sunnenschein sein, Kreuz Teufel, da wütens und schreiens und arbeitens, ja grad so wie a Bergbach, aber grad a so."

„Da ist a anders Gwasser. An breiten Runst hat's, daß die Leut, die 's nit kennen tun, fragen und sagen: zu was denn so einen Runst? Die 's Gwasser kennen, wissen schon warum, akkurat wissen sie 's."

„Der eine Mensch baut sein' Mühl oder sein' Brettersag an das Gwasser, der andere weicht'n aus und baut sein mitten in eine Wiese sein Haus und Hof."

„Kamod ist's, sagt die Bäuerin, das Wasser bleicht 's Tuch schon recht schön und weiß. Und kamod, sagt der Müller und der Sagschneider und der Bauer, der seine Felder wassert aus dem Bacherl."

„Auf'n Abend essen sie ihre Gerst und beten den Rosenkranz und gehn schlafen. In die Kammer, auf'n Dachboden, wie sie halt ausgeteilt sein, die Leut."

„Auf einmal rauscht das Wasser her, mit ein Schuß. Hinten am Ferner hat sich's versteckt hinter'm Eis, wo's kein Mensch vermeint. Tückisch kommt's und nimmt die Felder mit, die Häuser, die Mühlen und Brettersägen."

„Die Bruck'n bricht's ab, schleiniger als man's baut hat, und die Leut schwemmt's mit, wenn's nit schnell sein zum Fenster aus oder zur Tür."

„Und so wie den Bach, so findet man Leut a. Zutätig grüßen tun's und heimli tun's und fein sein tun's — und einem hintertückisch eines aufs Gnack geben tun's. Selb sein die tückischen Gwasser und die tückischen Leut."

„Schau amal das Bacherl an, da drinnen zwischen die zwei Förchen hupft's fürer. Platschert und watschert den ganzen Tag. 's kummt mir für, wie a jungs Diendl, a recht a munters, oder wie a lebfrischer Bua, der sich nit auskennt vor vurlauter Lustigkeit und Gaudi." — „Bist nie drinnen gwest im Wald, wo die drei zwiselten (zweistämmigen) Tannen stehn?"

„Schau amal hin und betracht das Gwasser. In Tintnsee nennen's die Leut."

„Ausschauen tut's so traurig wie a Mensch, dem man sein Liebst's gnummen hat und wenn i amal recht betrübt wär, so daß einem 's Leben nimmer gfreut und 's Sterben für die beste Sach' vorkommt, da hupfet i eini, in das Gwasser. Grad da und in kein anders."

„Heißt das, wann i so dumm sein tät, in a Wasser zu springen, zwegen einer Sach', wie's einem auf der Welt untrikommen tut."



„Unten im Tal rinnt der Talbach. Große, starke Mauern haben's baut und schöne Bruck'n, so breit, daß schon zwei woltene Wäg'n vorbei können aneinander. Und da rauscht 's Wasser durch, stat und langsam."

„So ist der stolze Großbauer, wenn er am Sonntag über'n Dorfplatz gehn tut im tüchenen Rock und auf der linken Seit, wo die große, rote Brieftasche stecken tut, einen Buckel, daß man sieht, 's ist a was drinn."

„Hast schon amal a Krottenwasser gesehn? Schmutzig ist's anzuschaun und grausig. Gelbe Blatern schwimmen drauf umer und wenn man kein Nas' haben tät, schon vom Anschauen wisset man, stinken tut 's selb Wasser."

„So schauen die Bsuff aus! Leut, die vom Vieh lernen solletn, daß man fürn Durst und nit übern Durst saufen soll. Pfui Teufl, allemal, wenn i so einen anschauen tu', mit die wasserign Augn, grad so trüb wie a Krotnlackn."

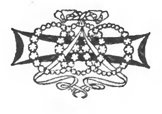
„Oft im Wald drein, wenn's die Knotten so übereinanda aufbauen tut, macht's so a kleins Taler, wo 's Gwasser zammentragt. Von eim Eck und vom andern rinnt a Bachl nieder und plappert und rauscht. Da kimmt's mir vor, als wie wenn d' Weiberleut zammenstehn auf ein Geplausch und auf's Ausgricht voller Nächstnlieb."

„Wenn i aufisteig zum Grünsee, oben hintern Rotkofel und wenn er so still daliegt und die Sonn scheint so drein und der Himmel spiegelt sich wieder in den hellen Gwasser und weit ringsum hörst nix. Kein Stimm von an Menschen, kein Gräusch und kein Lärm. A Vögerl vielleicht, das singt, so kummt's mir vor wie a großmächtige Kirch voll Leut, die in aller Andacht unserm lieben Herrgott a recht a innige Bitt vorbringen wollen."

Der Waalhirt stand auf, schritt langsam zum Brunnen, der vor seinem Häuschen plätscherte, und trank in langen Zügen.

Dann trocknete er sich den Mund mit dem Rücken der Hand, lächelte und sagte: „Und so wie der Brunnen, grad so komm i mir vor mit meim narrischen Gered. Waalhirt — zum Lachen — Plauschmirl, a übergschnappete solln's mi heißn, mit meiner Zammreimerei und dem Simuliern."

„Pfüat dih Gott, Freunderl."



Franz Himmelbauer.

Der Hagestolz.

Du ungeborner Sprosse meiner Lenden,
Mein Söhnchen, lebst im Traum mir Nacht für Nacht,
Ich halte dich beglückt in meinen Händen,
Ich darf dich wiegen leis und zärtlich sacht.

Ich seh' dich weinen, seh' dich fröhlich lachen,
Da fällt von deinem Bild der letzte Flor,
Seh' dich die ersten zagen Schrittchen machen,
Da trittst du ganz ans Sonnenlicht hervor.

Wie seltsam grüßen die verschärften Züge,
So kindlich jung, aus anderm Angesicht!
Als ob es tiefgeheimes Wissen trüge,
Blickt dieser Augen unschuldsvolles Licht.

Doch oft, wenn wir auf stillem Pfad uns finden,
Wie wird dein Blick dann bitter fremd und groß!
Ich seh' dich schmerzlich zögern und entschwinden
Und trauernd Grämen läßt mich nimmer los.



Karl von Thaler.

Ein freies Wort!

Wenn in des Hochlands wilden Berggehegen
Schneemassen drohend an den Firnen hangen
Und nach des Abendrotes letztem Prangen
Sturmwolken sich um stolze Gipfel legen,

Dann eilt der Bauer still auf seinen Stegen,
Um rasch zum Heimatherde zu gelangen,
Und jeder Feige schweigt in leisem Bangen,
Denn die Lawine kann ein Wort erregen.

Ein Wort! Ein freies Wort; dem Volk zu dienen,
Die Wolkenwand der Kutten zu durchbrechen,
Die heut' noch seinen Geisteshimmel trüben!

Ein freies Wort! Vermöchte ich's zu sprechen, —
Ich segnete den Donner der Lawinen,
Auch wenn sie mich in ihrem Sturz begrüben!





Paul Michaely.

Der Dichter und der Teufel.

Die Premiere war zu Ende, das Händeklatschen verstummt, der Theatersaal leerte sich allmählich. Der schwere eiserne Vorhang hatte sich langsam gesenkt und auf der Bühne begann das hastige Durcheinander von Kulissenschiebern, Feuerwehrleuten und geschminkten Statisten, die den jungen Dichter ohne viel Federlesens in eine Ecke des halbdunklen Bühnenganges schoben. Aber der schwarz gekleidete Jüngling merkte davon nichts und starrte mit verklärten Blicken vor sich hin. Seine Seele weilte weit fort, unter den Menschen da draußen, die er mit seinen Worten voll flammender Leidenschaft und seinen hochfliegenden, kühnen Gedanken mit fortgerissen, zu Tränen gerührt, erhoben — geläutert hatte. Nun würde seine große Idee hinauswandern in die Welt, von Mund zu Mund — von Herz zu Herzen fliegen! Nun würde es vielleicht anders und besser werden mit der kleinlichen Erbärmlichkeit und unfreien Not der menschlichen Seele, die er, erfüllt von Mitleid und Weh, so voll Begeisterung und glühender Innigkeit durchleuchtet hatte! Ja, sein Werk beherrschte heute Hunderte von reuigen, zerknirschten Gemütern — sein Geist lebte gewaltig in all diesen fremden Geistern — — Ja, er war glücklich, vollkommen glücklich!

Nun ist es eine alte Geschichte, daß der Teufel es gar nicht leiden kann, wenn ein Menschenkind so recht von Herzen glücklich ist. Und kaum sah er an jenem Abende den jungen Dichter so verträumt und beseligt in seiner Ecke stehen, als er auch schon flugs an dessen Seite war und ein Gespräch mit ihm begann.

„Ich bin der Teufel, mein lieber junger Poet, und ich beeile mich, Ihnen zu Ihrem Erfolge zu gratulieren."

Strahlend blickte jener dem Bösen ins arglistige Angesicht. Wenn sogar der Teufel ihm Glückwünsche darbrachte — welch eine Wirkung mußte von seinem Werke ausgegangen sein!

„Warum aber sind Sie so allein, mein armer junger Freund?" fuhr der Teufel fort, „heute, wo Ihr Name in aller Mund ist! Sie bringen sich ja selbst um die größte Freude. Da muß ich mich wirklich ins Mittel legen. Wenn's Ihnen recht ist, mein Bester, so kommen Sie mit mir — unsichtbar selbstverständlich! — ins Foyer hinüber, wo eben das Publikum sich in den Garderoben drängt. Mit diesem silbernen Schlüsselchen schließen wir einige Gehirnkammern auf, kriechen hinein und belauschen die Gedanken. Denken



Sie an die Fülle von dankbarer, verständnisvoller Bewunderung, die Sie auf diese Weise einheimsen werden!"

Das war entschieden ein wundervoller Vorschlag. Es mußte doch schön sein, den Sturm von Gefühlen in den Menschenherzen mit anzusehen, zu dem der Hochflug seiner eingenen, einsamen Gedanken den Anstoß gegeben.

„Wollen Sie?" fragte der Teufel lauernd.

Er nickte bloß. Sein Herz war zu voll, um zu sprechen.

„Ihren Körper lassen wir hier zurück, der wäre uns hinderlich," meinte nun der Schwarze lächelnd und im nächsten Augenblicke schon fühlte sich der Dichter ganz seltsam erdenleicht und wesenlos; seine Seele war auf einen Wink des Teufels aus dem schwarzbefrackten Leibe allein emporgeflogen. Nur eine kaum fühlbare, goldig schimmernde Last trug er mit fort — das Glück, das große, strahlende Glück — — —

Sie durchquerten im Nu die dicken Mauern des Theaters. Drüben im Foyer schob und drängte sich die Menge, vornehme Herren hüllten ihre eleganten Begleiterinnen in kostbare Umhänge, Diener suchten nach ihren Herrinnen, Pferdegetrappel erklang von draußen und ein ohrenbetäubendes Stimmengewirr brauste durch das Gewühl.

„Ach, es war wunderschön, wirklich herrlich!" rief eine kleine, hübsche junge Dame und ihre süße Stimme legte sich wie weicher Samt um das goldene Glück, das seine Seele erfüllte.

„Wir wollen lieber das Gehör ausschalten," kicherte der Teufel leise, „das stört uns im richtigen Genuß."

Er berührte sofort des Dichters Gehörnerven und gleich darauf verstummte für diesen das Stimmengebrause, so daß ihm all das Lächeln und Neigen und Beugen der Gesellschaft nun bloß wie Marionettenspiel erschien.

„Fangen wir mit der jungen Dame an!" schlug der Teufel vor und im Nu saßen sie eng aneinandergedrückt in der winzigen Gehirnkammer.

„Ob er mich wohl gesehen hat?" las der Poet erstaunt in den feinen Windungen der grauen Substanz. „Er sprach so angelegentlich mit der Dame im blauen Kleide!"

Im nächsten Moment wechselten sie schon den Raum.

„Das ist der Rezensent," wisperte der Böse ihm zu.

„Diesen Witz muß ich in die Kritik hineinbringen! Und wenn ich das Ganze ins Komische drehen sollte!"

Wie ein Blitz fuhr der Teufel mit dem sprachlosen Dichter in das Hirn der Dame, die neben dem Kritiker stand.

„Wenn ich nur wüßte, ob es ihm gefallen hat! Ich will morgen seinen Artikel lesen. Wenn er das Stück lobt, lade ich den Dichter zu meinem nächsten Jour."



Sie begrüßte ein Ehepaar und über ihr Händeschütteln hinüber flogen die beiden Unsichtbaren direkt in den Schädel des Mannes hinein.

„Ob es wahr ist, was der Minister zu meiner Frau sagte? Daß es Krieg geben wird! Soll ich nicht morgen früh gleich die ausländischen Papiere verkaufen?

Gleich darauf ging's in die Gehirnkammer der Dame.

„Die arme Frau Konsul! Wie liebenswürdig sie tut! Und sie hatte doch den ganzen Abend verdorben, weil ich in einer Loge saß und sie bloß im Parterre und weil der Minister mich im Zwischenakte besuchte. Na, meine sämtlichen Bekannten haben sich schön darüber geärgert!"

Auf einmal saßen die zwei im Hirnkasten eines Glattrasierten.

„Wieder total vergriffen, diese Bombenrolle. Wie hätte ich das gespielt! Natürlich, er bringt alle Stücke um, dieser alte Winkler. Ich hätte ganz anders gewirkt."

„Ein herrlicher Abend!" Das waren die Gehirnwindungen einer schönen Frau. „Mein Hut machte Sensation. Man sprach nur von mir, alle Operngläser waren auf mich gerichtet. Das lohnte wohl die Mühe, ein langweiliges fünfaktiges Drama in Versen über mich ergehen zu lassen."

Diese Dame lächelte eben holdselig einer anderen zu. Was die sagte, konnte der Dichter natürlich nicht hören. Aber sie hatte Tränen in den Augen und war offenbar tief gerührt.

„Zu peinlich, daß mir die Tränen so lose sitzen! Es steht mir gar nicht, wenn ich verweint bin und eine rote Nase habe. Nein, ich will nicht mehr zu solchen Elendstücken gehen. Wenn ich lachen kann, sieht man meine weißen Zähne und mein Grübchen in der linken Wange."

„Morgen gehe ich zu Ronacher," überlegte der junge Freiwillige, „es ist wirklich unausstehlich, daß ich Mama immer begleiten muß, wenn sie Logentag hat."

„Warum sie mein Stück nicht aufführen statt solch eines hochtrabenden, unbedeutenden Machwerks," rasten die Gedanken des ältlichen Dichters.

„Wenn ich ihr nachfahre, kann ich durch ihren Portier erfahren, wer sie ist, diese entzückende Frau, die den ganzen Abend mit mir kokettierte."

„Ob's mein Mann nur nicht bemerkt hat!" las der Dichter im Kopfe der jungen Frau, die am Arme des Gatten die breite, teppichbelegte Treppe hinunterstieg. Aber dieser überlegte gerade etwas ganz anderes.

„Soll ich die Mizzi zu Sacher führen oder ins Bristol, wenn ich meine Frau nach Hause gebracht? Zu Sacher, das ist nobler und kostet auch nicht mehr."

„Genug, genug!" stöhnte der Dichter, aber mit eisernen Krallen hielt ihn der Teufel fest.



„Noch zu diesem Literaturprofessor. Das muß Sie doch interessieren!"

„Ganz gewiß, es ist ein Plagiat. Schon Klopstock spricht einen ähnlichen Gedanken aus. Wenn ich nur der Einzige bleibe, der das bemerkt hat."

Hirn um Hirn durchhetzten sie so, bis niemand mehr da war als eine alte Frau, die zitternd und mit tränenden Augen in einer Ecke wartete. Aus ihrem selig strahlenden Blick leuchtete allein der feste Glaube an des Dichters große Kunst. Aber der Jüngling sah sie nicht und der Teufel zog ihn rasch an ihr vorbei. Es war die Mutter des Poeten.

Aus des Dichters Seele fiel plötzlich ganz unversehens die goldene Last — das Glück. Sie fiel aber nicht bis zur Erde herab, sondern platzte lautlos im Raume und zerstäubte schillernd nach allen Seiten. Es war ja nur eine Seifenblase gewesen!



13*

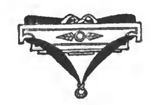
Max Fleischer.

Ich war ein Held.

Ich war ein Held zu meiner Zeit,
Doch ist das Schwert mir schwer geworden.
Heut' trage ich das Priesterkleid
Vom seligen Träumerorden.

Es leuchten Sterne, blau und rot,
In meinen Beeten und Gebeten.
Die Stille ist zu mir getreten.
Sie ist der Seele süßes Brot.

Und klopft die Sehnsucht heimlich an,
Sag' ich: ich bin ein Höhenschreiter
Und baue eine Jakobsleiter.
Der Himmel ist mir aufgetan.



Eugen Guglia.

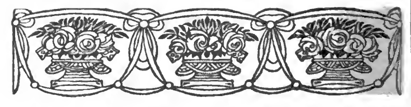
Die Verlobten.

Ein Roman. Aus dem ersten Buche.

In rauschenden roten Gewändern
Mit goldenen Sandalenbändern
Trat mein Traum von einst hervor.
Schaukal, Meine Gärten.

Gegen Abend ging er nach San Miniato. Auch da war er schon gewesen, vor drei Jahren; er erinnerte sich des wolkenverhängten schwülen Vormittags, da er schweißbedeckt die unendlichen Treppen emporgeklommen war. Heute schritt er leicht und frei zu den reinen Frühlingshöhen hinauf. Vor dem Riesenmal des David hielt er zum erstenmal inne und blickte auf die Stadt zurück. Sie lag mit ihren Türmen und Kuppeln vor ihm wie ein aufgeschlagenes Buch, in dem von großen Geschicken zu lesen steht. Wie die Bildwerke eines griechischen Sarkophags zogen sie an ihm vorbei, köstlich und fremd, die eigene Seele in beschaulicher Ruhe lassend, weil nichts darin war, das sie in ihrem Inneren berührte: wie ein leiser Windhauch, der den See an der Oberfläche zu leichten Wellen kräuselt, aber den tiefen Grund unbewegt läßt. Von seinem eigenen Geschick war nichts in dem Bilde. Lange stand er und genoß die Schönheit der Stadt und die Macht ihrer Schicksale wie ein Schauspiel, das für ihn aufgeführt wurde. Dann stieg er rasch den zwischen Gebüschen sich krümmenden Pfad zur Kirche hinauf. Ruhig leuchtete ihm das hohe Marmorgebilde entgegen, in holdem Ebenmaße, einem Reigentanze gleich, schwangen sich die Bogen von Säule zu Säule. Aber aus weitgeöffneten Pforten dräute Dunkelheit und wehte ein eisiger Hauch, ein Schauer überlief ihn und er zögerte auf den Stufen der Treppe.

Die Kirche war leer. Er wandte sich gleich zu dem Grabmal des Jakob von Portugal und seine Gedanken stiegen abwärts von der hellen Erde zu Nacht und Tod. Aber es war nichts Schreckhaftes darin. Der fürstliche Jüngling da ruhte so sanft, als könnte ein Wort, ein Schritt ihn wecken, die holden Knaben hielten das Bahrtuch leicht wie die Schleppe eines Festkleides, der Sarkophag stand im trauten Dunkel der Nische wie ein Ruhebett zu kurzem erquickenden Schlummer. Er las in seinem Reisebuch die Worte des Vespasiano über den Verstorbenen: „Er war schön von Körper, schöner noch war seine Seele und er wäre würdig, als Muster neben die Alten gestellt zu werden



wegen der Heiligkeit seines Lebens und seiner Sitte und jeglicher Tugend.“ Ein schöner Neid stieg in seiner Seele auf.

Vom Eingang her ließen sich laute Stimmen vernehmen, er vernahm deutsche Worte. Er schickte sich an, die Kirche zu verlassen. Als er der Pforte zuschritt, traten ein Herr und eine Dame ein. Er wollte mit flüchtigem Blick vorüber, da hielt ihn die Dame an, streckte ihm mit fröhlichem Willkommen die Hand entgegen.

* * *

Sie war jung und schön und hieß Maria. Georg kannte sie seit mehreren Jahren von flüchtigen Begegnungen in Gesellschaften und auf Bällen und war auch öfters ihr Tischnachbar gewesen. Nun hatte er sie aber schon ziemlich lange nicht gesehen. Dunkel erinnerte er sich, vor einem Jahre oder länger von einer Geschichte gehört zu haben, in der sie oder vielmehr ein abgewiesener Bewerber die Hauptrolle spielte. Er kannte auch diesen.

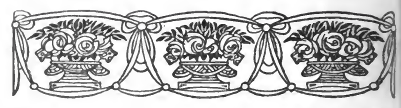
Die Begrüßung war, wie dies auf Reisen geht, herzlicher, als es ihren Beziehungen entsprach. Sie erzählte rasch, daß sie seit zwei Tagen mit ihren Eltern hier sei, diese würden gleich kommen, seien nur etwas zurückgeblieben. Dann stellte sie ihren Begleiter vor, einen Advokaten aus Agram, den sie auf der Reise getroffen hatten. Wirklich traten die Eltern alsbald hinzu. Nachdem Georg seinerseits erzählt hatte, seit wann er hier, wo er abgestiegen sei und wie lange er bleiben wolle, empfahl er sich: da er die Kirche schon gesehen hatte, werde er draußen warten. Er trat hinaus an die Brüstung vor der Kirche und sah noch einmal auf die Stadt hinab. Das Bild hatte sich inzwischen verändert. Die Schatten des Abends lagen schon über Berg und Tal, nur von den gegenüberliegenden Höhen glänzten noch einzelne weiße Gebäude, glühten Fenster in der untergehenden Sonne. Es tat ihm leid, daß seine schöne Einsamkeit nun abermals gestört werde, daß er nicht gleich Abschied von jenen genommen hatte. Bald kehrte die Gesellschaft heiter-geräuschvoll aus der Kirche zurück. Die Damen wollten nach dem Friedhofe sehen, der fremde Herr begleitete sie; der Vater gesellte sich zu Georg, sie wechselten wenige Worte, dann sahen sie schweigsam dem Weben des Abends zu, bis die anderen kamen und alle den Rückweg in die Stadt antraten. Doch schon auf halbem Wege trennte sich Georg von ihnen, sie wollten noch einen Spaziergang machen, er mußte um sieben bei der Wirtstafel sein. Er schlug kein Zusammentreffen für den folgenden Tag vor und auch sie sprachen nichts davon.

Den ganzen andern Tag war er allein. Einen Augenblick dachte er daran, ob es nicht unhöflich sei, den Wiener Bekannten gar nicht nachzu-



fragen. Sie hatten ihm ihren Gasthof genannt, aber er hatte nur mit halbem Ohre gehört und erinnerte sich nicht mehr, welcher. So gab er sie denn auf. Ein wenig leid tat es ihm doch; es fiel ihm nun manches scherzhafte, manches ernste Gespräch ein, das er mit dem Mädchen in Wien geführt, ja daß ihn andere Mädchen mit ihr geneckt hatten. Aber darüber mußte er lächeln; es war nie eine Spur von Verliebtheit in seinem Umgange mit ihr gewesen, er hatte auch nie dergleichen getan und ihr den Hof gemacht. Einmal, es mochte drei oder vier Jahre her sein, hatte er sie auf einem großen Balle gesehen; sie war in den Armen ihres Tänzers an ihm vorbeigekommen und hatte ihm auf seinen Gruß freundschaftlich-vertraulich zugenickt. Er hatte sich darüber gefreut, daß sie so hübsch war, ihr mit einer Art väterlichem Wohlwollen nachgeblickt, nicht den geringsten Neid gegen den jungen Mann empfunden, in dessen Armen sie lag; es war ihm nicht einmal eingefallen, sie nachher aufzusuchen und mit ihr zu tanzen: er wußte ja, sie hatte immer Tänzer genug. An das alles dachte er, als er am Nachmittage die einsamen Alleen der Cascini durchschlenderte: es war doch schade, daß er sich nicht um ein Wiedersehen in Florenz bemüht hatte. Aber er tröstete sich bald: die Vögel sangen so lieblich, die Blütenbäume dufteten so süß, der Fluß rauschte, seine Seele war ruhig.

Den nächsten Tag gegen Mittag ging er nach Santa Croce. Er begann die Besichtigung nach dem Reisebuch, von rechts, bei den Grabmälern der großen Florentiner, sah den Tabernakel des Donatello, die Fresken in der Kapelle des heiligen Sakraments. In der großen hellen Kirche war keine Stimmung, Arbeiter hantierten geräuschvoll, an einzelnen Stellen waren Gerüste aufgebaut, Fremde kamen und gingen. Es war Gründonnerstag, die Bilder verhüllt, die Altäre ohne Schmuck, nirgends Gottesdienst. Er trat in die Kapelle Baroncelli und die Figur eines Schlafenden in den Fresken des Gaddi ergriff ihn: er fühlte plötzlich eine große Müdigkeit und einen Überdruß des Schauens und dachte sich gar süß, so zu schlummern in einer stillen Ecke bis zur Erfüllung eines großen Geschicks. Da traten zwei Damen in die Kapelle: war das nicht Maria mit ihrer Mutter? Plötzlich war es ihm, als öffne sich in seiner Seele eine neue Quelle des Lebens, der Freude und Hoffnung. Sie sahen hinauf zu den Bildern und eine seltsame Scheu hielt ihn zurück, näher zu treten und sich zu versichern, daß sie es auch wirklich waren. Endlich wandte sich das Mädchen ihm zu, er sah ihr gerade ins Gesicht: ja, sie war es, er mußte nun grüßen und sie anreden. Er sah nun alles, worauf er das erste Mal nicht geachtet, mit einem Blick: ihr hellbraunes



Reisekleid mit der offenen Jacke, die helle Bluse, den runden weißen Strohhut mit zurückgeschlagenem blauen Schleier. Ihre Schönheit überraschte ihn wie etwas Neues. Er ging nun mit ihnen und verabredete für den Nachmittag einen Spaziergang in die Boboligärten.

Er aß dann sehr rasch, so daß es, als er fertig war, noch viel zu früh für den Spaziergang war. Er sah in seinem Reisebuch nach, was er dem inzwischen noch sehen könnte. Denn auf einmal war die Beschaulichkeit, mit der er bis dahin auf dieser Reise dem Fluge der Stunden zugesehen hatte, dahin; eine Unruhe, beinahe Ungeduld auf das Kommende erfüllte ihn. Es war die Casa Buonarotti zu sehen. Er ging dahin, wobei er nochmals, weil er den kürzesten Weg nicht gleich fand, an Santa Croce vorüberkam: er freute sich und grüßte den weiten leeren Platz und die stumme Kirche als alte Bekannte. Im Hause Michel Angelos sah er alles gewissenhaft an, mit dem Buch in der Hand, aber er empfand dabei nichts, absolvierte es wie ein Pensum, sah immer wieder nach der Uhr. Nur die Inschrift auf der Säule mit dem Adler ergriff ihn: „Der über die anderen wie ein Adler hinwegfliegt.“ Er fühlte seiner Seele Flügel wachsen zu solchem Flug — — — — — — —



Max Prels.

Lampenlied.

„Du schlägst die Karten, altes Weib,
Kannst im Verborg'nen lesen.
Sag' an, ich zahl' dir's schwer in Gold,
Wer ist mein Vater gewesen?"

„„Vielleicht ein irrender Vagant,
Der Hübscheste von allen,
Für den in lindenduftiger Nacht
Einmal deine Mutter gefallen.""

Du Weib, pack' ein den blöden Kram,
Da drüben locken die Geigen,
Zu einem roten Muschelmund
Will ich mich durstig neigen.

Bald hab' ich meine Schöne ins Heu,
Ins warme Nest getragen — — —
Vielleicht wird auch mein Kind einmal
Mit wehem Herzen fragen:

„Du schlägst die Karten, altes Weib,
Kannst im Verborg'nen lesen.
Sag' an, ich zahl' dir's schwer in Gold,
Wer ist mein Vater gewesen?"



M. Scherlag.

Des Schusters Lied.

Ich habe zerrissene Schuhe,
Und bin doch Schuster allein.
Ich sitze und näh' von der Fruhe
Bis Nacht in dem Kämmerlein.

Ich habe langatmige Schuhe
Und eine kurzatmige Brust.
Ich näh' ohne Rast und Ruhe
Ich nähe und pfeife und hust'.

Ich huste und pfeife mir Lieder,
Die ich als Kind noch gehört . . .
O, wär ich ein Kind doch wieder
Und ritt' auf dem Steckenpferd!

Wie wohl war es dorten zu reiten
Im dunstigen Hofe bei Tag,
Indessen im Keller auf Häuten
Der Vater, der Kranke, lag.

Ich ritt und sang vor der Kammer
In kindlicher Heiterkeit —
Wußt' ich, was Mitleid und Jammer?
Wußt' ich, was Krankheit und Leid?

Und werd' ich selber mal liegen
Im Keller krank auf der Erd',
Mein Söhnchen wird singend sich wiegen
Und reiten am Steckenpferd.



Rudolf Hawel.

Das Begräbnis.

Es ist Herbst. Die Luft ist so klar blau, sonniges, traumhaftes Licht liegt auf der Erde, um die Stoppeln der Felder spinnen sich schon die weißen Sommerfäden. An der Friedhofsmauer gräbt der Totengräber ein Grab. Aber nicht im Friedhofe drinnen, sondern heraußen, ort unter dem alten Hollunderstrauch.

Der alte Mathies muß sich recht plagen. Der Boden ist so fest und art — ganz anders als drinnen im Friedhofe. Er legt die Spitzhaue zur Seite, um einmal Atem zu schöpfen und sich den Schweiß von der Stirne nit dem Ärmel abzuwischen. Und die Pfeife zündet er sich auch an; dann puckt er in die Hände und faßt wieder die Haue. „Teufelszeug," brummt r, „wann si no amal aner aufhängt, häng i mi a auf, lauter Stana —" und mit aller Gewalt fährt die Haue nieder. Da aber ist ein großer Feldstein, wenigstens zehnmal haut der Alte hin, ehe der Stein locker wird, mit den Händen hebt er ihn heraus und wirft ihn hinüber zum Hollerstrauch.

„Schlechter Boden," meint der Herr Pfarrer, der grad den Weg daherkommt. „Muaßt di recht plagen, Mathies, gelt — drin grabt sa si do leichter?"

„Dös man i a — is nit zum firtiwern," entgegnete Mathies. „Wann wird er denn eingrabn?"

„Na, morgn in da fruah, um halber sechsi."

„So zeitli — na, na" — und der Mathies schüttelt den Kopf. „Wer tragt'n denn?"

„Na, wer denn — du — wer soll's denn toan? Und da Grabnhofer, dem alten Schnapsbruader, wird's nit schadn."

Auf diese Worte legt Mathies die Haue weg. „Herr Pfarrer — i bin Totengraber — und wann i an trag, is mei freier Will'n — verpflicht bin i net dazua — den hilf i net trag'n!"

„Na, na, Mathies — nur net glei aufbegehr'n — i versteh di schon — es is a vertrackte Sach — aber hertrag'n muaß er werd'n — i wollt, er war schon drin — daß i nix mehr wisset davon. Kummst halt nach der Meß auf an Sprung in Pfarrhof — auf a Glasl Wein — na, und die Plag wird nit so groß sein."

„Na ja — G'wicht hat er kan's, er is die letzt'n Täg schon recht zsamganga —"

„Gut'n Abend, Herr Pfarrer!" Der Herr Bürgermeister sagt's. Er ist auch herkommen, nachzuschau'n weg'm Grab. Die ganze G'schicht ist ihm



recht z'wider — er hat so viele Scherereien deswegen. „Und a Kreuz der ihm a nit gsetzt werdn."

„Na, na, es is frei besser, ma tuat's nit," erwidert kopfschüttelnd der Pfarrer.

„Aber sie hat a Totenbrettln machn lassn —"

„Dö kann's aufstell'n wo s' will, nur bei kan Bildstöckl — was sa si schon einbildt! Zu die andern derf's nit kommen — daß's ma kaner bei der Buachn am Kreuzweg hinstellt!" sagt der Herr Pfarrer.

Beide bleiben noch eine Weile stehen und sehen dem Mathies zu. Im Weitergehen sagt der Herr Pfarrer: „Was nur dem Kreitlinger eing'falln is, daß er dös tan hat —!"

„Mein Gott," erwidert der Bürgermeister, „krank war er, a Hilf' war net für eahm, daham geht's gar nimmer z'sam — alle Tag und alle Tag der Doktor — das kost leicht nix — und die Kreszenz hat allweil bei eahm sein müaffn — dö hat frei gar nix mehr tuan kinna — a End war nit ab-gsegn — wann er no a Weil so forttan hätt', war die ganze Keusch'n drauf-ganga — na, und da, — da hat er halt a End g'macht. — Er war a recht a natraler Mensch." —

„Bürgermeister," — sagt verweisend der Herr Pfarrer — „Christ war er kaner, sonst hätt er dös nit tan —!"

Die beiden disputierten noch am Wege, der Herr Pfarrer ist fast böse geworden. „I wer schon nachschau'n, morg'n, mitgeh'n dårf aus'n Dorf kan Mensch — na — das war a Sünd — er hat bei'n Sterb'n kan g'fragt — braucht er a neamt beim Begräbnis a net — übrigens — die Kirche schreibt das vor — und damit basta —!"

Wie der Herr Bürgermeister von der Kirche hört, ist er still. Über die Kirche hat er kein Recht — er begleitet den Pfarrer noch zur Tür des Pfarrhofes.

„Übrigens — morgen is all's vorbei," tröstet der Herr Pfarrer. „I muaß da streng sein — das geht nit anders!"

Die Jungfer Köchin schaut beim Fenster herunter und ruft dem Herrn Pfarrer zu: „Die Kreitlingerin war schon dreimal da — sie wart' in da Kuchl hiazt am Herrn Pfarrer!"

„Na, das is ma schön zwider," raisoniert der Hochwürdige. „Sie glaubt's nit, sie will's nit glaub'n — daß er nit im Friedhof begrab'n wird — i kann ihr net helfen — na, dös war 's Wahre!" Und er verabschiedet sich beim Bürgermeister.

Der Herr Bürgermeister geht sinnend durch den Friedhof. Über die Mauer herüber tönen die Schläge von der Spitzhaue des Mathies. „Der liegt draußen, dö herin, ob's eahna z'letzt do net als ans is, wann ans amal



›t is! Jessas, dö Sünd!" bekreuzt er sich plötzlich — „Na, wia ma nur so
enken kann!"

Der Herr Pfarrer ist indessen in den Pfarrhof eingetreten. In dem
albdunklen Gange, dort, wo das große Holzkreuz an der Wand hängt, steht
ie Kreitlingerin.

„Um's Bluat Christi will'n — Herr Pfarrer — tan's mir und den
Kindern nur dös net an — i bitt — lassn's 'n nur im Friedhof eingrab'n
— dö Schand —" und das arme Weib kniet bitterlich weinend vor dem
)farrer nieder.

Dem wird selber weich ums Herz — aber weil just die Leni bei der
küchentür neugierig herausschaut, muß er den strengen Herrn Pfarrer zeigen.

„Kreitlingerin, euer Mann is a Selbstmörder — für solche Leut is da
›raußt kan Platz. Übrigens, lassn's mi aus, i hab kan Zeit."

„Herr Pfarrer, wia an d' Leut anschau'n hiazt, und die Kinder — dös
is do Straf schon gnua — er war a guater Mensch — Herr Pfarrer, er
nuaß net beinand gwes'n sein —."

„I hab kan Zeit — a guata Mensch — daß i net lach — in d' Kirch'n
is er eh nur gangen, wann's schon amal hat sein müass'n. Übrigens gehn's,
— i hab ka Zeit, gebn's Ihna ka Müah."

Der Herr Pfarrer geht über die Holzstiege hinauf in seine Wohnung.
Wie hell es in dem Zimmer ist — die Weinblätter am Fensterrande dort sind
so goldiggrün — der Herr Pfarrer tritt zum Fenster und schaut in den Friedhof hinab. Auf der Betbank vor dem hohen Missionskreuze kniet die Kreitlingerin und betet und weint — durch die Herbststille klingt ihr wildes Schluchzen
herauf. Der Christus am Kreuze schaut fast wehmütig auf die Weinende
herab. Der Herr Pfarrer schüttelt den Kopf. In der Kirche ist ein großes
Bild — beim Kreuze kniet die Mutter Gottes in Schmerz versunken, den
toten Sohn beweinend. Und den haben die Juden gar hinrichten lassen.
Da lacht der Herr Pfarrer über sich selbst — a so a Vergleich — die Kreitlingerin!

Er tritt vom Fenster zurück, die Köchin bringt die Jause herein und
will zu erzählen anfangen. Aber der Pfarrer winkt ab — er will nichts
mehr hören! Als er allein ist, denkt er über die ganze Geschichte nach. Der
Kreitlinger ist ein stiller Mensch gewesen, ganz ein eigener Mensch. Vielleicht
g'scheidter, als alle die andern. Und doch hat er das tan. — Am Fenster
liegt der helle Sonnenschein; so ein Herbsttag ist etwas Wunderbares — die
braunen Felder draußen — die Wiesen — und da drüben der Wald — es
ist so schön — so wunderschön. Und doch hat sich der Kreitlinger aufg'hängt!
Wer weiß, was er gelitten hat — was er alles zusammengedacht hat — bis
er so weit kommen ist! Das sind dumme Gedanken — aber grad die bringt



man nicht los. — Und der eigentliche wahre Trost, das Vertrauen hat ihr doch g'fehlt — und darum — anders kann's nicht sein.

Auch wie der Herr Pfarrer im Bette liegt, lassen ihn die Gedanken nicht frei. Er sieht ihn immer vor sich — und dann sie, die Kreitlingerin — wie's im Gang auf den Knien vor ihm gelegen ist. — Ob das nicht zu hart ist, daß er dort begraben wird? —

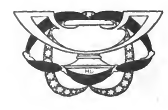
Als es vom Kirchturme halb fünf schlägt, steht der Herr Pfarrer auf. Er muß doch schauen, ob nicht eins seiner Schäflein hinter dem Sarge nachtrottet. Es ist schon hell — der Himmel so blau und die Wölklein so weiß — der Herr Pfarrer stellt sich unter der Buche auf. Von da sieht er über den Weg, auf dem sie kommen müssen. Und wenn sie vorbeikommen, braucht er nur hinter den Stamm der Buche zu treten — da kann ihn keins sehen.

Und nun kommen sie auch schon — voran der Sarg, den der alte Mathies und der Grubenhofer tragen, und hinter dem Sarge die Kinder, die Kreitlingerin und ein fremder Mann — es wird wohl der Kreitlingerin ihr Bruder sein. Recht armselig — zum Erbarmen ist's, wie sie daherzieh'n, im prangenden Morgen — eine Lerche fliegt auf, sie jubelt und singt — will die dem Toten ein Grablied singen, weil's die Menschen nicht tun?

Dem Herrn Pfarrer wird so eigen ums Herz. War's leicht doch nicht recht? Aber was ist das? Nein — nein — die Glocke hängt ruhig am Turme — und doch ein Klingen und Summen in der Luft, so klar und hell. Der Herr Pfarrer steht hinter dem Baume und nun geht der Zug vorbei. Aber Gott — was ist das? Vor dem Zuge schreitet eine hohe Gestalt in weißem, glänzendem Kleide — am Haupte die Dornenkrone und die zum Gebet gefalteten Hände zeigen die Nägelmale. Und die lichten Engel ziehen selber mit dem Zuge und ein Klingen und Singen zieht über das Feld, so groß — so feierlich. —

Als die Leute dann hinkamen, das Grab zu sehen, da lag der Pfarrherr ohnmächtig am Hügel, den Rosenkranz um die Finger geschlungen, ein kleines hölzernes Kreuz in der Hand.

Eigentlich ist's doch ein guter Mann — der Herr Pfarrer.



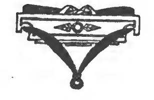
;iegmund Wimmer.

ulinacht.

Komm, Mädel, wir wollen spielen
Im Garten beim Mondenschein:
Schon hüpfen auf Kasten und Dielen,
Verlockend zu purpurnen Zielen,
Glutperlen des Abends herein.

Komm, Mädel, es brennen die Sterne
Und Sehnsucht schwült im Raum;
Leuchtkäfer bringen von ferne
Mit goldener Zauberlaterne
Den seligsten Sommernachtstraum . . .

Komm, Mädel, es gibt kein Entrinnen,
Wenn die Jugend lockt und lacht —
Man soll nicht träumen und sinnen,
Wenn uns zu glühendem Minnen
Entführt eine Julinacht!





Paul von Schönthan.

Die Stunde des Glücks.

Am Tisch neben uns saß eine junge Dame — wie Damen sitzen, auf der vordersten Kante des Sessels, wippend, und hinter ihrem Rücken lehnte ein schlank zusammengerollter Regenschirm, dessen Stab mit einem originellen Knopf abschloß: ein Champagnerpfropfen, der mit Golddraht kunstvoll befestigt war, ein veritabler Champagnerpfropfen! Ich machte meinen Tischgenossen auf die Entdeckung aufmerksam. „Ein hübscher Einfall," fügte ich hinzu, „es wäre interessant, die tiefere Bedeutung zu kennen, man hält nicht jeden Champagnerpfropfen so in Ehren, hm? Der kleine Kerl hat offenbar seine Geschichte ..."

Der Freund machte ein pfiffiges Gesicht und summte die ersten Takte des Souper-Walzerliedes aus dem „Opernball" vor sich hin. Dann richteten wir beide eine Zeitlang schweigend unsere Blicke auf den Damenschirm mit der Reliquie und jeder von uns dichtete dazu im stillen eine Geschichte.

Um dieser sehr überflüssigen Beschäftigung ein Ende zu machen, seufzte ich, obwohl der Freund sichtlich noch immer in den Gefilden seiner Phantasie umherschweifte und keinen Laut von sich gab: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, Sekt ist doch was Famoses, schade, daß man ihn uns so selten gibt."

„O ja," riß er sich aus seinen Gedanken, „eine Flasche französischen Sekt, gehörig frappiert ..."

„Ich bin schon immer selber frappiert, wenn ich einen kriege — —"

Der andere schwieg und sah nachdenklich vor sich hin.

Ich erwartete nicht, daß dem elenden Witz ein Heiterkeitsausbruch folgen werde, aber so ernsthaft brauchte der Undankbare denn doch nicht zu werden. Nach einer längeren Pause begann er, gleichsam als ob er sich selber was erzählte: „Sekt ist nicht für alle! Ich habe auch einmal — jahrelang eine Flasche Pommery im Keller gehabt, ‚im Keller', das heißt in einem der Koffer, mit denen ich von einer möblierten Stube in die andere zog; einmal war der ‚Keller' eine Schreibtischlade, dann der Kleiderschrank, wo sich eben gerade Platz ergab, die Kostbarkeit sicher zu verwahren; eine Zeitlang stand die Flasche draußen im Vorzimmer meiner Wirtin, hinter einem Kattunvorhang, wo Schuhe und alte Kleider verborgen waren. Ich bin herumgewandert mit meiner Flasche — dem Preise einer gewonnenen Wette, und habe mich überall gut eingeführt damit. Ein Zimmerherr, der gleich mit so einer lustigen,



prahlerischen Champagner-Bouteille ankommt, das ist keiner aus dem Dutzend. Sie werden mich fragen — oder auch nicht — warum ich die Flasche nicht lieber ausgetrunken habe? Sehen Sie, das ist so: Ich wußte immer und weiß es heute noch, daß zwischen mir und dem Sekt niemals eine engere Beziehung herzustellen sein wird, und da wollte ich ganz weise sein, indem ich mir sagte: Der wird aufgespart für einen hohen Feiertag des Lebens, für die Stunde des Glücks, die ja doch nach der Versicherung einiger sonst zuverlässiger Dichter für jeden einmal erscheint. Dann wollen wir diese Stunde auch noch mit dem perlenden, süßen Wein besonders feierlich begehen. Philosophische Sparsamkeit! Törichte Weisheit. Ein paarmal war ich schon anmaßend genug, die Flasche aus ihrem Verstecke hervorholen zu wollen, aber als ich ihren Hals mit der Silberhaube und ihren üppigen Leib mit der weißen Schürze enthüllte, stiegen doch wieder Zweifel in meiner Seele auf: Halte, mein Sohn, gedulde dich, es ist noch nicht so weit, wir sind erst auf dem Wege . . . ermahnte ich mich. Einmal kam ich ernsthaft in die Versuchung, dem Schatz den Garaus zu machen, als ein Theater mein Stück ‚Toleranz' zur Aufführung annahm; das wäre die rechte Gelegenheit gewesen, sich was zu gönnen. Bedenken Sie, innerhalb acht Tagen angenommen, ein Erstlingswerk, übrigens ein sehr gedankenreiches Stück — so in der Grillparzerschen Art; aber ich sagte mir wieder: Warte erst auf den großen Erfolg der ersten Aufführung, dann setz' dich mit der Genossin deiner hoffenden Geduld in eine stille Ecke und so weiter. Aber es kam anders: die Premiere hat mich gründlich darüber aufgeklärt, daß ich, wie so viele, auch nur ein dramatischer Dichter in der Einbildung bin, einer, der immer den Mund spitzt und nicht pfeifen kann; das Publikum ging auseinander wie nach einem Leichenbegängnis. Ich sage Ihnen, ein richtiger Durchfall! Keine Rede von Sekt, nur Sodawasser in der schamhaftesten Zurückgezogenheit eines einsamen Nachtcafés. Ich ließ mich von meinem Ehrgeiz nicht länger foppen und hing die Leier an den Nagel.

Ein gönnerhafter Verwandter belohnte diesen — im allgemeinen und fast immer gutzuheißenden — Entschluß damit, daß er sich für mich verwendete und mir, da ich inzwischen von den Ersparnissen meiner Freunde leben mußte, zu einer sicheren Anstellung verhalf. Ich fühlte mich gerettet, wirtschaftlich wenigstens. Das war angesichts meiner allgemeinen Talentlosigkeit ein Haupttreffer. Am Abend jenes Tages sollten ich und mein Fläschchen vereint werden. Vorher lief ich mit der Nachricht von meiner Anstellung zu Hella, der süßen, rotgoldigen, engelhaften Unvergleichlichen, Angebeteten! Aber die Wirkung meiner freudigen Eröffnung war eine fast niederschmetternde; mit der entschiedenen Schwankung ins Lager der Philister, mit meinem Abfall von der Poesie hatte ich in dem poetischen Gemüt des Dichterliebchens Unheil angerichtet, sie war plötzlich ernüchtert, abgekühlt und zog ihre Hand von dem



kleinen Konzeptspraktikanten; ich schlich davon, ein- für allemal aus meinem Paradies vertrieben; sie wollte nichts mehr von mir wissen.

Nun, ich mag nicht alle Erlebnisse auskramen, die mir in den folgenden Jahren manchmal die Versuchung nahelegten, den Augenblick des Glücks in der längst vorbereiteten Weise zu feiern, aber eben nur die Versuchung. Ich wurde in die Provinz versetzt — die Flasche Pommery machte die Reise mit. In dem Städtchen fand sich ein Wesen, das einen Mann liebhaben konnte, auch wenn er sich nicht berufsmäßig der Wahrscheinlichkeit aussetzt, im Theater ausgepfiffen zu werden oder überflüssige Gedichte in die Welt setzen zu müssen glaubt. Unsere Verhältnisse stimmten ungefähr überein, wir hatten beide nichts. In Erkenntnis dieses Umstandes verlobten wir uns heimlich. Als ich an dem Abende, da dies geschah, in meine stille Junggesellenbude zurückkehrte, liebäugelte ich mit meiner alten Freundin, mit der Sektflasche. Aber die eitlen Gedanken wurden gleich wieder niedergeschlagen durch die edelmütige Erwägung: ‚Was für eine Feier wäre denn das, wenn du dich ohne Lili, ohne die Hauptbeteiligte hinter deine Flasche setztest? Nein, Geduld, bis sie an diesem Fest teilnehmen kann!'

Die heimliche Verlobung dauerte mehrere Jahre, da meine Verhältnisse sich nicht bessern wollten; Sie müssen wissen, in solchen Ämtern herrscht der Brauch, daß die Verwendbareren vorrücken, während die anderen sitzen bleiben. Ich aber war ganz ausgefüllt von meiner Liebe für Lili. Alles übrige betrieb ich maschinenmäßig ohne Ambition. So vergingen fünf Jahre. Meine Braut war inzwischen an die Grenze der Dreißig gekommen. Wir liebten uns wie am ersten Tage, aber manchmal las ich doch in den frommen, milden Zügen dieses Engels die Frage: Was wird's werden, wie lange noch? — Und allmählich entstanden kleine Fältchen auf dem Gesichtchen, das einst so glatt war wie das einer Porzellanpuppe.... Wir heirateten! Ganz im stillen, eine kleine Hochzeit — zu klein fast. Als die paar Geladenen uns verließen, saßen wir beieinander wie zwei verschüchterte Kinder, die etwas angestellt haben. Wir fanden den rechten Ton nicht, es war jetzt alles so anders und doch fast nicht anders wie seit fünf Jahren; wir begannen neidisch zu werden auf die Vergangenheit, wir wünschten uns insgeheim den Glanz und Schimmer unserer ersten Liebesblüte zurück, wir verbargen voreinander dieselben nagenden Gedanken, dieselbe Bitterkeit darüber, daß uns das Schicksal nicht zusammengegeben hatte in den Tagen der sonnigen Illusionen, des stürmenden Lebensmutes, in der Maienzeit des Daseins. In dieser Stimmung wäre der Sekt nicht am Platze gewesen, er hätte das Bestreben, die Laune künstlich zu heben, ganz deutlich verraten; daß ich die Flasche nicht opferte, als die Freunde da waren, ist begreiflich. Eine Flasche Sekt für fünf Menschen!

Die Stunde des Glücks ließ auf sich warten wie ein hoher Gast. Meinem guten Pommery sollte sein Stündlein nun einmal nicht schlagen.



Er lag unten im Keller, im feuchten Sande halb begraben noch zwei Jahre lang. . . ."

Da der Erzähler geneigt schien, damit zu schließen, fragte ich nach einer Pause: „Nun aber endlich ist die bewußte Stunde doch erschienen, ist die Flasche doch leer geworden?"

„Ja," antwortete er noch ernsthafter werdend. „Es kam ein Kind; Lili wurde krank, schwer krank. Das arme, schwache Geschöpf, sie war zu zart zur Mutter. Ihre Kräfte verfielen von Tag zu Tag und einmal in der Nacht sagte der Doktor, als er ihren Puls losließ und ihre abgemagerte Hand sanft auf die Bettdecke legte: ‚Wir wollen ihr was Belebendes einflößen, alten Wein, womöglich Champagner!'

Ich war schon zur Tür draußen und stürzte in den Keller, wo die Flasche der Auferstehung wartete. Lustig knallend flog der Pfropfen durch die stille Krankenstube, der schäumende edle Wein tropfte, an ihren Lippen vorbei, auf das Bettuch — kaum ein Gläschen davon hat sie getrunken. Das also war die langerwartete Stunde! Gegen Morgen war alles vorüber.

Und so bin ich überzeugt worden, daß zwischen mir und dem Sekt keine freundlichen engeren Beziehungen bestehen können. Wir passen nicht zu einander!"



14*

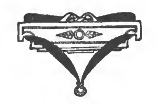
Paul Leppin.

Spätes Gleichnis.

Es ging mir so wie in der Nacht den Lichtern,
Die einsam brennen, weil sie all der Glanz gereut,
Ich hab' mit Dirnen und mit Dichtern
Mein junges Leben in den Wind gestreut.

Und leer und dunkel sind jetzt alle Straßen,
Und keine Sehnsucht wohnt darin,
Ach, meine fremden Augen, die vergaßen,
Daß ich noch immer wundergläubig bin.

Es ist ein Glaube ohne Glut und Ziele,
Ein Herz, verschüttet und verfehmt,
Und eine Liebe, die sich viele, viele
Angstvolle Stunden um ein Märchen grämt.



Felix Salten.

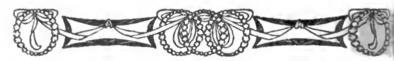
Feiertag.

1.

Er kommt aus den engen Straßen der inneren Stadt heraus und geht über den weiten Platz, an der Kirche vorbei. Schön und feierlich steht sie da und hebt ihre beiden Türme wie zwei Schwurfinger zum Himmel. Der Himmel aber schimmert im Glanze der Abendsonne; r ist hellblau und die vielen Wolken fangen an ihren Rändern die Sonnenrahlen auf und funkeln wie feuerrotes Gold. Rings um die Kirche sind ahllose Menschen versammelt. Sie strömen von überall herzu, sitzen in den ramwaywagen, halten dicht gedrängt die Omnibusse besetzt, wimmeln auf em Trottoir, auf dem Fahrwege der Kirche zu und umgeben sie dort, zu iner dunklen Masse vereinigt, wie eine niedere Hecke.

Er geht über den weiten Platz, vorbei an dieser lebendigen Umfriedung ınd hört das Geläute, das von den Türmen herabkommt. Die milde Luft ſt ganz erfüllt vom Schalle der Glocken. Die Häuser mit den blendenden Sonnenreflexen in allen Fenstern, die Wolken am Himmel oben, und drunten ie Menschen verharren ruhig, wie in gemeinsamer Aufmerksamkeit. Über en Köpfen der Menge sieht er rote und blaue und weiße Fahnen, die sich orwärts bewegen. Langsam wandeln sie dort durch die Masse mit goldlitzenden Kreuzen, mit goldenen Stickereien auf schwerer roter und blauer ınd weißer Seide. Quasten an prächtigen Schnüren baumeln von ihnen herab, unte Bilder füllen mit vielen Farben ihren Grund, sie schwanken und senken ınd erheben sich wieder, manchmal steigt eine mit einem Ruck hoch aus den ınderen empor und läßt die schweren Falten sich bauschen. Paukenwirbel onnern ganz leise und der dünne Blechklang von Posaunenstößen dringt herüber, im ungeheuren Geläute machtlos verblasen. Alles scheint in Stillstand versunken, die Wolken am Himmel mit den glühenden Rändern, die Menschen dort, nur der Glockenklang ist in Bewegung und die Fahnen, die ihren Zug um die Kirche herum vollenden.

Er geht vorbei, die Straße entlang, die nach Hause führt, blickt noch einmal zur Prozession hinüber und nimmt die Glockentöne mit, die ihm folgen. Er atmet die sanfte Luft ein, deren Wärme beschwichtigt, deren Duft das Blut erregt, und er hat das Gefühl, inmitten großer Vorbereitungen dahinzuschreiten. Ein sachtes Erwarten regt sich in ihm, geht neben seiner Vernunft einher, läßt sich nicht abweisen und gibt ihm Wachsamkeit nach innen und außen.



Dann kommt er mit langsamen Schritten bis zu der Gasse, in der er wohnt. An der Ecke ist ein Wirtshaus für geringe Leute. Vier kleine Fenster, mit weißen Buchstaben bemalt, eine niedere Glastür über einigen Stufen, rote Vorhänge und weiße Buchstaben: „Wein — Bier." An der untersten Stufe steht der Kellner. Die eine Hand klimpert rückwärts im ledernen Geldsacke mit kleiner Münze, die andere hält eine Zigarette. Der Kellner hat ein bleiches Gesicht, so fahl wie seine Serviette, er ist dumm frisiert und wie er den Kopf neigt, um zum Himmel hinauf zu blicken, sieht man den Abteil, der ihm wie ein weißes Schnürchen quer über den Kopf bis tief ins Genick läuft.

An ihm vorbei geht er und schaut, ohne zu wissen warum, auch zum Himmel empor, wo es grau zu dämmern beginnt. Dann hört er hinter sich, wie die Tür zum Gasthause zugeschlagen wird. Dann hört er Doppelschritte rasch ihm nachkommen. Er dreht sich um und läßt die beiden vor. Es ist Marie, die im selben Hause wohnt wie er, und ihr kleiner Bruder. Sie hält einen Krug Bier und der Bub Speisen in zwei Tellern, die übereinandergestürzt sind. Sie ist schlank und fein. Er sieht, wie ihre siebzehnjährigen Formen unter der hellblauen Satinblouse sich regen. Ihre blonden Haare trägt sie wie eine Krone und da sie an ihm vorbeigeht, senkt sie die Augen tief zu Boden. Er betrachtet ihre weiße knappe Stirn, ihren innigen Mund. Der kleine Bruder hat ein fröhliches Gesicht und blonde Haare, die munter emporstehen. Er ist barhaupt und trägt die Eßschüssel in vorgestreckten Händen, wie Pagen ein Kissen tragen. Eben sagt er: „Nein, ich geh' mit'n Vater, er hat's g'sagt." Und Marie antwortet: „Von mir aus." Wie er ihnen dann folgt, ist er voll Aufmerksamkeit für ihren Gang. So viel Leichtigkeit in ihren Schritten und so viel musikalische Anmut in den Bewegungen ihres Rückens, ihrer zarten Hüften, und oben, wie der Kopf sich leise wiegt; alles zusammen ein gleichmäßiger Rhythmus: Mizzi—Mizzi. Ihr weicher Name schmiegt sich im Takte dazu. Der kleine Bruder sieht sich einmal um mit einem raschen, unmerklichen Lächeln, dann schaut er von unten herauf die Schwester an.

Auf der anderen Seite der Straße, seinem Hause gegenüber, ist der Laden des Kohlenhändlers. Ein niederes Türchen führt in das schwarze Kellergewölbe. Draußen auf der Straße steht ein Handwagerl. Dort hinauf ist der müde Hund gesprungen, der es ziehen muß, und liegt in sich verkauert da. Die Frau des Kohlenhändlers hält ein kleines Kind am Arme, das mit beiden Händchen zum Hunde herabstrebt. Die Frau merkt es nicht. Sie steht auf dem Fahrtwege und plaudert mit einem Weibe. Der Kohlenhändler lehnt mit seiner blauen Schürze in der Tür. Sein Gesicht ist voll Ruß, sein dunkler Bart zerzaust. Sein rechtes Auge ist erloschen, das linke klein und verkniffen. Zu seinen Füßen, abgekehrt von der Straße, auf den Stufen sitzt



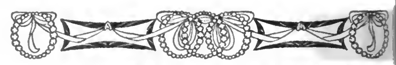
eine Tochter und strickt. Man sieht nur das kurze dünne Zöpfchen mit dem roten Bande.

Er erwidert den Gruß des Kohlenhändlers und hört dann, wie vor ihm Marie „Gu'n Abend!" sagt. Sie sagt es zu einem hübschen jungen Herrn, der in der Mitte der Straße steht und zum ersten Stock hinaufredet. Aus dem Fenster schaut eine junge hübsche Frau herunter. Sie ist schwarz und üppig, sie hat dunkle lachende Augen, einen roten Mund und viele kleine Löckchen um die Stirn. Sie lächelt ihrem Manne zu und grüßt Marie. Der Mann hat einen stark aufgedrehten roten Schnurrbart. Er ist kurzhalsig und hat leuchtend gesunde Wangen. Er trägt einen gelben kurzen Überzieher. Wie er durch ihr Gespräch durchschreitet, hört er sie von oben sagen: „... und bring' auch Butter mit, ja!" und während er ins Haustor tritt, vernimmt er, wie der Mann feierlich sagt: „Gewiß, Melanie!"

Im Flur steht ein junger Fleischhauergeselle mit weißer Jacke und Lodenhut. Er hat große, blaue Augen, ein gutmütiges Lächeln unter dem kleinen, blonden Schnurrbart. Jetzt wartet er auf ein Dienstmädchen, raucht seine Virginia und blickt aufmerksam die Treppe hinauf. Droben im ersten Stocke geht Marie. Er geht ihr nach, bis er bei seiner Tür ist im zweiten Stocke. Während er den Schlüssel sucht, horcht er, wie sie höher steigt, und hört ihren kleinen Bruder lachen. Sehr rasch kommt eben die Lehrerin nach Hause, die auf demselben Gange ihm gegenüber wohnt. Nur flüchtig sieht er sie an sich vorüberhuschen, sieht schmale, fest aufeinandergepreßte Lippen und fühlt sich von zwei heißen, fragenden Augen gestreift. Er lauscht noch einen Augenblick nach oben und tritt dann in seine Wohnung.

2.

Vor dem Einschlafen fallen ihm plötzlich die heißen fragenden Augen ein, er fühlt sich berührt von ihnen wie von einer heftigen Sehnsucht, die an ihm herumtastet. Bedauern regt sich in ihm und steigert sich bis zur Reue, als hätte er ein inständiges Bitten abgewiesen. Er legt sich in den Kissen zurecht, streckt die Glieder und spürt in allen Gelenken die schmerzende Müdigkeit junger Frühlingstage. Dabei denkt er an den Hund, den er unten auf dem Handwagen gesehen. Er erinnert sich seiner erschöpften, kummervollen Augen und aus der halb schon beruhigten Reue stürmt ein ungeheures Mitleid in ihm herauf, das ihn beinahe zum Weinen bringt. Das Glockengeläute, das vorhin seine Ohren erfüllte, wacht wieder auf und umgibt ihn mit tiefem Brausen. Das ist die Nacht, denkt er, in welcher Faust jenen Selbstmordversuch machte ... und er verfällt in ein riesiges Staunen über den Ausdruck „Selbstmordversuch". Das Wort erscheint ihm



völlig neu und besonders im Zusammenhange mit Faust unbegreiflich. Dann schließt er die Augen und sieht Mariens Antlitz mit der Krone aus goldenem Haar, und sieht rote, blaue und weiße Fahnen mit goldenen Kreuzen, und sieht Mariens kleinen Bruder, der den Teller wie ein Page trägt, und auf dem Teller steht ganz winzig klein der junge, hübsche Herr mit dem gelben Überzieher, er ist kurzhalsig, hat gesunde rote Wangen und sagt feierlich: „Gewiß, Melanie ...“

3.

Der Morgen ist strahlend schön. Dunkelblau und hochgewölbt glänzt der Himmel über allen Dächern. Die Luft ist noch ganz unverbraucht, durchsichtig und erfüllt von einem zarten Duft, wie von einem Hauche der Freude.

Er steht frohgelaunt am Fenster und fühlt sich ganz ermuntert von der heiteren Pracht des Morgens. Er sieht das Sonnenlicht in hellen Fäden auf der Straße und auf den Häusern liegen. Ihm ist, als sei die goldene Krone auf dem Haupte der Marie daran Schuld, als sei ihr Haar, aufgelöst, über diesen Morgen hingebreitet.

Der junge Tag ist blond wie die junge Marie, sagt er zu sich.

Drüben, der Kohlenhändler schließt den Laden. Seine Frau steht sonntäglich angezogen auf der Straße. Sie hat einen kleinen Hut mit einer roten spitzen Feder, der wippt auf ihrem großen alten Kopfe, als habe das bißchen Humor, das in dieser trübseligen Gestalt noch irgendwo verborgen lag, sich aufgemacht und sei da hinaufgestiegen. Die Frau macht ein bestürztes Gesicht, hält den Hals unbeweglich, wie in Angst, alle Leute könnten ihr das bißchen heimliche Wünschen anmerken, nun sie es, sichtbar geworden, auf ihrem Scheitel sitzen hat, sie hält das geputzte Kind auf dem Arme. Das kleine Mädchen hat sein Strickzeug wieder. Sein dünnes Haar ist fest an den Kopf geklebt. Das kurze Zöpfchen noch strammer geflochten. Es trägt den Sonnenschirm seiner Mutter wie ein kostbares Gut, das man sich lange gewünscht und nun endlich in seine Gewalt bekommen. Der Kohlenhändler ist gewaschen, sein Bart gekämmt und er hat einen Zylinder auf. Während er den Laden schließt, fährt der Hund wie toll vor Freude umher. Die ganze Familie ruft ihn an. Man befiehlt ihm, ins Gewölbe zurückzulaufen — umsonst. Er wedelt und bellt und springt an allen empor. Endlich tut das kleine Mädchen, als ob es selbst hinabsteigen wollte. Wie der Blitz schießt der Hund ihm nach und voran. Das Mädchen springt rasch wieder auf die Straße, der Kohlenhändler klappt eilig den Laden zu und man hört nur, wie das getäuschte Tier aufheult. Dann gehen alle fort. Das kleine Mädchen sieht zum Fenster empor, mit koketten, wissenden Augen. Ganz unwillkürlich



rwidert er den Blick, wie man den eines Weibes erwidert. Das kleine Rädchen lächelt.

Er hört den Hund kläglich winseln und tritt vom Fenster weg. Eifrig ieht er sich an und geht die Treppe hinunter. Auf dem Korridor begegnet r die Lehrerin. Sie fliegt wieder an ihm vorbei. Er forscht in ihren Augen; in heiterer, harmloser Blick sieht über ihn hinweg. Das verblühende Ge- icht scheint erfrischt und ihre schlanke Gestalt jugendlich-biegsam. Unten beim Tore hält ein Wagen. Er vermutet, daß ihn das junge Ehepaar aus dem rsten Stocke gemietet habe. Der hübsche Fleischhauer ist in ein Gespräch nit dem Kutscher vertieft. Er trägt heute einen dunklen Anzug und einen chwarzen steifen Hut mit einem Rekrutenbouquet. Sein Nacken glänzt breit ınd rosig frisch. Er wiegt den Kopf, daß die farbigen Papierblumen auf dem Hute rascheln und die Silberfäden zittern. Mit kraftvollen Bewegungen klopft und streichelt er die Pferde.

Dann kommt das junge Ehepaar herab und steigt in den Wagen. Die üppige Frau hat ein paar Maiglöckchen ganz vorne am Busen. Sie schaut mit ihren lächelnden Augen zufrieden umher, setzt sich im Wagen zurecht und der junge Mann nimmt mit einem wichtigen Ausdrucke in dem gesunden Antlitz neben ihr Platz. Gleich darauf fahren sie davon.

Er will Marie sehen und wartet. Ihr Bruder lauft zum Tore hinaus, eine Botanisierbüchse umgehängt.

Der Fleischhauer spricht jetzt mit einem kleinen Dienstmädchen. Sie ist nicht mehr jung und ganz mager, aber er steht dicht vor ihr, leicht vorgebeugt und lacht sie mit seinen gutmütigen blauen Augen an, während er verlegen und erregt flüstert. Sie steht ruhig da und blinzelt prüfend zu ihm auf. Dann geben sie sich flüchtig die Hand und das Dienstmädchen raschelt mit ihren neugebügelten Röcken die Treppe hinan.

Er wartet und wartet, bis ein helles, freudiges Glockenläuten sich von allen Türmen in die Straßen herabschwingt. Dann geht er fort, die sauberen weißen Straßen entlang, schreitet unter den vielen Spaziergängern dahin.

4.

In der großen Kirche steht er ganz rückwärts an der Tür. Das helle Sonnenlicht flutet zu allen Fenstern herein, daß die gemalten Scheiben in tausend reichen Farben glühen. Wie blasse Funken schimmern die vielen brennenden Kerzen auf dem Altare, aus grünem Blattwerk, aus goldenem Zierat. Er sieht tonsurierte Priesterköpfe sich neigen und bewegen. Feine leichte Rauchwolken steigen auf und fliegen hoch empor, bis in die Sonnen- strahlen hinein, die auf den Pfeilern liegen. Ein leises Hallen geht durch



die Kirche von vielen vorsichtigen Schritten, von unterdrücktem Husten und das Murmeln der Gebete läuft an der gewölbten fernen Decke hin. Er hält die Augen zur Erde gesenkt und schaut das Gefüge der bunten Steinfliesen an. Da verdeckt ihm ein blaues Kleid die Zeichnung des Bodens. Er blickt auf und erkennt Marie, die still an ihm vorüber zur Tür hinausgeht. Die goldene Krone ist von einem hellen Blumenhute bedeckt. Aber an beiden Seiten über die Ohren quillt das blonde Haar. Ihre Lippen sind nachdenklich halb geöffnet. Die Zähne schimmern feucht hervor und ihre braunen Augen bleiben einen Augenblick an ihm haften. Dann ist sie verschwunden. Er möchte fort und ihr nach. „ . . . mein schönes Fräulein, darf ich es wagen!" fällt ihm flüchtig ein und die Frage, ob sie wirklich Marie heißt.

Da hebt die Orgel an.

Ihr dröhnender Gesang erfüllt die ganze Kirche. Er bleibt stehen, atmet diese Musik ein, die alle Wünsche bändigt. Eine Erregung wie von leidenschaftlichen guten Vorsätzen überfällt ihn. Er senkt das Haupt bei diesen Klängen, die auf ihn niederströmen und in seinem Ohre vibrieren, als bebten sie vor ihrer eigenen Kraft.

5.

Durch stille Gassen geht er am Nachmittag in den Prater. An alten Palästen vorbei, auf deren Portalfiguren die Tauben sitzen und girren, an Gärten und Häusern voll Ruhe und Sonntagsfrieden. Unten beim Augarten kommt er durch eine leere Straße. Ganz abseits und wie verarmt liegt sie mit trübseligen Fronten da. Er schreitet mitten über die Fahrbahn in der Sonne. Irgendwo in der Ferne spielt ein Werkel und der leiernde Walzertakt dringt störend in sein Denken, mischt sich mit zudringlicher Melodie in seine Vorstellungen. Marie fällt ihm ein mit ihren zarten Schultern und den sanft gerundeten Hüften. Er sieht ihr rundes Gesicht leicht zurückgeneigt und gerötet und er nimmt sie mit sich in den Walzer hinein. Vor seinen Blicken schwebt der lichte Blumenhut und das blaue Kleid und der halbgeöffnete Mund. Dann ist ihm, als käme der Walzer aus dem Schwunge ihrer Lippen hervor. Er schließt die Lider so weit, daß er nur den weißen Bodenstreifen dicht vor seinen Füßen sieht. Die arme Straße verschwindet und er gibt sich einer glücklichen Sehnsucht hin nach diesem jungen Munde mit den schimmernden Zähnen und den sanften braunen Augen, die darüber wachen. Ein Verlangen, das er ganz in seiner Gewalt hat und dem er sich anvertraut, weil die stillen Schmerzen, die er dabei empfindet, ihm angenehm sind. Ein röchelnder Husten schreckt ihn auf. Aus einem Fenster sieht ein dicker Mann in Hemdärmeln heraus und raucht. Er hat ein dunkelrotes, schwam-



miges Gesicht und blickt mit stumpfen Augen auf das ereignislose Pflaster herab.

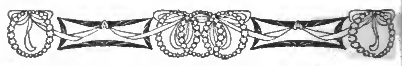
Er beschleunigt seinen Schritt. Ihm ist der Mann widerwärtig, der als Zuschauer von nichts im Fenster liegt, und die Straße entmutigt ihn mit ihrer trostlosen Armut und der Walzer, der ihn verfolgt, macht den Tag so leer und klingt wie mißglückte Freude.

6.

Bei den Praterviadukten steht er wie vor drei großen Pforten, unentschlossen, welchen Weg ins Freie er nehmen solle. Er blickt die große Allee hinunter, wo die Wagen in dichten Reihen auf- und niederfahren und eine glänzende Staubwolke träg über dem Gewühl lastet. Dann sieht er eine Hannakin an, die mit Soldaten im Gedränge dahergeht. Wie in einem großen Erlebnis schreitet sie mit ihrer gesunden Fröhlichkeit einher. Jegliches Denken ist ausgelöscht auf diesem Gesicht, nur der Wille zur Freude lacht darauf offenherzig und entschlossen. Sie zieht die Soldaten wie einen Dienerschwarm hinter sich nach. Und er folgt ihnen. Da findet er sich in einem Getümmel von Geräuschen. Schmetternd stürmen über die Köpfe der Menge Melodien gegeneinander, zerstoßen sich dann und lösen sich auf; abgerissene, kreischende Worte irren in einsamer Großartigkeit umher, schlagen ohne Zusammenhang mit anderen an sein Ohr. Die Luft ist erfüllt von dem Geruche vieler Menschen, von dem Duft nach aufgewühlter Erde und nassen Steinen, von Speisendampf und Bierdunst. Er fühlt die körperliche Nähe all der Menschen ringsum und all derer, die er nicht sieht, die überall hier versammelt sind und sich vergnügen. Und wie tags vorher beim Klange der Glocken meint er jetzt inmitten großer Vorbereitungen dahinzuschreiten. Ein dringendes Erwarten regt sich wieder in ihm, macht ihn bereitwillig und treibt ihn an, beständig etwas zu suchen. Er weiß nicht, was.

Einmal ist ihm, als sähe er den lichten Blumenhut. Er sieht Mariens Gestalt, geschmiegt an einen hochgewachsenen jungen Offizier, der, seinen Arm in den ihren geschoben, sie mit sich fortzieht. Er drängt nach und da ist sie verschwunden.

Später steht er vor dem Ringelspiel draußen unter den Gaffern, hört dem gellenden Orchestrion zu und dann erblickt er auf einem weißen Schaukelpferd das blaue Kleid vorüberkreisen. Es kommt wieder und wieder, er glaubt, Mariens Gesicht zu erkennen, hochgerötet und wie bewußtlos. Oft jagt sie an ihm vorbei. Das Mädchen hat seine Arme um den Hals des Pferdes geschlungen, hält ihn zärtlich umklammert und gibt sich inbrünstig dem schwindelnden Drehen und der befeuernden Musik hin. Endlich hält das



Spiel still. Als er sich aber durchgedrängt hat, da sind die Wagen leer und die Pferde stehen mit feierlichen Glasaugen verlassen da.

Eine ängstliche Besorgnis um Marie faßt ihn, als sei sie ihm anvertraut gewesen und er habe ihrer nicht acht gehabt. Mit Eile wendet er sich den Viadukten zu.

7.

Aus der inneren Stadt heraus kommt er wieder auf den weiten Platz, auf dem die Kirche steht. Ganz menschenleer und ruhig ist es hier. In der Parkanlage sind die Blätterknospen an allen Sträuchern und Bäumen aufgegangen, zeigen ihre zartgrünen Spitzen, als benützten sie den stillen Tag, um ihre blühende Arbeit zu verrichten. Er setzt sich auf eine Bank und denkt an Marie und verfällt in Träume und spinnt Erlebnisse aus, die kommen sollen.

Draußen auf dem Lande ist er mit ihr in einem Garten, der voll lichter Blüten prangt, und er küßt sie, rückwärts auf den Nacken, dicht unter den ersten goldenen Haaren, die sich locken. Und dann führt er sein Denken in lange umständliche Begebenheiten, wo sie ihn betrügt und er ihr Vorwürfe macht. Ein kompliziertes Verfahren erfindet er, wie er ihr hinter alle Schliche kommt und dann mit den unwidersprechlichen Beweisen vor sie hintritt und ihr sagt: „Marie, du hast mich betrogen!“ Ganz laut sagt er das.

Dann aber stürzt er sich gleich in ein anderes Ereignis. Beide sind verzweifelt, weil sich die Folgen ihrer Liebe nicht mehr verhehlen lassen. Sie weint an seiner Schulter und er fühlt, wie ihr Leib vor Angst und Schmerz zittert. Er fährt ihr über das Haar mit der Goldkrone und tröstet sie in ihrem Jammer und der Augenblick von heute morgen in der Kirche fällt ihm ein: „... mein schönes Fräulein, darf ich es wagen? ...“ und das ist ihm wie eine glückliche Erinnerung, die weit, weit zurückliegt.

8.

Wie er in seine Straße einbiegen will, hört er ein furchtbares Geschrei aus dem kleinen Wirtshause. Brüllende Männerstimmen, Frauenkreischen, das Klirren gebrochener Scheiben. Die Tür wird aufgerissen, ein Knäuel kämpfender Menschen stürzt heraus. Er erkennt den Kellner, der mit zerrissenem Kragen und zerrauftem Haar um sich schlägt. Näher kommend, sieht er den Fleischhauer, dunkelrot im Gesicht, wie einen Riesen dreinschlagen. Sein schwarzer Hut fliegt in die Luft und fällt mitten auf die



Straße. Das Dienstmädchen trippelt weinend und heulend um die Raufenden. Da plötzlich ein Aufschrei: „Jesus Maria!" Er sieht den Fleischhauer taumeln, mit den Händen in die Luft greifen. Ein Blutstrahl schießt ihm vorn aus dem Halse.

Er sieht das rote, junge Männerantlitz tödlich erbleichen, sieht noch für einen Augenblick die hübschen blauen Augen angstvoll zum Himmel aufgeschlagen, dann stürzt der Bursche zusammen. Die anderen beugen sich über ihn; einer läuft wie rasend davon; ein anderer ruft: „Halt's ihn auf!"

Er wendet sich und geht wieder die Straßen zurück, die er gekommen. Die Laternen sind jetzt angezündet. Singende Menschen gehen gruppenweise und einzeln dahin. Am Himmel stehen trübe Wolken, hängen schwer herab, wie abgerissene Draperien, verwüstete Dekorationen nach einem Feste.

9.

Es ist spät und er steht beim Haustor und wartet auf Marie. Er möchte sie noch sehen. Sie ist vielleicht schon zu Hause, aber er wartet. Ihr kleiner Bruder kommt eilig daher und verabschiedet sich von einem Kameraden, der weiter lauft. Wie er an ihm vorübergeht, sieht er aus der Botanisierbüchse Frühlingsblumen herausragen. Zusammengestopft hängen sie büschelweise beisammen, welk und erschöpft, mit erloschenen Farben. Der kleine Bruder macht ein scheues Gesicht und hastet die Treppen hinauf. An seinen Hut ist ein weißer Schmetterling gespießt. Der zuckt noch matt mit den Flügeln und krümmt den schmalen Leib.

Dann fährt ein Wagen vor. Die junge Frau steigt aus und wartet. Ihr Mann mit den roten Wangen springt behende nach. Er nimmt sie zärtlich unterm Arm, sie lehnt sich an ihn, winkt ihm mit ihren lächelnden Augen zu, ihre vollen, roten Lippen beben und beide gehen ins Haus. Dann wird das Tor geschlossen.

Er geht ein paar Schritte auf und ab.

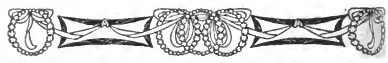
Drüben beim Kohlenhändler tönt Jammern und lautes Weiberheulen. Man hört dumpfe Schläge aus dem Kellerladen, eine wütend brummende Männerstimme, Kinderweinen. Dann noch ein wüstes Poltern.

Er geht wieder zum Tore und will läuten.

Noch ein Wagen kommt und Marie steigt aus. „Gute Nacht!" sagt eine tiefe Stimme aus dem Coupé und man sieht goldene Knöpfe im Finstern blinken. Marie steht beim Haustor, sie winkt und winkt. Der Wagen fährt davon.

Er läutet rasch.

Marie steht da und blickt dem Wagen nach. Ihre Augen glänzen, ihre Wangen sind von tiefer Röte überflogen, der lichte Blumenhut ist zerknittert.



Er steht dicht bei ihr und fühlt, wie ihr Leib zittert. Sie sieht ihn an und erkennt ihn nicht. Ihr ganzes Wesen ist aufgelöst und wie in Trunkenheit erhöht. Ganz fremd ist sie ihm und es scheint, als sei sie nur zufällig aus einem anderen Leben hierhergeweht an das Tor, neben ihm, aus jenem Leben, das ringsum in den Straßen verklingt.

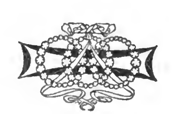
Das Tor wird geöffnet. Er tritt beiseite und läßt sie allein die Treppen hinaufgehen.

Dann erst läutet auch er und eben, als aufgeschlossen wird, kommt die Lehrerin eilig heran und schlüpft hinter ihm ins Haus. Die Treppen hinanschreitend, fühlt er beim schwachen Schein des Zündhölzchens ihre fragenden Augen groß auf sich gerichtet. Droben auf dem Gange läßt er das Licht verlöschen.

„Pardon!" sagt er, streckt die Hand aus und begegnet einer heißen trockenen Hand. Er zieht sie an sich, hält die schlanke Gestalt im Arm und küßt wie sinnlos die zusammengepreßten Lippen, die sich schweratmend öffnen. „Nicht!" flüstert es leise. Sie entwindet sich ihm und er steht allein im Finstern.

Mit klopfendem Herzen tastet er in seine Wohnung. Der Mondschein liegt silbern auf der Diele. Ermattet und mutlos fällt er in die Kissen.

Traumlos kommt der Schlaf und führt ihn zu neuen Tagen.



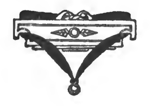
Hans Müller.

Glück.

Wie kann ein Lied der Nachtigall
So ganz nur Glück und Gnade sein?
Ist doch ein kleiner, feiner Schall —
Und strömt aus diesem Lied ins All
Ein Herz voll Süße und Verzeih'n!

An manchem Tag, zu mancher Stund'
Ist jeder Tau dir eine Welt:
Die ganze Welt ein roter Mund,
Das reife Feld mit Gott ein Bund,
Und Gott ist in dein Herz gestellt.

Ein jedes Sonnenstäubchen lebt
Den Traum vom tiefdurchrauschten All,
In jeder weißen Blüte bebt
Dein Herz vor Glück und klingt und schwebt
Und wird ein Lied der Nachtigall.



Leo Ebermann.

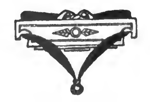
Ursprung der Liebe.

Und fragst du mich, wie Liebe wird geboren? —
Dein Haar ist dunkel, klar ist dein Gesicht,
Das Feuer deines schönen Auges bricht
Durch seid'ne Wimpern — selig, traumverloren.

Doch so gewannst du meine Liebe nicht;
Da ich zu meiner Herrin dich erkoren,
Nicht deinen Reizen habe ich geschworen,
Doch wähne immer, daß der Geist besticht.

Ein Schatten war's vielleicht auf deiner Stirne,
Aus deinem Munde ein verwandter Klang,
Der mir bezaubernd in die Seele drang.

O Herrin, ob dich auch mein Wort erzürne —
Vielleicht das Farbenspiel vom blauen Band,
Das sinnend du gehalten in der Hand.



. St. Gunther.

)ie Hausfrau.

Weit draußen am Ende des ehemaligen Vorortes, dort, wo
ungepflasterte, mangelhaft beleuchtete Gassen auf dürre Gras-
heiden und an verkrüppeltes Gehölz führen, stand das Haus
der Witwe Frühwald. Seine schmale, verwahrloste Stirn-
.te, sein düsterer Flur, die rostigen Eisengitter seiner offenen Gänge und
r übelriechende hölzerne Schöpfbrunnen im Hofe ließen es viel älter er-
)einen, als es war.

Ein kühler Spätsommerabend senkte seine Schleier auf die ärmliche
asse. Mit einem verschossenen dunkelgrünen Halbseidenkleide angetan,
uerte die alte Frau Frühwald auf dem wachstuchüberzogenen Sofa zwischen
'n beiden Fenstern ihres Wohnzimmers. Vor ihr auf dem Tische lag auf-
'schlagen ein ungeheures Gebetbuch, in dem sie mit angestrengten Augen
frig las. Zu ihren Füßen streckte sich ein hochbetagter Pudel in unruhigem
:chlummer.

Halb einem Trödlerladen und halb einer Kapelle glich das enge, däm-
.ernde Gemach. Einen schreienden Gegensatz zu der grotesken Umgebung
'achte ein feuerfester Geldschrank solider, wenn auch nicht gerade jüngster
onstruktion, in dem Frau Frühwald ihre bescheidenen Reichtümer vor der
eidischen Mitwelt zu verschließen pflegte.

Regungslos saß die alte Frau, das faltige, ledergelbe Antlitz tief auf
ie abgegriffenen Blätter gebeugt. Da ertönte von der Gasse her, erst
hüchtern und stoßweise, dann immer mehr anschwellend, das schrille Kreischen
iner Fabrikspfeife. Bald antworteten eine zweite, eine dritte, eine vierte
us verschiedenen Richtungen und Entfernungen. Als der letzte Laut er-
'orben war, klappte Frau Frühwald das Gebetbuch zu und erhob sich.
Jähnend und widerwillig folgte der Pudel ihrem Beispiele. Sie schlurfte
u einem der beiden schwarzen Küchenschränke und entnahm ihm eine klir-
ende Petroleumlampe, die sie mit zitternder Hand entzündete und nach dem
Tische trug. Dann ging sie in die Küche und holte ein Stück Holz. Mit
'em klopfte sie, einen der Teppichfetzen in der Mitte des Zimmers empor-
)ebend, mehrmals heftig auf die nackte Diele.

„Wo nur das Weibsbild heut' wieder bleibt!" murmelte sie dabei ärgerlich.

Gleich darauf erhob der Pudel ein heiseres Gekläff und ein mageres,
jebücktes Weiblein trat mit furchtsamen Gebärden ins Zimmer.

„Frau Vogel," rief ihr die Frühwald scharf entgegen, „Samstag ist heut'!"

„I weiß 's eh, Hausfrau," erwiderte jene in demütigem Tone.



„Na alsdann, wann Sie 's eh wissen, warum tun S' denn dann net Ihnere Schuldigkeit? Gehn S' zu die Wochenparteien und sag'n S' ihnen, sie können schon Zins zahl'n kommen. Sie sind jetzt schon lang g'nug Hausmeisterin bei mir, daß i Ihnen das net immer wieder z'schaffen brauchet."

„I wär' ja eh glei' 'gangen," entschuldigte sich die Getadelte. „Ich hab' halt g'meint, es is noch a bißl z'früh."

„Ah was, z'früh! In einer halben Stund' is 's nacher z'spät. Sechse hab'n s' 'pfiffen, jeden Augenblick müssen die Männer aus der Arbeit z'haus kommen. Alsdann schau'n S' dazua, daß m'r unsern Zins krieg'n!"

Seufzend entfernte sich die Hausbesorgerin. Frau Frühwald schraubte den Docht der Lampe höher, zog aus einer Lade des Schreibspindes mehrere schmierige Zettel und ein winziges Bleistiftstümpfchen hervor und legte beides vor sich auf den Tisch. Dann blickte sie gespannt nach der Tür. Nach einer Weile öffnete sich diese langsam und ein etwa zehnjähriges Mädchen mit zerzaustem strohblonden Haar trippelte herein: „Küss' d' Hand, Hausfrau!"

„Grüß' di' Gott. Hast 'n Zins?"

„Ja, Hausfrau. Da schickt 'n der Vater." Und damit öffnete das Kind die bis jetzt krampfhaft geballte Linke und ließ ein Häuflein nickelner und kupferner Münzen auf den Tisch rollen. Die Hausfrau besichtigte und zählte sie aufmerksam:

„Ein Gulden, eins fünfzig, sechzig, fünfundsechzig. Gut is 's!"

„Küss' die Hand'." Und draußen war die Kleine, viel rascher, als sie gekommen. Die Hausfrau schob das Geld beiseite und machte auf einem der Zettel eine krause Notiz.

Gleich darauf ging die Tür zum zweitenmale. Ein junges, schlampig gekleidetes Frauenzimmer, einen Säugling auf dem Arme, einen verhungerten Knaben neben sich herziehend, näherte sich dem Tische.

„Gut'n Ab'nd, Hausfrau. Sind S' net bös ... I tät' halt recht schön bitten ..."

„Was denn? Hab'n S' am End' kein' Zins?"

„O ja," fiel die andere hastig ein, „ein bißl was schon, nur 'n ganzen net. Ein' Gulden bring' i halt derweil, das übrige kriegeten S' halt am Dienstag."

„Sie, Pichlerin," sagte die Hausfrau hart und klopfte mit dem Bleistift auf die Tischplatte, „das kann net so weitergehn. Sie bleib'n allerweil im Rückstand."

„Nur das einemal hab'n S' noch Geduld, Hausfrau. Mein Mann is halt in derer Wochen wieder zwei Täg' g'leg'n. Aber es wird so bald net wieder vorkommen."

„Na, i bin neugierig. Alsdann geb'n S' her den Gulden. Und daß i den Rest am Dienstag krieg'! Sonst is 's aus mit uns zwei. Verstanden?"



„Sie können Ihnen verlassen, Hausfrau, am Dienstag. Adieu derweil. Sag' schön: Küss' d' Hand, Karl!"

„Tüss' die Hand!" piepste der Range und barg sein schmutziges Gesicht n den Rockfalten der Mutter. Diese verließ mit ihren Sprößlingen eilig as Zimmer.

Und wieder und wieder öffnete sich die Tür und verkümmerte Weiber, erprügelte Kinder, auch bresthafte Männer kamen der Reihe nach herein ind legten Geld, an dem Schmutz und Schweiß klebte, auf den Tisch oder tammelten auch verlegene Entschuldigungen, die sehr ungnädig aufgenommen vurden. Endlich, es war bereits völlig Nacht geworden, hörte das Kommen ind Gehen auf. Frau Frühwald überzählte das vor ihr liegende Geld und verglich es mit ihren kurzen, nur ihr selbst verständlichen Aufzeichnungen. Dann klopfte sie abermals wie vorhin auf den Boden. Die Hausmeisterin, Frau Vogel, erschien alsbald.

„Sie Frau Vogel, das war heut' ein miserabler Samstag. Sie müssen Ihnen mehr annehmen um mich, daß ich meinen Zins krieg'."

„Ja, aber was soll denn i tun, Hausfrau? I sag's den Leuten ja eh in einemfort, der Zins, sag' ich, is die Hauptsach' . . ."

„Um drei Gulden," unterbrach sie Frau Frühwald, „hab' ich heut' wieder weniger eing'nommen, als ich g'rechnet hab'. Hör'n S' zu: Die Pichlerin muß am Dienstag noch achtzig Kreuzer bringen, sie hat's heilig versprochen; die Blumenmacherin vom zweiten Stock hat bitt't, daß s' von der nächsten Wochen an alle Tag ein Sechserl zahlen darf und am Samstag den Rest, auf einmal wird's ihr z'viel; der Schredl, der Marqueur, hat schon wiederum gar nix 'zahlt, weil er noch immer vazierend is, dem wird am Montag aufg'sagt. So. Und was is 's jetzt mit dem Maschinschlosser, dem Medek? Der war gar net herob'n."

„Der Medek? Ich hab' mir's 'denkt!" sagte die Hausmeisterin zögernd.

„Was heißt das, Sie hab'n Ihnen's denkt!" fuhr die Hausfrau auf. „Was soll i denn mit so einer dummen Red' anfangen? Mein Geld will i, net Ihner Denken. Is er am End' gar net z'haus, der Medek?"

„O ja," erwiderte die Vogel leise. „Er hat sich unten in seiner Wohnung beim Brunn' eing'sperrt und spielt sich mit sein' kranken Kind, der Wettl, was erst die Diphtheritis g'habt hat."

„Glei' soll er zu mir 'raufkommen, lass' i ihm sag'n."

Die Hausmeisterin ging. Einige Augenblicke später trat ein berußter, vierschrötiger Geselle mit schweren Schritten ein.

„'b die Ehre!"

„Gut'n Ab'nd, Herr Medek. Sag's S' mir, was is denn das mit Ihnen? Sie zahl'n schon wieder kein' Zins und lassen Ihnen net amal anschau'n?"



„Bitt' ich Ihnen recht schön, Hausfrau," würgte der Gescholtene mit scheuem Blicke heraus, „wenn S' möchten mir noch paar Tag warten. Wenn ich ja sicher zahlen, bis hab' ich wieder Geld. Aber Leich' von Frau hat bald so viel 'kost't und dann Krankheit von mein' klane Madl — und so —." Er fuhr sich mit der geschwärzten Faust über die Stirn. „Is halt schwer bei so armen Teufel."

„Ah was," antwortete Frau Frühwald zornig, „Sie hab'n ja ein' ganz schön' Verdienst und kommen nie aus. Und übrigens geht mich das gar nix an. Heut' is schon die dritte Wochen voll, seitdem S' mit'n Zins zurückblieb'n sein."

„Weiß ich eh," murmelte der starke Mann. „Eb'n deswegn hab' ich mir gar nicht 'rauf getraut."

„Alsdann, so zahl'n S' heut' wenigstens die Hälfte!"

„Ich kann ich nicht."

„Alsdann ein Drittel! Das werd'n S' doch können?"

Diesmal antwortete der Gefragte nur durch ein stummes Schütteln seines großen, eckigen Schädels.

„Na, wissen S'," platzte jetzt die Hausfrau heraus, „das is aber stark! Glaub'n Sie, ich werd Ihnen den Zins einfach schenken? Ah, da irr'n S' Ihnen! Am Montag krieg'n S' die Auffag' und 'klagt und 'pfänd't werd'n S' extra. Fertig. Empfehl' mich!" Und damit drehte sie ihm den Rücken, ging zum Fenster und sah in die Nacht hinaus.

Medek blieb noch eine Weile stehen, als erwarte er eine Änderung dieses grausamen Entschlusses. Als nichts dergleichen geschah, wollte er sich zum Gehen wenden. Da fiel sein Blick auf das Geld, das noch immer im Scheine der Lampe auf dem Tische lag, und dann in unwillkürlicher Gedankenverbindung auf die eiserne Kasse, die an der Mauer halb im Schatten stand. Sein Auge leuchtete drohend auf, seinen Mund umzuckte ein tückisches Lächeln. Seine Faust krampfte sich zusammen. Er maß die Gestalt der alten Frau, die, von ihm abgewandt, am Fenster lehnte. Dann polterte er plötzlich ohne Gruß zur Tür hinaus.

Frau Frühwald sah ihm kopfschüttelnd nach. Dann raffte sie die Münzen zusammen, schrieb noch einige Ziffern auf die Zettel und sperrte Geld und Papiere in den feuerfesten Schrank. „Ich kann dem Medek net helfen," brummte sie, „ich brauch' die paar Groschen notwendiger, als wie die dummen Leut' glauben. Die Steuern werd'n alle Tag' höher und leb'n muß ich doch schließlich auch. Gut leb'n wir ja eh net, wir zwei, gelt Burscherl?"

Der Pudel, an den die letzten Worte gerichtet waren, glaubte daraus eine Anspielung auf das nahe Nachtmahl zu vernehmen. Er sprang in die Höhe und wedelte freudig mit dem Schwanze. Frau Frühwald ging durch



die Küche bis zur Außentür, drehte den Schlüssel zweimal im Schloß herum und befestigte die Sicherheitskette in ihrer Öse. Nachdem sie also ihr Heim verwahrt hatte, nahm sie, zurückkehrend, aus einem der beiden schwarzen Kästen ihr Abendbrot, Streichkäse und ein Endchen Wurst, und verzehrte es in friedlicher Gemeinschaft mit dem Hunde, dessen Aufregung bereits aufs höchste gestiegen war. Dann leuchtete sie mit der Lampe in alle Ecken und Winkel. Ihr Auge fiel auf den wächsernen Christus, der bleich und traurig unter dem Dornenkranze auf sie herabsah. Sie stand still und dachte nach. „Ich werd' dem Medek doch nicht gleich auffagen," sprach sie leise vor sich hin. „Er derbarmt mir. Alsdann warten m'r halt in Gott'snam' noch ein paar Tag'."

In seiner dumpfen Hofwohnung wälzte sich der Schlosser Medek schlaflos auf dem Bette. Wirre Gedanken jagten durch sein Hirn und wollten sich zu einem entsetzlichen Plane ballen. Er drückte die Augen zu, aber durch die gesenkten Lider sah er immer wieder klar und deutlich dasselbe Bild vor sich: eine alte Frau am Fenster, die seiner Not hartherzig das Ohr verschloß, und daneben im Lampenschein Geld, viel Geld zu Häuflein aufgeschichtet, und nur einen Schritt weiter weg ein eisernes Ungetüm, das noch weit mehr Geld in seinem Bauche barg. Wenn er es ihm entreißen könnte! Wenn es möglich wäre, daß all der Reichtum sein würde! Möglich? Und warum sollte es unmöglich sein? Die Frau war alt und schwach und unbeliebt und hauste mutterseelenallein, und vielerlei Menschen gingen tagsüber bei ihr aus und ein. Mit ein wenig Schlauheit und Entschlossenheit —! Dem Manne schauderte. Stöhnend vergrub er sein Antlitz in die Kissen.

Draußen stieg der Mond höher und höher. Nun stand er gerade über dem Hofe. Er schüttete seine Strahlen über den Brunnen vor Medeks Tür und warf den Schatten des plumpen Schöpfwerkes durch das kleine Fenster an die Wand, an welcher Medeks Lager war. Und gerade ober seinem Haupte zeichnete sich der Schatten ab, scharf und riesengroß: der breite Röhrenschaft, der schlankere Schwengel, der wagrecht darüber hinausragte, und die dünne Pumpstange, die daran herabhing. Schwarz und unbeweglich lag das Schattenbild auf der hellen Tünche. Aber nicht mehr den Umrissen eines Brunnens glich es, sondern einem fürchterlichen Phantom, welches das Ende des traurigen Weges bezeichnete, den der Schlosser Medek soeben in halbem Traume betrat.



Hermann Ubell.

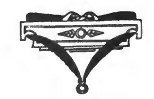
Römische Villa.

Über schwebenden Pinien
Und steilen Zypressen
Im blaßblauen Himmel hängt
Die weiße Maske des Mondes.

Ja, hier könnte die Seele
Jahrlang wohnen
Und ihr traumumhangenes Antlitz
Spiegeln im goldüberstreuten Teich.

Fernher weht Musik,
Stärker duftet der Lorbeer,
Lauter plaudern die Brunnendelphine,
Und die weißen Göttinnen lächeln . . .

Aber mein Herz,
Übersättigt von Schönheit,
Stirbt hin in Wehmut.



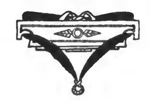
Camill Hoffmann.

Die Schwäne.

Seitdem die schweigsame Kaiserin starb,
Sagt man, sind die Schwäne krank;
Sie nehmen nicht Speise, noch Trank.
Sie schlummern kauernd am toten Gestad',
Man läßt sie nun still, man weiß nicht Rat.

Doch was ein Diener weiter erzählt:

Um Mitternacht kommt der Mond hervor,
Die Bäume sind blau, der Teich ist blau,
Es scharrt kein Schritt, es knarrt kein Tor . . .
Da steht am Teich eine hohe Frau.
Die Schwäne schwärmen am Wasserrand,
Sie speist sie alle aus weißer Hand.
Man hat sie nun oft und oft gesehn,
Doch niemand sah sie kommen und gehn.



Rudolph Lothar.

Regenbogen.

Es ging einmal ein fahrender Bursch durch den Wald, der traf auf einem Kreuzweg ein altes Weib. Das war eine Hexe.

Der Bursche bot der Hexe einen guten Abend und rückte gleich mit seinem Anliegen heraus. Er wollte ein Mittel wissen, um Geld zu kriegen.

„Was kannst denn du?" frug die Hexe.

„Ich kann Verse machen und sie singen," war die Antwort.

„So! Und wovon singst du?"

„Ei, ich singe von allem, was schön ist auf Erden: von schönen Frauen, von Blumen und Schmetterlingen, von Frühlingszeit und Sonnenschein!"

„Und du willst Geld haben?"

„Ja, seht Ihr, gute Frau, die Menschen hören meine Lieder ganz gerne, aber sie geben mir nichts dafür. Wenn ich durch ein Dorf ziehe und singe, so stehen alle Mägde auf den Schwellen und gucken nach mir, hie und da öffnet sich sogar ein Fenster und eine Rose fliegt mir zu. Das freut mich und ich möchte es nicht missen. Wenn ich aber Geld verlange, so fragt man mich, ob ich auch zum Tanz aufspielen könne. Und weil ich das verneinen muß, so gibt man das Geld lieber dem Fiedler, der auf der Kirmeß seinen lustigen Bogen führt."

„So! Und was tätest du, wenn ich dir Geld schaffen würde?"

„Ich würde mir ein neues Wams kaufen und ein neues Paar Schuhe und würde den ganzen Tag Verse machen und singen, denn dann hätte ich keine Sorge um des Essens und des Schlafens willen."

„Dein Schicksal rührt mich und ich will schauen, ob ich dir nicht helfen kann!" sagte die Hexe und strich sich über die Stirne. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Mit den Schätzen sieht es jetzt windig aus. Ich weiß just keinen, der zu heben wäre. Aber ich will dir ein Mittel sagen, wie du dir einen Schuh voll Gold schaffen kannst!" Der Junge horchte hoch auf.

„Geh' aus diesem Walde hinaus, zieh' deinen Weg weiter und schau' nach einem Regenbogen. Wenn du einen erblickst, so zieh' einen Schuh vom Fuße und wirf ihn über den Regenbogen hinüber. Wenn er auf der anderen Seite zur Erde fällt, wird er voll sein mit blanken Dukaten. Und nun geh', mein Junge, schau' fleißig in die Höhe und übe deinen Arm, damit er einen guten Schwung habe."

Damit nickte sie dem Burschen zu und humpelte tiefer in den Wald hinein.



Der Junge tat, wie ihm geheißen. Er trat aus dem Dunkel des Waldes ins Freie und suchte nach einem Regenbogen. Freilich, an den sonnigen, lustigen Tagen, die er bis nun zum Singen benützt, stand keiner am Himmel. Nur wenn es recht gewettert hatte, spannte sich das farbige Tor über der Erde. Und es schien so hoch, daß der Bursche an dem Schwung seines Armes verzagte. Und einen Schuh einem aussichtslosen Beginnen opfern wollte er nicht, denn er hatte kein Paar zum Wechseln. So blieb ihm denn nichts übrig, als fleißig die Kraft seiner Muskeln zu stählen und zu proben und sein Auge an den Glanz des Zieles zu gewöhnen. Unterdessen aber ging mit seinem Gesange eine seltsame Veränderung vor. Die Gewitter, die er durchwandern mußte, klangen durch seine Lieder, der Widerschein der himmlischen Farben spiegelte sich in ihnen, seine wachsende Kraft gab den Tönen eine reichere Fülle. Er sah nun die Welt nicht bloß im Sonnenschein, er lernte sie auch im Grau des Regens, im Elend des Nebels kennen. Wenn er nun durch das Land zog, hörten ihm die ernsten Männer zu, die Jünglinge jauchzten seinen Namen, manch verschwiegenes Herz öffnete sich dem seinen. Und manch einer teilte mit dem Sänger, was er besaß. Der schenkte ihm ein Schwert und der ein Roß. Der Hufschlag seines Pferdes wurde gekannt auf allen Straßen und das Blitzen seiner Klinge leuchtete weithin. Denn er übte seinen Arm, indem er tapfer mitfocht, wo es Kampf und Strauß gab. Wenn ihm aber das göttliche Zeichen des Friedens entgegenschimmerte, stand er still und frug sich, ob er den Wurf wagen könnte.

Aber er wagte ihn immer nicht. Sein Haar wurde weiß und in seine Wangen schnitt die Zeit ihre Kerbe, seine Muskeln waren aus Stahl und seine Stimme wie hallender Glockenton, sein Auge scharf und sicher — er wagte den Wurf immer nicht. Bis seine Zeit gekommen war. Vor der Götterbrücke stand er und hinter ihm lag das Wetter und die Sonne war im Sinken. Tausende hielten den Atem an, wenn er sprach, und Tausende jubelten ihm zu, wenn er sang. Denn er sprach vom Ungewitter, das über die Berge braust und die Kronen im Hochwald niederwirft, er sang von der Sonne, die die Wolken durchbricht und ihr Gold in gleichem Maße allen schenkt, die zu ihr aufblicken. Er gedachte seines Lebens, das zwecklos begonnen hatte und dem ein weiser Spruch einen Sinn gegeben, und er dürstete nach dem himmlischen Schatze, der ihm verheißen worden war. Er grüßte mit seinem letzten Atemzuge den Bogen, der vor ihm sich wölbte, und alle Wonne und alles Leid, das er erfahren, von dem er gesungen, strömte aus seinem Herzen. Und er wagte den Wurf. Dann gab er seinem Roß die Sporen und ritt unter dem Regenbogen hindurch.



Friedrich Adler.

Ein Schrei.

Ein Schrei bricht hallend durch die Nacht!
Ich fahre auf und zitternd bebt,
Wenn lange schon der Klang verschwebt,
Der Schmerz nach, den der Ruf entfacht.

Von wem er kam? — Die Stille ruht —
In einer Stadt wird viel gelärmt,
Vielleicht ein Bursche nur, der schwärmt
Und Luft macht seinem Übermut.

Ich denke dran, und doch beengt
Mich dieser Laut, so schneidend jäh,
In den sich alles Leid und Weh
Mit Allgewalt zusammendrängt. —

Den gellen Ausbruch gab Natur
Dem Leben mit als letzten Rat,
Damit es, sperrt der Tod den Pfad,
Den Retter lenke auf die Spur.

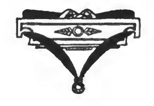
Und von der Erde Lauten all,
Wie voll und reich, wie hell und stark,
Ist keiner, der im tiefsten Mark
Aufruft wie der den Widerhall.

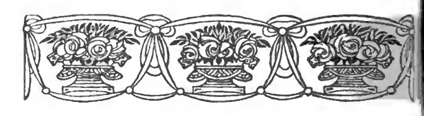
Im weiten Meere sinkt ein Schiff,
Im Walde stirbt ein Mann allein,
Kein Ohr vernimmt den Ruf der Pein,
Der sich am Felsen bricht, am Riff.

Und dennoch dringt er weit hinaus,
Hinaus, der Seele letzt Gebet,
Das vor dem Tod ans Leben geht,
Ans lichte Sein aus Nacht und Graus.

So aus der düstern Schlucht hervor
Klang Rolands Horn, bis es zersprang,
In wildem Weh, mit schrillem Klang
Dem Kaiser Karl beim Mahl ins Ohr.

Es war ein edler Held, der starb,
Und, eh' er hinsank auf den Grund,
Zum letztenmal mit bleichem Mund
Laut um das heiße Leben warb.





Otto Hauser.

Die Letzten.

Erzählung aus der Endzeit.

Der Mann blieb so lange aus und das Kind war krank. Das Weib saß neben dem schwachen Knaben, der fiebernd auf einem Felle lag. Sie hielt die kleine Hand in der ihren, um sie zu wärmen, aber auch ihre war kalt. Dann und wann blickte sie durch den niedrigen Eingang der Schneehütte hinaus über das grünliche, unbewegte Meer. Sie sah bis zum Horizont, wo der graue, schwere Himmel auf ihm ruhte, von ihm nur durch eine feine Linie geschieden. Und der Mann kam noch immer nicht und sie waren so hungrig, sie und das Kind.

Das Weib ließ die Hand des Knaben nicht los und starrte fast unbewußt hinaus auf das Meer, Stunde auf Stunde, vom frühen Morgen, bis die dunkelrote Sonne zum Meere niedersank und ihre Strahlen das bleiche Kind in der Hütte wie mit Blut übergossen. Da trat ein dunkler Punkt vor ihre Scheibe und wuchs und wuchs. Das war Er; endlich kam er.

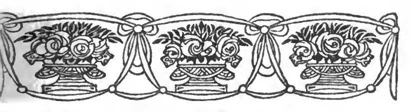
Das Weib zitterte vor Erregung. Hat er Fische gefangen? Haben ihn wieder die großen schwarzen Vögel mit ihren starken Flügeln und scharfen Fängen und Schnäbeln vertrieben, die über alle freien Stellen in der gefrorenen Fläche ihre Kreise zogen und plötzlich niederstürzten, wenn ein Fisch emportauchte?

Da kroch der Mann durch den niedrigen Eingang und nun stand er vor ihr; er hielt ihr seine Beute hin — zwei schöne, silberschuppige Fische — und gab sie ihr, dann aber legte er einen großen Vogel auf das Kind.

„Ah, das ist warm!“ sagte der Knabe.

„Ich habe mit ihm gekämpft und ihn bezwungen,“ erzählte der Mann. „Ich bin schnell gelaufen und darum ist er noch so warm. Es war ein starker Vogel, aber ich war stärker als er ...“

„O, du bist so stark wie der Vater deines Vaters, der den Bären erschlug,“ unterbrach ihn das Weib.



„Es war der letzte," sagte der Mann.

„Und wo ist nun der Vater deines Vaters?" fragte das Kind und streichelte den Kopf des toten Vogels.

„Er ist bei Imi, dem großen Geist, in der Sonne. Da hat er jeden Tag zu essen, und da ist es warm, und alle, die vor ihm gestorben sind, leben dort und auch der Geist meines Vaters ist dahingegangen über das weite Meer, bis es Abend ward und die Sonne niedersank, da ging er auf die Sonne. Und das ist lange her."

Das Weib hatte mit einem uralten Messer die Fische zerschnitten und nun aßen sie.

Es ward ganz dunkel. Das Kind weinte und konnte nicht einschlafen.

„Soll ich das Lied singen von Hukka?" fragte das Weib und der Knabe flüsterte: „Ja, von der Frau Hukka im grauen Mond."

Und das Weib sang mit schwacher, heiserer Simme:

„Frau Hukka wohnt
Im grauen Mond,
Ist viele hundert Jahre alt,
Da sitzt sie in einem großen Wald ..."

„Was ist ein Wald?" fragte der Knabe.

„Ich weiß es nicht — doch schlaf' nun!" sagte das Weib und sang weiter:

„Da sitzt sie und spinnt
Ein silbernes Kleid für mein Herzenskind.
Frau Hukka, ist es bald fertig gesponnen?
Ja, wenn das Kindchen schläft,
Wenn das Kindchen schläft,
Soll es das silberne Kleid bekommen.
Schlaf' nun, Kindchen, schlaf'!"

Sie beugte sich über den Knaben und horchte auf sein Atmen — er schlief —

„Mann," begann sie, „was sollen wir tun? Er stirbt und niemand ist, der uns den Klagesang singt, denn wir sind die Letzten."

„Ich will mit ihm in die Berge. Da wohnt Ulle, der Geist, der alle Wunden heilt, in einer Höhle."

„Aber wo ist die Höhle?"

„Ich werde sie suchen — und finden ..."



Am nächsten Tage, als der erste rote Schein über die grünliche Meeresfläche tanzte, ging der Mann fort, der Sonne entgegen. Den Knaben hatte er in das Fell, auf dem er lag, gewickelt und den toten Vogel nahm er mit. Er wanderte rasch über den eisbedeckten Boden den Hügeln zu, über die sich die Sonne erhob.

„Wohin gehst du mit mir?" fragte das Kind.

„Ich will zu Ulle, dem Geist in der schwarzen Höhle, der soll dich gesund machen. Und du wirst nicht mehr frieren und wirst stark werden ..."

„Wie der Vater deines Vaters, der den Bären erschlug ... Und was ist ein Bär?"

„Das ist ein großes Tier, stark wie drei Männer und dunkel von Farbe und sehr groß ..."

„Und sag', Vater, wo ist nun der große, starke Bär ...?"

„Sein Geist ist bei Imi in der warmen Sonne, aber sein Fell habe ich um dich geschlagen ..."

„Und es ist so warm, weil sein Geist in der Sonne ist ... Dort ist auch dein Vater und der Vater deines Vaters ... Gab es denn so viele Menschen?"

„Es gab sehr viele Menschen, vor langer, langer Zeit, als die Sonne noch gelb war wie die Sterne in der Nacht und der Mond noch silbern wie die Schuppen der Fische ..."

„Fische sind gut," unterbrach ihn der Knabe, „aber wo sind nun alle die Menschen?"

„Bei Imi in der Sonne."

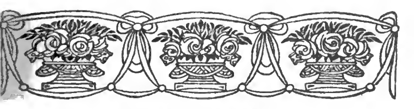
So wanderte der Mann den ganzen Tag und spät abends erst kam er zu den Hügeln und fand eine große schwarze Höhle.

„Ulle!" rief er in die Höhle hinein, und wunderbar! „Ulle!" rief es zurück. Der Mann hatte solches nie gehört.

„Sieh, Ulle wohnt in dieser Höhle!" sprach er. „Laßt uns hier niedersitzen am Eingange! Da kommt er gewiß vorbei, wenn er sehen will, obschon der graue Mond aufgegangen ist, denn der ist seine Sonne. Aber ich will ihm den Vogel geben, damit er dich heilt und groß und stark macht."

Der Knabe umklammerte den Vogel mit seinen mageren Fingern. „Wirf ihn nicht in die schwarze Höhle!" bat er. „Er ist warm gewesen und ich hab' ihn lieb ..."

Aber der Mann wußte, daß Ulle nicht umsonst heile, und darum riß er den Vogel aus des Knaben Händen und warf ihn hinunter in die Höhle.



„Ulle,“ rief er wieder, „heile mein Kind!“

„Mein Kind!“ klang es aus der Tiefe.

Da schrie der Knabe auf und der Mann sah plötzlich ein rotes Licht vor seinen Augen. Dann setzte er sich nieder und wartete, bis Ulle kam. Der graue Mond ging auf und viele Sterne begannen in dem tiefen Blau zu funkeln, groß und nahe. Aber Ulle kam nicht. Der Mann saß die ganze Nacht vor der Höhle, bis an den Morgen. Als es heller ward, sah er, daß der Knabe tot war, und traurig ging er heim. Immer schneller ging er und lief er und preßte im Laufe das Kind an die Brust und noch vor Abend war er bei seiner Hütte.

Da saß das Weib und sah übers Meer. Er zeigte ihr das Kind und sie horchte auf seinen Atem.

„Er ist tot,“ sagte der Mann.

„Er ist bei Imi in der Sonne,“ sagte das Weib.

„Was sollen wir tun?“ fragte der Mann.

„Wir wollen zu ihm!“ sagte das Weib.

Und darauf gingen beide der Sonne zu, die langsam auf das Meer niedersank.



Julius Bauer.

Der Seelenwanderer.

Einst lebte wo ein Überfloh
Ein Leben ohne Müh'.
Der dumme Floh
Benahm sich so
Als wie ein Parvenu.

Obwohl sein Stammbaum ahnenleer,
Der Floh so vornehm haust,
Als stammte er
Von Goethe her,
Von Wolfgang aus dem „Faust."

Er sprang auf eines Buches Rand
Und seufzte Oh und Ach!
Der schöne Band,
Auf dem er stand,
War Gothas Almanach.

Er hüpfte in ein Himmelbett
Zu eines Fürsten Weib
Und sog sich fett
Und tat, als hätt'
Er blaues Blut im Leib.

Dann sucht er heim, oh Infamie,
Des Fürsten Nachtchemisette!
So kam das Vieh,
Man weiß nicht wie,
Zu einer vom Ballett.

So lebt in Saus und Braus der Floh,
In frechem Übermut
Und fühlte froh
Sich im Trikot
Und trank Champagnerblut.

Den Fürsten foppt trotz Schmuck und Sekt
Die vom Ballett enorm
Und plötzlich steckt
Das Flohinsekt
In Leutnantsuniform.

Der Leutnant lebte von der Gage,
Da fiel der Floh vom Fett,
Da kam in Rage
Bei der Menage
Der kleine Springinsbett.

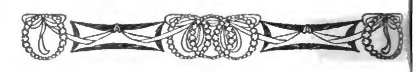
Von einer Wucherseele lieh
Der Leutnant Geld auf Pfand:
So kam das Vieh,
Oh Ironie,
In eines Knickers Hand!

Es sprang vom Manichäer weg
Auf dessen Töchterlein,
Auf das vom Fleck
Der Leutnant keck
Als Freier stürmte ein.

Sie küßt den Leutnant ohne Scheu,
Doch der, es war nicht nett,
Brach ihr die Treu',
So kam aufs Neu'
Das Flohtier zum Ballett.

Und wieder ist in einer Nacht
Der schicksalsreiche Wicht
Wie einst erwacht
In Fürstenpracht . . .
Dann starb er an der Gicht.





Gustav Schwarzkopf.

Ein Hochzeitsgast.

Skizze.

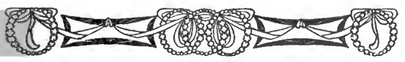
Die Kirche ist überfüllt. Die Familien der Braut und des Bräutigams, welche zu allen Kreisen der Residenz Beziehungen unterhalten, haben wohl an tausend Einladungskarten versendet und dem großen Publikum war durch Zeitungsnotizen bekanntgegeben worden, an welchem Tage und zu welcher Stunde die legitime Vereinigung von zwei großen Vermögen stattfinden würde.

Das Publikum hatte Tag und Stunde nicht vergessen und seine Vertreter, zumeist Frauen, entsendet; nur die Frauen haben Zeit und Geduld genug, um eine Stunde lang auf das Erscheinen einer weißen Moiréschleppe zu warten.

Durch die Rücksichtslosigkeit eines jungen Mannes liefen einige der Damen Gefahr, ihre mit großem Aufwande an Zeit und Mühe eroberten Plätze einzubüßen. Der junge Mann hatte erst wenige Minuten vor Beginn der Trauung die Kirche betreten. Durch einige energische Armbewegungen war es ihm gelungen, sich bis in die erste Reihe vorzudrängen; nun nahm er, sich mit der einen Hand auf das niedere Gitter stützend, den Platz an dem Eckpfeiler ein, ohne sich um die ziemlich lauten, wenig schmeichelhaften Bemerkungen zu kümmern, welche seinen Mangel an Rücksicht und Galanterie kritisierten.

Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als zu tun, wie er getan hatte, wenn er selbst etwas sehen, wenn er gesehen werden wollte. Ursprünglich hatte er sich fest vorgenommen, der Kirche fern zu bleiben, erst in der letzten Viertelstunde hatte er sich dazu entschlossen, dieser Trauung beizuwohnen. Ganz plötzlich hatte ihn das mächtige Verlangen gepackt, dabei zu sein, und dies Verlangen war zugleich so gefällig gewesen, ihm zwingende Gründe zu liefern, die anscheinend unwiderleglich waren.

„Er konnte nicht fern bleiben — es ist eine selbstverständliche Pflicht der primitivsten Höflichkeit, die er erfüllen muß — man würde ihn für undankbar, für unartig halten, wenn er sich dieser Verpflichtung entziehen wollte — ja, es könnte sogar auffallen, könnte besprochen werden, Anlaß zu Vermutungen geben — er war das ihr, mehr, er war das sich selbst schuldig — man könnte sonst glauben, er hätte sich Hoffnungen gemacht, er sei gekränkt,



trostlos, verzweifelt! — wie lächerlich müßte er den Leuten erscheinen! — und überdies in seiner Gegenwart bei dieser Trauung liegt eine Pikanterie, die ihn reizt. Wie hatte er nur einen Augenblick daran denken können, sich derlei entgehen zu lassen?"

Er hatte kaum genügend Zeit gehabt, das durch den breiten Künstlerhut ein wenig plattgedrückte Haar wieder in die gewohnte gefällige Unordnung zu bringen, da erschienen schon die ersten Paare des Hochzeitszuges. Hohe Würdenträger, reiche Kaufherren mit ihren Gattinnen, die Eltern der Braut, die Verwandten des Bräutigams, eine Schar junger Mädchen, von müden jungen Leuten geführt, die bestrebt sind, eine halb gelangweilte, halb spöttische Gelegenheitsmiene zur Schau zu tragen, der Bräutigam, die Braut — „wie schön sie ist".

Merkwürdig! Er fühlt, daß er blaß geworden, sein Herz klopft, eine Unruhe bemächtigt sich seiner — wie komisch! Welche Ursache hat er denn, er — — Ob sie ihn gesehen hat? Kaum.

Die Braut hat nur einmal mit einem leeren Blicke die Menge gemustert, wohl nur, um die Wirkung zu konstatieren, die ihre Erscheinung hervorgebracht.

Jetzt steht sie, vom Publikum abgewendet, und hat den Blick zu Boden gesenkt.

Der junge Mann sieht unverwandt auf die hohe, in schimmernde Seide gehüllte Gestalt.

Er versucht es, sich ein anderes Bild zu vergegenwärtigen, aber seine Gedanken wollen ihm nicht folgen. Die Umgebung, der Myrtenkranz in dem goldblonden Haar der Braut, ihr sittsam gesenkter Blick, dies alles stört und verwirrt ihn; er kann die Vorstellung, die er heraufbeschwören will, nicht festhalten, umsonst bemüht er sich, seine Gedanken zu konzentrieren — in seine Augen, die starr auf einen Punkt gerichtet sind, dringt plötzlich schmerzhaft das Licht der zahlreichen Kerzen, seine Wimpern zucken und unwillkürlich schließt er die Augen.

Da verschwindet der Spuk. Er sieht nichts mehr von dem, was um ihn her vorgeht, er vernimmt nur die eintönige Rede des Priesters, Worte, deren Sinn er nicht folgt, und vor seinen geschlossenen Augen zieht Bild an Bild vorbei.

Er sieht dieses junge Mädchen, welches jetzt vor dem Altare steht, um einem anderen Liebe und Treue zu schwören, der kostbaren Hülle und der Sittsamkeit entkleidet, in seinen Armen ruhen, zitternd vor Lust und Begierde, trunkene, heiße Liebesworte stammelnd. Sein bescheidenes Zimmer ist der Schauplatz dieser Szene, sein Junggesellenheim, das an bestimmten Tagen, zu bestimmter Stunde ihr Fuß betrat. Er sieht sie vor sich, scheinbar zögernd,



sich versagend, durch unzählige Koketterien seine Sinne entflammend, seine Begierde steigernd, er hört ihr übermütiges Lachen, das nicht enden wollte, wenn er es sich einfallen ließ, ihr mit seinen ungeschickten Fingern bei der Toilette behilflich zu sein. Und die nun willige Erinnerung führt ihn noch weiter zurück, bringt ein anderes Bild vor seine geschlossenen Augen, zeigt ihm, wie dieses Verhältnis begann.

Ein prächtiger Raum in dem Hause ihrer Eltern — sie steht vor einer Staffelei — er folgt mit dem Blicke des Lehrers den Linien, die ihre Hand entstehen läßt — wahrhaftig, so selbstbewußt, zuversichtlich, durch Erfolge verwöhnt er auch immer war, er hatte doch niemals daran gedacht, sich diesem stolzen, reichen Mädchen zu nähern, auch nur mit einem Worte den Versuch zu machen — sie hatte ihn genommen, sie war ihm entgegengekommen in so deutlicher, nicht mißzuverstehender Weise — er hätte blind sein müssen, es nicht zu bemerken, albern, nicht darauf einzugehen. Und doch hatte er es nicht gewagt, sie um eine Zusammenkunft zu bitten, wieder war sie es, die Ort und Stunde bestimmte, die jedes Hindernis beseitigte, alle Vorsichtsmaßregeln zur Wahrung ihres Geheimnisses traf. Welch prickelnder Reiz mußte für sie doch in diesem Bewußtsein liegen, ihren Roman zu haben. Wie wichtig kam sie sich vor, wie überlegen fühlte sie sich den anderen! Welche Lust zu täuschen, zu hintergehen, die Gesellschaft zu narren! Wie schlau berechnend, wie vorsichtig sie war! Und dann wieder, wie tollkühn! Ihr kecker Übermut, der sich zuweilen darin gefiel, ihm in großer Gesellschaft ein Zeichen des Einverständnisses zu geben, ihre herausfordernden Fanfaronaden machten ihn oft zittern. Ob sie ihn geliebt hatte? Kaum. Er war ein Spielzeug in ihren Händen. Ihr heißes Blut, Neugierde hatten sie in seine Arme getrieben. Und sonderbar, auch er liebte dieses schöne Mädchen nicht, war nicht einmal verliebt in sie, sie beschäftigte nur seine Sinne, ihr Besitz schmeichelte seiner Eitelkeit. — — Als sie eines Tages zu ihm kam und ihm ruhig lächelnd ankündigte, daß sie sich verloben werde, da fühlte er nichts von Schmerz oder Zorn, er dachte nicht daran, ihr Vorwürfe oder eine Szene zu machen, wie lächerlich hätte sie auch solche Geschmacklosigkeit, solchen sentimentalen Anachronismus gefunden! Ja, er weiß es genau, er ist jetzt imstande, sich darüber Rechenschaft zu geben, er hat damals bei dieser Ankündigung sogar etwas wie Befreiung und Erleichterung empfunden. Sie hatten über das bevorstehende Ereignis geplaudert wie Kameraden, hatten von einander Abschied genommen wie gute Freunde.

Einige Tage später hatte sie ihm selbst ihren Bräutigam vorgestellt.

Es war nur selbstverständlich, daß die Braut keine Zeit mehr fand, Unterricht zu nehmen. Wenn sie ihren früheren Lehrer in Gesellschaft traf, verriet ihm kein Blick, kein Lächeln, daß er ihr jemals etwas anderes gewesen.



daß sie sich seiner erinnere. Sie stand vor ihm, fremd, unnahbar, mit dem hoheitsvollen Blicke der Unschuld aufsehend zu ihrem Bräutigam, wie sie jetzt — der kirchliche Akt ist eben beendigt — zu ihrem Gatten aufsieht.

Wie verächtlich und wie — begehrenswert erscheint ihm, dem Beobachter, plötzlich wieder dieses Weib! Wie haßt er diesen Mann, der neben dem schönen Geschöpfe steht, mit einem ruhigen, freundlichen Lächeln auf den Lippen, dessen Haltung der gleichmütigen Sicherheit des legitimen Besitzers Ausdruck gibt, jener selbstbewußten, verletzenden Sicherheit, die jedes Glück, das sich darbietet, als selbstverständlich hinnimmt — wie haßt er diesen Mann! Nein, hassen ist nicht das rechte Wort, nicht die richtige Bezeichnung für das, was er augenblicklich empfindet. Er fühlt nur das Bedürfnis, diesen Mann lächerlich zu machen, welcher ihm jedoch keinerlei Blößen bietet. Sein Äußeres ist stattlich, sein Benehmen von weltmännischer Liebenswürdigkeit, Verstand und Bildung stellen ihn über das Durchschnittsniveau; er trägt seinen Reichtum mit Anstand und Diskretion und er hat sich mit Geschick und vollendetem Takt in die schwierige Aufgabe gefunden, der Bräutigam einer gefeierten Schönheit zu sein. Nein. Der Mann ist nicht komisch. Selbst den Augen, die durch Eifersucht und Neid geschärft sind, will es nicht gelingen, an diesem Manne einen Fehler, eine Lächerlichkeit zu entdecken. Das ist unerträglich. — —

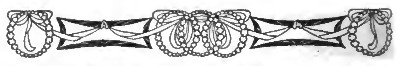
Der Hochzeitszug hatte die Kirche verlassen. Auch auf ihren ehemaligen Lehrer war ein Teil des konventionell-freundlichen Lächelns entfallen, mit welchem die junge Frau die Gratulationen und Grüße quittierte.

Eine schaulustige Menge umsteht den Wagen, welcher die Neuvermählten aufnehmen soll; auch hier hat sich der Beobachter aus der Kirche einen Platz in der ersten Reihe zu erkämpfen gewußt. Sein Vordrängen ist unschicklich, seine ganze Handlungsweise ist taktlos, unritterlich, er sagte sich das selbst, aber das kümmert ihn nicht; sie soll ihn sehen bis zum letzten Augenblick. Sie hat keinen Blick für ihn, sie stützt sich auf den Arm des Gatten, der ihr in den Wagen hilft, dann wendet sie ihre Aufmerksamkeit ausschließlich der Placierung ihrer Schleppe zu.

Der junge Ehemann, der im Verkehre mit Frauen aller Art wohl jede Schüchternheit eingebüßt haben konnte, der in einer reich bewegten Vergangenheit genügende Gelegenheit hatte, sich Gewandtheit zu erwerben, er geberdet sich jetzt ziemlich linkisch und ungeschickt und als seine Hand die Falten des Kleides berührt, überfliegt ein Zittern seine Gestalt.

Der Beobachter hat auch dies bemerkt. In seinen Augen blitzt es triumphierend auf und ein höhnisches Lächeln verzerrt seinen Mund. Ah, endlich hat er's gefunden! Er braucht seine Phantasie nicht allzusehr anzustrengen, um sich eine Szene vorzustellen, in welcher dieser fehlerlose, wohl-

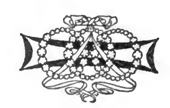
17*



erfahrene, stolze Mann eine sehr lächerliche Rolle spielen wird. Nur mit heiliger Scheu, zagend und bangend, wird er es wagen, sich seinem jungen Weibe zu nähern; welch einen Aufwand an Zartgefühl und Rücksicht wird er entfalten, um das Schamgefühl des keuschen, unschuldigen Kindes nicht zu verletzen! Mit welcher Verehrung und Dankbarkeit wird er auf das holde Wesen blicken, das sich ihm endlich zu eigen gegeben, und welche schmeichelnde, stolze Genugtunng, welche triumphierende Siegerfreude wird ihn erfüllen, eine Blume gnädigst gepflückt zu haben, die demütig dieses Augenblicks geharrt, die nur für ihn sich entfaltet, nur für ihn geblüht hat!

Und wie lächerlich wird er mit seinem Zartgefühl, seinen süßen Blicken, seinen Grimassen und seinem Selbstbewußtsein diesem Geschöpfe erscheinen, das längst alle Scham verlernt hat, das durch einen andern in alle Mysterien eingeweiht wurde! Wie komisch und bemitleidenswert erscheint dieser Mann auf einmal ihm, dem Beobachter!

Groll und Unmut sind von ihm gewichen, er fühlt sich in gehobener, selbstzufriedener Stimmung; er sieht dem dahinrollenden Wagen noch mit einem spöttischen Lächeln nach, dann geht er, eine Operettenmelodie pfeifend, wohlgemut seines Weges.



Hermann Hango.

Mondnacht im Gebirge.

Der Mond steht über den Bergen;
Mir ist, er singt ein Lied,
Vernehmbar nicht uns Zwergen,
Ein uralt Weltenlied.

Zurück neigt er die Stirne
So wie ein Bardengreis,
Die Felsen und die Firne,
Sie horchen im weiten Kreis.

Der alte Himmelsdichter
Singt wohl ein Schlachtenlied,
Daß über die grauen Gesichter
Ein solcher Schimmer zieht;

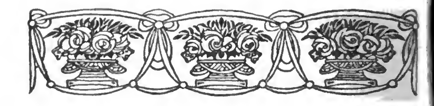
Ein Lied aus Jugendzeiten,
Weltrunen, die er weiß,
Vom ungeheuren Streiten
Der Erde mit dem Eis;

Vielleicht das Lied der Minne,
Zu dem seit Ewigkeit
Nachts auf des Dachsteins Zinne
Der Ring der Elfen rei't;

Vielleicht das Lied vom Ende,
Wenn wieder von dieser Welt
Das Werk der Menschenhände,
Das unrein-kleine, fällt.

Was immer — — die Berge lauschen
Auf ihrer hohen Wacht,
Und, silberne Harfen, rauschen
Die Ströme durch die Nacht.





Roda Roda.

Die klassischen Kanonen.

Es war einmal eine Stadt im Wilajet Schkroda, eine kleine Stadt, aber sehr reich. Sie lag am Meere und ihre Bürger trieben Handel. Den Venezianern verkauften sie Rosinen, Öl und Feigen, den Albanesen ringsum Pulver, Waffen und Tuch. — Sie selber aber behielten das Beste für sich: das lautere Gold. —

Gold gab's bei ihnen überall und fast im Überflusse. Sie wußten es wohl zu verwahren. Es lag in eisernen Truhen, die Truhen in schwarzen Kellern. Über den Kellern standen steinerne Häuser. Um die Stadt aber zog sich eine dicke Mauer mit Bastionen, Lünetten, Zinnen und festen Toren. Vor der Mauer lag ein Graben. Der war mit tiefem, schlammigem Wasser gefüllt und unten auf dem Grunde saßen Fußangeln, spanische Reiter und Wolfspfähle. —

— —

Eines Tages kam ein alter, grauer Edelmann aus Venedig übers Meer und pochte an die Tore der Stadt. Er wolle mit dem Mudir (Ältesten) sprechen, sagte er. Die Wächter hatten nicht Lust, ihn einzulassen, da er ein Fremder war — und fingen einen Streit mit ihm an. Allein ein Ratsbeisitzer, der vorbeiging, tat einen Schritt ans Guckloch, besah sich den Mann und fand ihn ungefährlich. So kam der größte Schlaukopf der Lagunenrepublik, Signore Girolamo della Casa nera, in die Stadt.

Er trat vor den Mudir und sprach: „Herr! Was tätet Ihr, so zweimalhunderttausend Montenegriner, ebensoviele Albanesen und wieder ebensoviele Serben sich aufmachten, Eure Stadt zu belagern?"

„„Sterben, wenn es Allah gefällt!"" antwortete der Mudir.

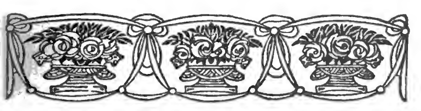
„Ich weiß ein Besseres! — Ich wehrte mich an Eurer Stelle!"

„„Gegen so viele?""

„Viel Feind' — viel Ehr'! — — Sagt, warum können hundert Hasen einem Hunde nichts anhaben?"

„„Weil er Zähne hat.""

„Fürchtet sich ein Büchsenmeister vor hundert Unbewaffneten?"



„„Mit nichten!““

„Seht Ihr! — Nun — ich will Euch Waffen verkaufen, mit denen Ihr Eure Wälle bestücken sollt. — Kampferprobte Waffen. Habt Ihr die, dann mögen sie von allen Seiten kommen, die Feinde und Räuber!“

Der Mudir jagte den Mann zum Teufel, denn die Stadt hatte der Waffen gerade genug. Allein Signore Girolamo della Casa nera gab sein Spiel nicht verloren. Er fragte einen kleinen Jungen nach dem dümmsten Manne der Stadt. Der Junge führte ihn zu Awdi, dem Sohne Selims: der war so dumm, daß er sich für den Gescheitesten hielt. War ein guter Fang für den Venezianer.

Eine kleine Stunde später war Awdi, der Sohn Selims, blutfest überzeugt, daß man die Waffen kaufen müsse.

„Herr,“ sprach der Venezianer, „Eure Klugheit ist unermeßlich wie der Himmel. Aber sprecht, wer ist nach Euch der Weiseste in der Stadt?“ Der Venezianer wußte, daß Awdi nun den Zweitdümmsten nennen würde. Er nannte ihm Asiß den Mektubdschi, einen gar angesehenen Mann und obersten Schreiber der Gemeinde. Signore Girolamo della Casa nera gewann auch ihn und wurde zu Bajesid, dem Drittdümmsten, geschickt. —

So hatte der Schlaukopf bald die Mehrheit der Bürger für sich. Zum Schlusse auch den Mudir selber. Wäre er hübsch nach der Reihe gegangen, der Mudir wäre von fünftausend Bürgern der elfte gewesen. Er ging aber nicht der Reihe nach. —

Als er seine Partei hatte, sprach der Venezianer also zum Volke: „Die Zeiten sind unsicher. Waffen und Männer tun not. — Wer ein Haus hat, muß einen Hund gegen die Diebe halten. — Wer Gold führt, nährt Wächter gegen die Räuber.“ — („Inschallah! Er spricht wahr, der alte Welsche!“) „Und wem vertraut Ihr mehr: dem Knaben, der zum erstenmal die Wehre schwingt, oder dem erprobten Sieger in zwanzig Schlachten? — Seht! Ich will Euch Waffen bringen. Keine solchen, deren Wert man nicht kennt. Nein, klassische Kanonen, Musketen und Schwerter! Das Schwert Attilas des Hunnen, das Schwert des großen Frankenkönigs Karl, das Schwert des Sultans Murad, die Muskete, mit der bei Lützen ein Schwedenkönig getötet ward, Kanonen, mit denen Frundsberg Pavia eroberte, die Feldschlange, die unter Prinz Eugen Belgrad in Brand schoß und die ‚Bellerin‘ von Zenta; die ‚schöne Käte‘ und die ‚faule Grete‘ — alles erprobte, klassische Kanonen.“

Die Bürger setzten ihren Mudir ab und taten Signore Girolamo della Casa nera an seine Stelle. — Sie wogen seine Waffen mit Gold auf. —



Er sprach wieder: „Wem vertraut Ihr mehr: dem Knaben, der zum erstenmal die Wehre schwingt, oder dem erprobten Sieger in zwanzig Schlachten?" — jagte die Wächter fort und brachte allerlei Gelichter in die Stadt, seine alten Kriegsgenossen. War keiner dabei, der alle seine Glieder hatte. Von einem, der besonders tapfer in zwanzig Schlachten gewesen, war nur mehr der Rumpf und der halbe Schädel da. Statt der anderen Hälfte hatte er eine Silberplatte. War aber ein kühner Mann. — Er und die anderen — lauter berühmte, klassische Sieger.

Die Bürger sprachen: „Welches Glück, daß uns die Albanesen nicht damals überfielen, als wir noch so schlecht gerüstet waren — mit jungen, unerprobten Wächtern, neuen Waffen, von denen niemand wußte, ob sie im Kampfe taugen würden."

Die Bürger der Stadt schlafen jetzt ruhig. Sie wissen sich wohl behütet. — Sie fürchten keinen Feind, keine Räuber, keine Montenegriner, denn sie haben treue, klassische Kanonen.

Die Bürger der Stadt werden fett und fetter. Blickt in den Spiegel, es geht Euch ebenso!



Adolph Donath.

Feierabend.

Schon färben sich die Wolken rot,
Tautropfen blitzen in der Saat.
Noch dampft der letzte Rauch im Schlot,
Dann plötzlich wird es still und tot
In der Fabrik. Der Abend naht.

Nun ziehen sie in Reih' und Glied,
Die Arbeitsfrau, der Arbeitsmann,
Zum Dorfe, wo ihr Stamm erblüht,
Und jeder singt sein Lebenslied
So froh, als er's nur singen kann.

Das wärmt den Kranken, jauchzt empor
Und stärkt den Müden, der vor Not
Und Sorge hungerte und fror,
Und mahnt den Bettler vor dem Tor
An seiner Hände Kraft und Brot.

Und kommt die Nacht im Festgewand,
Mit Silbersternen reich geziert,
Träumt mancher, der sich wiederfand,
Von Gütern, die in Stadt und Land
Der Mann der Arbeit selbst regiert.





Ludwig Hevesi.

Das einundzwanzigste Jahrhundert.

Ein Zeitungsartikel aus dem Jahre 1999.

Vorgeahnt von Ludwig Hevesi.

Und wieder einmal neigt das Jahrhundert seinem Ende zu. Wie lange noch und die tausendjährige starre „1" an der Spitze unserer Jahreszahl wird einer jungen, kokett gekräuselten „2" gewichen sein. Auch liegt sie bereits in der Luft und regt die neuen Mac Insterschen Schreibmaschinen auf, welche Tinte, Feder und Papier, vor alters die Grundlage aller Literatur, für immer in die Rumpelkammer gedrängt haben. Da sitzen die Herren und spielen auf der Klaviatur unhörbare Sonaten, welche drei Stockwerke tiefer als gedruckte Artikel sichtbar werden. Lauter Zukunftsmusik, wie unsere Urgroßväter den halbvergessenen Richard Wagner nannten. Alle haben sie das Teleskop des Propheten am Auge und raten jetzt an den Nebelflecken herum, die den Nachthimmel des künftigen Jahrhunderts sprenkeln. Auch von uns erwartet der Leser, daß wir ihm verraten, was wir uns gern von einem anderen verraten ließen, nämlich, wie es nach hundert Jahren in der Welt aussehen wird. Solche Prophezeiungen sind eben Fin de siècle, — um ein jetzt vergessenes Wort zu gebrauchen, das vor genau hundert Jahren so international war wie heute die Erdzeit, die Thespium-Metallwährung, die Krebsimpfung und die Mondforschung. Fin de siècle, ein sonderbarer Ausdruck! So nannte man im Jahre 1899 einen Damenhut, wie man ihn zu Anfang des 17. Jahrhunderts getragen, und eine Pariser Skandalgleichung mit zwei oder drei Unbekannten, und Obligationen des Königs von Dahomey auf schwarzer Menschenhaut, und einen telephonischen Mordanschlag gegen den Zar, und einen Ball der Geschmacklosen mit Ehrenpreisen, und einen Zobelpelz um neun Kronen — und natürlich auch ein Buch über das kommende Jahrhundert. Fin de siècle, da ist alles erlaubt; da sind zweimal zwei fünf und fünf gerade. Wer weiß, ob man morgen noch leben wird, um die Rechnung zu bezahlen, gerade wie Anno 1000, als man den Weltuntergang erwartete.

Nun, wir gestehen es offen, daß wir nicht wissen, wie das einundzwanzigste Jahrhundert sich gestalten wird. Wohl aber können wir auf Grund gewisser Analogien gewisse Schlüsse ziehen. Vor hundert Jahren war man sehr stark in Prophezeiungen über unser soeben ablaufendes Jahrhundert. Eine



ganze sibyllinische Bibliothek liegt vor uns und ladet zum Blättern ein. Blättern wir also.

Hier das Heftchen von Heinrich Lampe, betitelt: „Das kritische Jahrhundert“. Lampe ist ein Schüler Rudolf Falbs, dessen Theorie der kritischen Tage noch immer etwas für sich hat. Lampe geht aber weiter und behauptet, es gebe nicht nur kritische Tage, sondern auch kritische Wochen, Monate, Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende. Weiter geht er nicht. Und das zwanzigste Jahrhundert, verkündet er, werde ein kritisches sein: mit partieller Sintflut, welche die Sahara wieder zum Meeresgrund machen werde, mit einer kleinen Eiszeit und Vergletscherung von allerlei unbeliebten Ländern, mit Erdbeben, Hungersnot und dergleichen. Nun, des Märzen Idus ist heute so ziemlich vorbei und trotz dem seligen Heinrich Lampe steht die Welt noch immer unvergletschert, unverhungert und unerschüttert da, und die Franzosen ärgern sich, daß ihre Sahara noch immer nicht schiffbar ist, obgleich sie Lampes Büchlein sofort in das reinste Französisch übersetzt haben.

Hier das Buch von J. J. Buisson: „Das elektrische Jahrhundert“. Als es geschrieben wurde, sah sich die Welt wirklich so an, als gehe sie einer vorderhand durchaus elektrischen Zukunft entgegen. Unser Planet hieß nachgerade Edisonia, und die Telephonverbindung mit dem Monde schien nur noch eine Frage der Zeit. Und heute blicken wir auf das angebliche elektrische Jahrhundert zurück und müssen es eher das magnetische nennen. Während wir diese Zeilen tasten — ehedem sagte man: schreiben — leuchtet uns ein künstliches Nordlicht, das sich in herrlicher Farbenpracht über die ganze Stadt wölbt; die Städte der Gegenwart beleuchten sich ja mit dem magnetischen Gewitter Humboldts, das sie willkürlich hervorrufen. Ist es nicht seltsam, daß gerade ein Enkel Edisons es sein mußte, der im Jahre 1962 diese großartige Erfindung machte? Und wo ist die elektrische Eisenbahn geblieben, von der man so viel erwartet hatte? Vierzig Jahre lang, von 1905 bis 1945, hat ihr Reich gedauert, und das nicht ungestört, denn die Einradbahn, jenes geistreiche System, das einen Eisenbahnwagen auf einem einzigen Rade wie auf einem Veloziped dahinsurren ließ, machte ihr den Nahverkehr streitig und ist ja noch jetzt mit Recht beliebt. Heute reisen wir auf magnetischen Eisenbahnen, die eine unsichtbare Kraft von Petersburg nach Paris, von Rom nach Berlin zieht. Alles, was sich bewegt, ja auch was haftet, ist dem Magnetismus untertan. Was hätten unsere Urgroßväter, was hätte Mr. J. J. Buisson dazu gesagt, daß wir heute keinen Nagel mehr in die Wand schlagen? Das Bildnis Edisons, des Enkels, uns gegenüber haftet an der Wand durch magnetische Anziehung.

Und was würde heute erst Spencer Airy sagen, der Anno 1894 das „aeronautische Jahrhundert“ schrieb? Er bewies darin haarklein, daß die Erde das zwanzigste Jahrhundert in der Luft erleben werde. „Der Mensch als



Vogel" heißt sein letztes Kapitel, das ja berühmt geworden ist. Zehn Jahre früher hatte der Pariser Humorist A. Robida diese fliegende Welt in einem reizenden illustrierten Buche geschildert, wo man die Omnibusse wie Schwalben über die Dächer fliegen sieht und die Mädchenpensionate wie Züge von Kranichen zwischen den Wolken spazieren flattern. Die Welt wohnt in lauter Eiffeltürmen und betritt die Häuser nur noch durch den Schornstein. Der Luftballon ist den Leuten so geläufig geworden, daß sie nachgerade gar keinen Ballon mehr dazu brauchen, sondern es mit Luft allein richten. Übrigens fehlte ja wenig, so hätte man dem erwarteten Luft-Säkulum sogar die Luft als überflüssig genommen. Professor Busky in Chicago erörterte die Möglichkeit eines Aufsteigens und Schwebenbleibens von Körpern durch eine unleugbar vorhandene, aber noch rätselhafte Kraft, die er Anti-Gravitation nannte. Die Schwerkraft in ihr Gegenteil verkehrt, die Anziehung als Abstoßung wirkend. Er geriet dabei allerdings in die vierte Dimension, doch ist er überzeugt, daß ihm das nächste Jahrhundert dorthin folgen werde. Seine Idee wurde sogar fruchtbar und zeugte den kühnen Mechanikertraum, der in Henoch Bardies Buche: „Lokomotion durch kosmisch-lokale Bewegungsresultanten" entwickelt ist. Auf Professor Busky fußend, glaubt er, daß es vielleicht schon im zwanzigsten Jahrhundert möglich sein werde, mit einem Fahrzeuge in der Luft aufzusteigen und dort stehen zu bleiben, bis die Erdbewegung den geographischen Punkt, nach dem man reisen wolle, unter das Fahrzeug gebracht habe, so daß man sich dann nur noch auf ihn niederzulassen brauche. Man reist also von Bombay nach Paris, indem man aufsteigt und in der Luft wartet, bis Paris unter das Fahrzeug gelangt, worauf man sich sachte auf dem gewünschten Boulevard niederläßt. In der Tat, etwas Bequemeres ist kaum denkbar. Doch was ist aus allen diesen Hoffnungen und Zuversichten geworden? Noch heute fehlt uns sogar der lenkbare Luftballon. Er ist zwar erfunden, die Pariser Akademie hat seinem Erfinder, dem Kapitän Noel, schon im Jahre 1937 den Carnotpreis für aeronautische Fortschritte zuerkannt; die Erfindung ist unleugbar gemacht, nur weiß man noch nicht, wie sie ausgeführt werden kann.

Haben wir nun wirklich ein „technisches Jahrhundert" hinter uns, wie J. M. Whitney es als ganz gewiß verkündete? Man könnte beinahe das Gegenteil behaupten. Heute lehrt man am Polytechnikum die „Philosophie der Technik" und Moritz Wolff hat sich sogar bis zu einer „Maschinenlehre auf Kantscher Grundlage" und — kurz bevor er starb — zu einer „Mechanischen Mystik" verstiegen. Ein starker Drang, auf den Geist der Tatsachen zu gelangen, macht sich unstreitig überall geltend und die großartige Schöpfung der „Royal Deductive Society" in London, die sich allgemach durch ihre Filialen zu einem deduktiven Weltbunde auswächst, dient heute schon der einseitigen Induktion, auf die unsere Großväter schworen, als Gegengewicht.



Seit fünfzehn Jahren hat Philadelphia sogar eine ganze deduktive Universität und man kann nicht gerade sagen, daß sie weniger leiste als irgend eine ebenso junge induktive. Mit diesen Strömungen hängt es offenbar zusammen, daß auch die Weissagung eines „atheistischen Jahrhunderts" sich nicht erfüllt hat. Bacinis berühmtes Buch: „Das Jahrhundert ohne Gott" ist durch dieses Jahrhundert selbst widerlegt. Im Gegenteil, nur zu viel Götter hat die Welt. Als Baburoff um 1920 unter seinen Mitverbannten in Sibirien Geheimprophet der Lehre wurde: jeder Mensch müsse sich seinen Gott machen nach seinem eigenen Ebenbilde, wie jedes Volk sich ihn ebenso gemacht habe seit Anbeginn der Zeiten — da ahnte niemand, daß die Sekte der „Gottmacher" sich in fünfzig Jahren das orthodoxe Rußland erobern werde. Schon 1951 mußte der Zar, um eine Revolution zu verhindern, den Ukas erlassen: Jeder Mensch ist berechtigt, seinen eigenen Gott zu bekennen, muß ihn jedoch bei der Polizei anmelden. Und in Amerika ist diese religiöse Individualisierung so weit gegangen, daß in manchen Städten neben den weltlichen auch geistliche Adreßkalender erscheinen, welche die Götter der Einwohnerschaft verzeichnen.

Das „republikanische Jahrhundert"! hat man das unsere nicht auch so nennen gehört? Viele erwarteten seit 1900 jede Woche die von Hasselt im englischen Unterhause verkündigte „Entkönigung" des Planeten, die aber, wie es scheint, noch immer nicht kommen will. Haben wir doch vor vierzig Jahren in den Vereinigten Staaten sogar jene große Bewegung der Mac Finley-Bill erlebt, welche nichts Geringeres bezweckte, als jedem Staate der Union die freie Wahl seiner Regierungsform zu sichern, das Königtum nicht ausgeschlossen. Wer weiß, ob die Bill nicht durchgegangen wäre, hätte die New-Yorker Börse nicht im Jahre 1954 jenen denkwürdigen Finanzputsch zur Begründung eines Königreiches New-York gemacht, der mit einem furchtbaren Krach zu gunsten eines Ringes von Ausbeutern endete und militärisch unterdrückt werden mußte. Nun, die Mac Finley-Bill fiel und es gibt kein Königreich Alabama und kein Großherzogtum Georgia in der Union und kein Syndikat Kansas und keine Aktiengesellschaft Florida. Dagegen ist Brasilien unleugbar wieder Kaiserreich, denn es hat seinen Bonaparte gefunden — gerade wie Frankreich. Was würde Gambetta heute zu Viktor Napoleon IV. sagen? Oder selbst Freycinet und Constans? Nach neun Präsidenten kam doch wieder ein 2. Dezember, ja vorher sogar noch ein Boulogne, und Frankreich machte sein neunzehntes Jahrhundert noch einmal durch, mit einem dauernderen, obgleich ... besseren Kaiserreich. Und im Jahre 1985 hat die Pariser Akademie der Wissenschaften ein Buch gekrönt, das den Titel führt: „Die Republik als Mittel zur natürlichen Zuchtwahl der Monarchen" von Jules Simon, einem Urenkel des gleichnamigen harmlosen Republikaners im neunzehnten Jahrhundert. Wie ein ironischer Scherz Klios erscheint uns in



diesem Zusammenhange die berühmte Prophezeiung, Europa werde in so und so langer Zeit republikanisch oder kosakisch sein. Was denken wir davon, jetzt, zehn Jahre nachdem Rußland drei Jahre gebraucht hat, um die zähe Kosakenrepublik am Don, die sozusagen über Nacht entstanden war, und ihren Helden, den sogenannten falschen Mazeppa, niederzuwerfen?

Mit dem republikanischen Jahrhundert ist es also nichts geworden. Und ebensowenig mit dem sozialdemokratischen, über das uns ein ganzer Stoß prophetischer Schriften vorliegt. Allerdings, dem vierten Stande ist es gelungen, was vor zweihundert Jahren dem dritten Stande gelang; dafür haben wir heute einen fünften Stand, den besonders der vierte nicht aufkommen lassen will. Das sind die Gelben und Schwarzen, welche jetzt nachgerade Europa zu kolonisieren anfangen. Seitdem China eine zivilisierte Weltmacht ist und ein gewaltiges Kriegswesen besitzt, läßt es sich aus den Vereinigten Staaten nicht mehr abschaffen. Ebensowenig sind die Tatsachen zu leugnen, daß Paris ein japanisches Viertel hat, das in Tokio stehen könnte, und daß in Belgien mehr Kongoneger ansäßig sind als am Kongo Belgier. Es klingt beinahe wie mehr als Scherz, was der Schiffsleutnant Bouvard erzählt in seinem geistreichen Zukunftsbuche: „Ajaccianarivo oder die Eroberung Korsikas durch Madagaskar“. Auch das „koloniale Jahrhundert“ hat man vor hundert Jahren oftmals verkündet; beinahe ist es im umgekehrten Sinne wahr geworden, denn die Farbigen sind gerade daran, die beiden weißen Kontinente zu „erforschen“ und dort sogenannte „Schutzgebiete“ zu erwerben.

Merkwürdig, auch das „unparlamentarische Jahrhundert“, für das der Hochtory Lord Dunsinan 1903 in einem vielbemerkten Buche plaidierte, ist nicht zustande gekommen. Er war freilich nur ein verstärktes Echo von Stimmen, die schon seit Jahrzehnten den Niedergang des parlamentarischen Systems verkündeten. Aber die Parlamente gehen mit ihrer Zeit und bleiben daher lebendig. In unserem Jahrhundert sind sie nach und nach zur Vertretung der verschiedensten Interessen, Vermögen und Kräfte des Staates geworden, ja sogar — wer hätte dies vorhergesehen? — der verschiedensten Ideen. Heute wählt nicht nur das Grundeigentum, das Kapital, die Industrie, sondern auch die Idee des ewigen Friedens, des Armenschutzes, der Emanzipation und so weiter. Nicht der Frauenemanzipation natürlich, denn von dieser ist längst nicht mehr die Rede. Die Frauen sind ja in vielen Staaten gleichberechtigt. Nach und nach sind sie es geworden; man erinnere sich nur, wie Deutschland erst keine Ärztinnen haben wollte, den Frauen aber wenigstens gestattete, Apothekerinnen zu werden, also von der bürgerlichen zur lateinischen Küche überzugehen, was im weiblichen Lager als arger Hohn empfunden wurde. Jetzt ist das vorüber, die Frauen werden alles ... wenn sie wollen. Aber sie wollen nicht mehr. Anfangs stürzten sie sich mit Heißhunger auf alle Studien und die Folge war, daß die Durchschnittsorganismen



zugrunde gingen. Ein halbes Jahrhundert machte aus der großen Mehrheit, in der sich das weibliche Geschlecht vor hundert Jahren befand, eine große Minderheit. Europa zählte um 27 Millionen Frauen weniger als Männer. Da gab es denn bald keine Unverheirateten mehr und damit schwand ein großer Teil jener Strebungen. So hat auch Pharamond Dupuis mit seinem Buche: „Das Jahrhundert der Frau" (400 Auflagen) glänzend Unrecht behalten.

Und nicht zustande gekommen ist auch das „weiße Jahrhundert", von dem ein Elihu Burrit II. geträumt, mit einem Erdball, an dessen Nordpol eine weiße Fahne aufgepflanzt ist. Aber ebensowenig das „rote Jahrhundert" des Professors Schwertlein, des Obersten Reuter, des Colonel Lelion, des Kapitän Drum und noch so vieler anderer. Es ist ja eine ganze Bibliothek geschrieben über die Kriege des zwanzigsten Jahrhunderts. „Der hundertjährige Krieg" heißt das Buch von Anatole Bataille, denn ein dreißigjähriger genügte diesem Herrn nicht mehr, während freilich Maxime Laguerre im „Siebenstündigen Krieg" die Zurückeroberung Elsaß-Lothringens mittels des neu erfundenen Sprengreflektors schilderte. Nun, das zwanzigste Jahrhundert hat überhaupt keinen Krieg zwischen Großmächten gesehen, es war ganz und gar den Kriegsvorbereitungen für das einundzwanzigste gewidmet, das, nach der Versicherung der jetzigen Kriegspropheten, endlich alle gordischen Knoten zerhauen soll.

Können wir daran glauben? Aus den Weissagungen über das zwanzigste Jahrhundert, von denen so wenig Wahrheit geworden, ergibt sich uns der Schluß, daß auch das einundzwanzigste dicht verschleiert ist. Diese Unsicherheit ist das einzige, was wir darüber sicher haben. Und deshalb wird uns der Leser verzeihen, daß wir ihm statt eines Vorblicks auf das künftige Jahrhundert eine Anzahl Vorblicke auf das vergangene ins Gedächtnis zurückrufen. Er wird uns aber auch einst das Zeugnis geben müssen, daß wir ihn nicht mit leeren Phantasien getäuscht haben.



Inhalt.

Seite

Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. und k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.

